833.8 .B73SO C.1
Einen sommer lang; rom
Stanford University Libraries
3 6105 048 210 442

Georg Hermann

Einen Sommer lang

Roman

.8
SO

Lichtbild

Ein lichtes Wölkchen segelt
noch im Blau –,
Ein feinderoller leuchtender Gedanke,
der in dem Kampf des Tags
Sieger blieb.
Wie's unsre Liebe macht,
mein einzig Lieb! –

---

rasche Oberhemdenbeilage 15 –
15 18

Breslau Februar 22.

Digitized by Google

Einen Sommer lang

Borchardt, Georg Hermann

Einen Sommer lang

Roman von

Georg Hermann, pseud.

26.–30. Tausend

STANFORD LIBRARY

1918

Verlag Ullstein & Co. Berlin * Wien

833.8
B77so
652864

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1917 by Ullstein & Co Berlin.

Zwiſchen Feld und Hecken
Führt ein ſchmaler Gang,
Süßes, ſeliges Verſtecken
Einen Sommer lang.

Detlev von Liliencron

Dieſe Geſchichte, die eigentlich keine Geſchichte iſt, hat eine Vorgeſchichte.

Eine Dame — Frau Luiſe Lindenberg — hatte zwei Töchter: Annchen und Hannchen. Ich weiß, das iſt leicht zu verwechſeln. Aber wenn man ſich angewöhnt, Annchen und Hannchen zu ſagen, und das klingt beſſer als Hannchen und Annchen, wird man immer wiſſen, daß Annchen die ältere und Hannchen die jüngere iſt. Und die hatten ſich alſo verlobt. Mit der beſtimmten oder nur unbeſtimmten Abſicht, demnächſt oder ſpäter einmal zu heiraten. Jede der Töchter hatte ſich mit einem anderen und für ſich verlobt. Aber beide — Annchen und Hannchen — ungefähr auf den Tag zur gleichen Zeit.

Frau Luiſe Lindenberg war nicht reich und auch nicht arm. Sie hatte beſcheiden zu leben. Aber zu viel mehr als einem etwas erhöhten Leberecht-Hühnchen-Idyll reichte es nicht. Frau Luiſe Lindenberg war eigentlich noch viel zu jung dazu, um demnächſt Schwiegermutter zu werden. Aber da ſie ſeit weit über fünfzehn Jahren ſchon Witwe war, eignete ſie ſich vorzüglich dazu. Eine Tatſache, die die Beteiligten nicht ſogleich erkannten, die aber ſpäter von Jahr zu Jahr mit ſtets zunehmender Beſtimmtheit ſich durchſetzte.

Alles, was zur Ehe gehörte, hatte Frau Luiſe Lindenberg in ſchnellſter Form, ſozuſagen komprimiert, unter fünfzehn Atmoſphären Druck erledigt. Sie hatte geheiratet mit einem Backfiſchzopf, in einem Alter, in dem ſelbſt die Heldin von Emmy Rohdens „Trotzköpfchen“ noch nicht einmal ohne Gouvernante in die Konditorei geht. Sie hatte zwei Kinder bekommen und ein paar Jahre ſpäter den weit älteren Mann verloren. Und ſo war ſie mit dieſem wichtigen Lebensthema ſchon fertig, wenn andere — und die meiſten — noch gar nicht damit begonnen hatten. Warum und weshalb ſie es nie ernſtlich wieder aufgegriffen, entzieht ſich unſerer Kenntnis. In larmoyanten Auseinanderſetzungen mit ihren beiden Töchtern verſicherte ſie ihnen häufig und nachdrücklich, daß ſie es nur dieſer beiden Töchter wegen getan, trotzdem es ihr an wohlhabenden und anſehnlichen Bewerbern nicht gefehlt hätte.

Aber da die eine der Töchter — die ältere, Annchen Lindenberg — nur ſehr beſcheidene und brockenhafte Erinnerungen an den Vater hatte; und die andere —

Hannchen Lindenberg — ihn in einem Alter ſchon verloren hatte, in dem man erſt ganz dämmernd den Unterſchied zwiſchen einem Menſchen, einer Gummipuppe und einem Baubauhund empfindet, ſo war der Kauſalnexus etwas ſchwer zu begreifen. Was (beiläufig) einen Kenner weiblichen Seelenlebens nicht in Erſtaunen ſetzen wird.

Die Verlobungen der beiden Töchter dieſer Dame aber waren gar keine rechten Verlobungen, indem daß die beiden Männer nach den Begriffen des bürgerlichen Mittelſtandes durchaus nicht zu denen gehörten, die nach ihrer Lebensſtellung das Recht auf die Gründung eines eigenen Hausſtandes — einſchließlich des damit verbundenen Eheglücks — hatten. Sondern — um es kurz herauszuſagen: ſie berechtigten beide zu den ſchönſten Hoffnungen. Das heißt: ſie waren gar nichts, und es war zweifelhaft, ob ſie je etwas werden würden.

Der eine — Eginhard Meyer (Eltern geben oft zu komiſche Vornamen, ſogar wenn ſie Meyer heißen), auch familiär Egi genannt — war Student. Sehr jung noch an Jahren, beſchämlich jung, Gelehrtennatur, reichlich ſchrullenhaft; alſo rückſichtslos und ziemlich unerzogen. Und er hatte ſich nach einer Schulzeit, die reich an Zwiſchenfällen war — denn es gibt ſehr gute Schüler, die ſehr ſchlechte und ſchwierige Schüler ſind — nunmehr der Jurisprudenz zugewandt, ſtocherte aber ein wenig großſprecheriſch in allen möglichen anderen Schüſſeln der Wiſſenſchaft herum, mit der Miene des geiſtig Überlegenen.

Eginhard Meyer hatte durchaus nicht die Abſicht, ſich einmal ſpäter auf dem Brotbaum der Advokatur anzuſiedeln. Auch Öler, Bediener, Werkmeiſter, Ingenieur der großen preußiſchen Rechtsmaſchine zu werden verſchmähte er; trotzdem für ihn väterliche Fürſorge ſchon frühzeitig gewiſſe Schritte unternommen hatte, daß ihm die Tore dieſes Maſchinenſaals nicht verſchloſſen blieben. Nein, Eginhard Meyers Streben ging danach, ſelbſt wieder einmal Lehrer nachwachſender Generationen von Rechtsverſtändigen zu werden, neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen und die Zahl der Bücher über die Rechtswiſſenſchaft um einige zu vermehren.

Wenn Nietzſche recht hat, ſo er ſagt: „Je größer der Mann, deſto größer ſeine Verachtung", ſo mußte unſer Mann, Eginhard Meyer — das heißt, durch Rückſchluß feſtgeſtellt — ſehr groß ſein. Denn er hatte eine maßloſe Verachtung für alles, was Leute vor ihm in ſeinem Gebiete geſchaffen hatten; eine Verachtung, die nur noch durch die übertroffen wurde, die er für jene hegte, die heute auf dem gleichen Gebiete ſich betätigten. Daß er am Rande dieſes keineswegs dornenfreien Weges, den er zu betreten beabſichtigte, die erſten fünfundachtzig Jahre ſeines Lebens kaum große Reichtümer ſammeln würde, war allen Beteiligten und auch ihm klar. Er fand ſich aber mit dieſer Tatſache in dem harten, entſagungsreichen Stolze des Idealiſten ab.

Auch ſeine Braut, Hannchen Lindenberg — man muß das auseinanderhalten! — ein ſehr junges Weſen,

die von ihrer Mutter einen großen Wortreichtum von Pflichtbezeichnungen und ſittlichen Erwägungen erblich überkommen und zeitgemäß ausgebaut hatte, fand gerade hierin einen Anreiz mehr, ſich auf das paſtorale Jahrzehnt einer gemeinſam durchkämpften Brautzeit vorzubereiten und zu verſteifen. Es war eine Märtyrerkrone, die Hannchen Lindenberg ſich mit redereicher Wolluſt auf die wundervollen kaſtanienbraunen Flechten ihres großäugigen Hauptes ſtülpte. Hannchen Lindenberg liebte (vielleicht mehr als ihren Bräutigam) ſolche Märtyrerkronen. Sie hatte das von je getan. Hannchen Lindenberg brauchte ſie und ſuchte ſich, wie ſpätere Jahre zeigten, ſtets wieder eine neue, wenn die alte ſchadhaft und unanſehnlich geworden war und die Blicke der Umwelt nicht mehr genügend auf ſich zog.

Zum Schluß lag aber nach menſchlichem Ermeſſen der Fall keineswegs ſo verzweifelt und ausſichtslos, wie die beiden — Egi Meyer und Hannchen Lindenberg — in langen Spaziergängen ſelbſtzerfleiſchend ſich ausmalten. Denn da die Eltern des jungen Herrn Meyer für recht wohlhabend gehalten wurden — es auch wohl waren —, ſo war anzunehmen, daß ſie im Verein mit Frau Luiſe Lindenberg ein Machtwort ſprechen würden, um eines ſchönen Tages den entnervenden Stellungskrieg der Brautzeit in die offene Feldſchlacht der Ehe zu überführen. Die ſoziale Frage dieſer beiden war — wie die meiſten ihrer Art — nämlich einfach mit dem Geldbeutel zu löſen. Soweit alſo waren ſich alle Außenſtehenden eigentlich einig.

Nur w a n n es geſchehen würde, und wann — um es kurz und rund zu ſagen — allen (außer den Brautleuten, die ſich in ihrer Rolle gefielen) dieſe Hin- und Herzerrerei zu dumm würde . . . darüber war man ſich noch nicht im reinen. Denn es iſt merkwürdig, wie ſchwerfällig Menſchen von Entſchluß ſind, ſowie es heißt, ſich vom Geld trennen.

Ungünſtiger, übler und dunkler lag der Fall der älteren Tochter der Dame — der Fall Annchen Lindenberg.

Der Mann, der in ihr Leben getreten war, hatte die erſten drei Jahrzehnte oder richtiger die erſten zweidreiviertel Jahrzehnte ſeines Lebens damit verbracht, es zu nichts zu bringen. Er konnte kaum ſich ſelbſt erhalten, geſchweige denn hatte er die Ausſicht, noch einen oder mehrere Paſſagiere jemals auf ſeinen Lebenskahn mitnehmen zu können. Er hieß nebenbei: Fritz Eisner.

Fritz Eisner hatte nach einer ziemlich nutzlos und beſchränkt angewandten Jugend einige Jahre mit faſt noch geringerem Erfolg Kaufmann geſpielt, dann auf der Univerſität ein paar beſcheidene Löcher ſich in den dicken Mantel ſeiner Unbildung geriſſen, ein paar Bücher geſchrieben, die ihm nichts eingebracht als unendlichen Ärger mit der näheren und weiteren Familie, und die dem Verleger noch außerdem Unkoſten bereitet hatten. Jetzt begann er für Zeitungen ſich zu betätigen und war der Meinung, daß man das Weſen eines Malers und ſeiner Werke erſchöpfe, wenn man dieſe möglichſt eingehend mit ſchön gewählten Worten

beſchriebe. Und da das ein Geſchäft war, von dem nur ein unverbeſſerlicher Optimiſt behaupten könnte, daß es ſeinen Mann nähre, ſo waren für das gute Mädchen, das ſich an ihn und das er an ſich gebunden hatte, die Ausſichten ſcheinbar wirklich recht trübe. Denn hinter ihrem Freund ſtand keine Familie, die etwa in den Geldbeutel gegriffen hätte. Und wenn ſie ſelbſt den guten Willen dazu gehabt hätte — was man nachher immer behaupten kann — ſie hätte die Hand verdammt leer aus eben dieſem Geldbeutel zurückgebracht.

Daß es einige Leute in der Welt gab, die ſich trotzdem von Fritz Eisner etwas verſprachen, ſoll ebenſo wenig verſchwiegen werden, wie daß er ſich um ſeine Zukunft aus angeborener Gleichgültigkeit wenig Sorgen machte. Aber mit dem Schriftſteller — und das war er nun mal — iſt das ſtets eine üble und ungewiſſe Sache. Entweder kommt er früh zu Erfolg, ſo iſt das zwar ſehr nett, aber man kann verſichert ſein, es hält nicht lange an. Oder er kommt früh nicht zu Erfolg, dann beweiſt das durchaus noch nicht, daß er ſpäter welchen haben wird. Und ſo lag's hier und mit ihm.

Fritz Eisner jedoch ſah den Dingen mit großer Ruhe entgegen. Er hatte zwar keine hohe Meinung von ſich, denn er wußte, was wirklich gut iſt. Hinwiederum war es ihm nach kurzer Tätigkeit doch ſchon zu Bewußtſein gekommen, daß die meiſten anderen auf den Gebieten, auf denen er arbeitete und arbeiten wollte, auch ſehr wenig Beachtenswertes boten und endlich

nicht allzu übel dabei fuhren. Und das ermutigte ihn, ſofern er ſich überhaupt einmal Gedanken machte, was ſelten vorkam. Denn er war Inſtinktmenſch, nicht ungrübleriſch, hart, ziemlich verbittert in freudloſer und enttäuſchter Jugend, nicht ſehr umgänglich, viel mit ſich beſchäftigt, und er ging dabei doch aller Selbſtzerlegung vorſichtig aus dem Wege und war der feſten Meinung, daß ſein unbewußtes Ich ſein bewußtes Ich ſchon richtig gängeln würde.

Immerhin war er das ſtrikte Gegenteil von dem, was man ſich als einen richtiggehenden Bräutigam vorſtellt, und von dem, was eine Mutter ſich als Gatten für ihre Tochter erträumt. Und da Fritz Eisner zwar der Geburt und Familie nach zum guten Mittelſtande gehörte, aber bisher und zurzeit noch niemals ſich dort bewegt hatte, vielmehr einſam, ſchlecht gekleidet oder in den Kreiſen armer, kleiner und harmloſer Bohême dahingelebt hatte, kurz das Mädchen aus gutem Hauſe, den Ball, die Geſellſchaft, das Kränzchen, den Beſuch, die Verwandten, das Theater, das Konzert, die Einladung, den Ausflug, das Picknick, den Badeort, die Sommerreiſe, den Flirt, den Sport — all die Dinge, die junge Männer und junge Mädchen aus guten Häuſern zuſammenbringen, nie kennengelernt hatte, ja, ihnen mit ſpaniſchem Stolz im Bogen aus dem Wege gegangen war, ſo eignete ſich Fritz Eisner auch ſehr wenig zu ſeiner neuen Würde und begriff noch weniger, wie er in dieſe merkwürdige Lage gekommen war. Er hatte nämlich vordem auch nie mit einem Gedanken

daran gedacht, zu heiraten. Eine Möglichkeit war das, die ſo außerhalb ſeines Vorſtellungskreiſes lag wie der Bau einer Dynamomaſchine für einen Foxterrier.

Bevor wir nun von den beiden jungen Mädchen — Annchen und Hannchen Lindenberg — reden, müſſen wir uns aber doch einmal die Frage vorlegen: wie ſind denn dieſe zwei merkwürdigen und im bürgerlichen Sinne unüberlegten und unklugen Verlobungen eigentlich zuſtandegekommen? Wie kamen dieſe beiden jungen Mädchen, beſtimmt, Gattinnen braver Männer wie Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte — alſo reputabler, durchaus proſaiſcher, zahlungsfähiger, im Leben ſtehender Menſchen zu werden ... und die hierzu mit vielen reizenden Nichtigkeiten dreſſiert, geſchaffen und erzogen waren, die in keiner Weiſe ſeeliſch oder geiſtig auffallend vom Durchſchnitt abwichen .... wie kamen Annchen und Hannchen dazu, auf ſo fragliche Verſuche ſich einzulaſſen? Und wie kam Frau Lindenberg dazu, ſie, wenn auch unzufriedenen Gemüts und nicht allzu freudigen Herzens, zu billigen?

Wie kam es, daß zwei — oder richtiger vier — junge Leute in dieſe etwas ſchwierige Sache hineingeraten waren wie verirrte Wanderer in die Sümpfe?

Dieſe Fragen werden in ihren letzten Tiefen nie beantwortet werden. Und ſie gehen uns eigentlich auch gar nichts an. Denn wir werden uns hier keineswegs mit der Kehrſeite der Medaille zu befaſſen haben, ſondern werden unſere Freude finden an den hübſchen Lichtern, die über ihre blankgeputzte Vorderſeite einſt ſpielten.

Also woher dieſe überraſchende Doppelheit der Fälle? Man könnte ja vielleicht meinen, daß die „jugendliche Übereilung“ hier eine Lage geſchaffen hätte, von der es kein Zurück gäbe. Aber ich bitte wirklich allerinſtändigſt, auch nur den blaſſen Schatten dieſes Gedankens weit von ſich zu weiſen. Ich würde mit ſolcher Belaſtung dieſe Geſchichte gar nicht zu ſchreiben wagen. Sie iſt eine ungewöhnlich ſittliche Geſchichte, und wer das Gegenteil in ihr zu finden hofft, der fange erſt gar nicht an, ſie zu leſen. Sie ſpielt nur in guter Geſellſchaft, meine Geſchichte, und außerdem noch im vorigen Jahrhundert, das noch nicht in jener verabſcheuungswürdigen Leichtfertigkeit ſich gehen ließ, wie ſie leider das Kennzeichen des gegenwärtigen geworden iſt. Und wenn ſie auch im allerletzten Jahre des hingeſchwundenen Säkulums ſpielt und dadurch manche Symptome der Übergangszeit kaum wird verbergen können — ſie iſt trotzdem eine in den Haupt- und Nebenperſonen ſtreng ſittliche Geſchichte. Ich bitte, dies ein für allemal feſtzuhalten.

Die Verlobungen waren in ganz anderer Weiſe zuſtandegekommen. Es waren einfach zwei Verliebungen, wie viele ihrer Art täglich ſich knüpfen und wieder verlieren, die aber eines ſchönen Tages in den Geſichtskreis der Familien kamen und dadurch zu Verlobungen wurden — und die, was die Sache noch reizvoller geſtaltete, zuerſt als geheime Verlobungen vor dieſen galten; indem man ſie nicht in die Zeitung rückte, ſondern ſich damit begnügte, ſie auf ſämtlichen Märkten Berlins ausſchellen zu laſſen.

Eine richtige Verlobung kann — wenn man einsieht, daß sie ein Irrtum war, und fürchtet, sie wird nichts Gutes im Gefolge haben — gelöst werden. Eine geheime Verlobung, von zwei Familien zusammengemanscht, ist unlösbar. Ich glaube überhaupt, daß der Bürgermeister von Magdeburg Guericke für seinen berühmten Versuch mit der luftleeren Kugel, die fünfundsiebzigtausend Pferde auf jeder Seite nicht auseinanderreißen konnten, gar keine Metallkugel, sondern — um sicherer zu gehen — eine geheime Verlobung genommen hat.

Nun zu den beiden jungen Damen. Da sie drei Jahre auseinander waren und die jüngere an neunzehn Jahre war, war die andere zweiundzwanzig Jahre.

Hannchen Lindenberg, die Neunzehnjährige, war ziemlich groß für eine Frau, sehr schlank, schmal, dünngliedrig, mit kastanienbraunem, rötlich angeflogenem Haar und sehr schönen, feuchtschimmernden, großen, grauen Augen, von denen sie reichlich nach allen Seiten Gebrauch machte; etwas englisch, etwas Rossettityp. Mund, Nase, Stirn, kleines Kinn — nichts sonst an ihr war anders als gewöhnlich, und doch segelte dieses ganze junge Menschenwesen unter der Flagge einer absonderlichen Schönheit, die allerhand Dinge geistiger und seelischer Art versprach, die zu halten ganz außerhalb ihrer Macht lag. Denn Hannchen Lindenbergs natürliche Grenzen waren wirklich ziemlich eng. Trotzdem hatte Hannchen Lindenberg eine beispiellose szenische Begabung, wußte sich stets mit einem Nimbus von Streben, Interessiertheit, aufopfernder Tätigkeit

wortreich zu umgeben, ohne hierbei im geringsten sich an die Tatsachen zu halten. Ja, es war geradezu bewundernswert, wie souverän und überlegen Hannchen Lindenberg mit ihnen schaltete und in freier Erfindung mit ihnen umsprang. Und zwar tat Hannchen Lindenberg das mit so einem Aufwand von Worten und unter so geschicktem Lavieren, daß manche lange Jahre brauchten, bis sie dahinterkamen, daß Hannchen Lindenberg wie eine halbleere Zigarettenschachtel nur amüsante Verpackung ohne nennenswerten Inhalt war.

Hannchen Lindenberg hatte, wie ihre Schwester Annchen, eine Höhere Mädchenschule unter privater Führung besucht, die ihre Schülerinnen nur nominell über das volle Analphabetentum der Fellachinnen erhob. Und auch hier noch hatte Hannchen — denn sie hatte einen harten Kopf zum Lernen — ungewöhnlich wenig mit hinausgenommen. Dann hatte sie unter Hängen und Würgen eine Prüfung als Kindergärtnerin bestanden; doch empfahl man, sie vorerst nicht ohne die Aufsicht einer wirklich geschulten Kindergärtnerin etwa gegen irgendwelche armen Opfer ihrer Erziehungswut loszulassen.

Seitdem aber trug Hannchen Lindenberg Stehkragen und galt bei ihren Freundinnen (sie hatte deren fünf Dutzend, neigte zur Freundschaft) als ein „wertvoller Mensch". Seitdem versuchte Hannchen Lindenberg ständig, Väter, Mütter, Großmütter und Tanten über Erziehungsfragen zu belehren — Probleme, die man systematisch anfassen müsse. — Seitdem sprach Hannchen Lindenberg von ihren pädagogischen

Arbeiten, stürzte mit einem kleinen Mäppchen unter dem Arm durch die Welt und sprang jedem Unbeteiligten mit Pestalozzi, Fröbel und Kant, über dessen Ansichten in diesen Fragen sie sich einmal grundlegend zu äußern gedachte, unter die Nase. Wie sie überhaupt ein sehr wortreiches Mädchen war. Auch erzählte sie gern, daß die Mitarbeit an den wissenschaftlichen Werken ihres zukünftigen Mannes und jetzigen Bräutigams Eginhard Meyer sicherlich einmal den schönsten Teil ihres ehelichen Lebens ausmachen würde. Hannchen Lindenbergs Gesundheit war nebenbei nicht gerade kapitelfest, und sie wurde ständig noch durch irgendwelche Gewaltsamkeiten — körperliche, geistige, seelische — überspannt.

Man wäre aber nun auf durchaus falscher Fährte, wenn man vielleicht glaubte, daß Hannchen Lindenberg dem männlichen Geschlechte etwa sehr kritisch gegenüberstand oder gar — bis auf die eine Ausnahme bisher — abhold gesinnt gewesen wäre. Nein. Trotz ihrer neunzehn Jahre — wir sind ja im allgemeinen geneigt, den Zeitpunkt des Erwachens der weiblichen Seele zu spät anzusetzen — also trotz ihrer neunzehn hatte Hannchen Lindenberg (vielleicht aus Klugheit) wohl schon so einem halben Dutzend von Jugendfreunden, angehenden Referendaren, werdenden Ärzten, Ingenieuren, Lehrern, ja sogar einfachen Kaufleuten (einzeln oder mehreren zu gleicher Zeit) zärtlich versprochen, „auf sie zu warten“. Und die waren nun alle von der neuen Wendung der Tatsachen ziemlich enttäuscht. Und sie ertrugen diese Enttäuschung je

nach ihrem Temperament: schmerzreich in sich selbst zurückgezogen; brieflich sich austobend unter Zuhilfenahme von Heines „Buch der Lieder", das ja hierfür manche treffliche Verszeile enthält; oder, sofern sie robustere Naturen waren, stellten sie, wie wir noch sehen werden, die Ungetreue und machten ihr bedenkliche Szenen. Ja, einer — wie wir noch hören werden — trug sich sogar damit, es dem Gottesurteile des Zweikampfes zu überlassen, wer die Braut heimführen sollte.

Das gibt natürlich gar keinen Grund, im geringsten abfällig über Hannchen Lindenberg zu urteilen, und es sei versichert: Trotz alledem war sie ein reizendes Mädchen: sehr lebhaft, ewig für andere beschäftigt, tausenderlei Dinge besorgend, für Menschen, die sie gar nichts angingen und es ihr nie dankten, unermüdlich fleißig im Haus und in der Wirtschaft, unordentlich vor Ordnungsfanatismus, der alles stets durcheinanderjagte — denn nur die ruhenden Dinge können ihre Ordnung bewahren, und ewig Staubwischen wirbelt den Staub auf —; war sehr handgeschickt, die geborene Dilettantin, die alles versuchte und sich immer leidlich aus der Affäre zog. Aber eine Schneiderin hätte die Bluse besser im Sitz, geschmackvoller und billiger, ein Tischler das Regal stabiler und für den halben Preis aufgebaut. Auch war Hannchen Lindenberg nicht witzlos und durchaus nicht ohne persönliche Eigenart, und nur durch die leidige und krankhafte Sucht, immer mehr scheinen zu wollen, als sie war, nahm sie sich viel von dem Zauber, der wie von selbst und ohne all

ihr Zutun ihre junge schlanke Person umspielte. Ein stärkerer Zauber als bei mancher sonst ... denn neunzehn Jahre sind ja auch so schon fast stets schön und blumenhaft.

Solcher Dinge war sich die ältere Schwester Annchen Lindenberg aber durchaus bewußt. Und Annchen war im Frauensinne viel zu klug, um sie etwa zu zerstören. Sie besaß viele jener netten und lieben Eigenschaften, die ein junges Mädchen vor Gott und Menschen angenehm machen. Ganz im Gegensatz zu ihrer Schwester Hannchen hatte Annchen auf der Schule einen guten Kopf gehabt, der das wenige, das man von ihm forderte, stets spielend bewältigte und sofort wieder mit Freuden vergaß, auch wohl in den Zusammenhängen oder seiner Notwendigkeit nie begriffen hatte. Aber auf so etwas wird ja in der Schule kein Wert gelegt. So war Annchen Lindenberg also zum Schluß von der Schule zwar ein halbes Dutzend leicht angefrömmelter Prämien in Goldschnitt und abscheulich gepreßten Leinewandbänden, aber sonst nichts Zusammenhängendes geblieben; — und auch sie begannen schon aus dem Leim zu gehen. Und später hatte Annchen Lindenberg sich auch mit dem wenigen begnügt, das ihr durch den Zufall irgendwelcher Gespräche und durch Freunde — denn, so eine Frau etwas von Astronomie versteht, hat sie sich sicher nie für den Sternenhimmel, sondern immer nur für den Assistenten der Sternwarte interessiert — also durch Freunde angeflogen war.

Es gab nichts in der Welt, das Annchen Lindenberg nicht spielend gelernt hätte, und nichts, das zu

lernen Annchen Lindenberg etwa Luſt verſpürt hätte. Sah die andere, Hannchen, überall Probleme, ſelbſt im Brotſchneiden, ſo ſah Annchen nirgends welche ... oder, wenn ſie ſie von der Ferne erblickte, ſo ging ſie ihnen fürſichtiglich im Bogen aus dem Wege.

Annchen Lindenberg war dabei ebenſo oder faſt ebenſo häuslich, fleißig, nähſam, mußte wie die anderen überall zugreifen, Bluſen und Schürzen ſelbſt waſchen und plätten. Sie trug die kleinſte Fahne wie eine Pariſer Toilette und doch dabei etwas bohêmehaft und mit leicht genialer Schludrigkeit. Und deshalb zauſten Annchen die Robuſteren, Mutter und Schweſter, gern. Und da Annchen Lindenberg weicher war und die Tränen ihr locker ſaßen, hatte ſie einen harten Stand zwiſchen ihnen, wie ein Singvogel zwiſchen den Spatzen.

Irgend ſo ein Tröpfchen überkommenes Theaterblut kam zudem ſtets wieder bei Annchen Lindenberg durch. Und ſie war ganz und gar Weltkind ohne jegliche Myſtik, liebte in beſcheidenen Grenzen alles Hübſche dieſer Erde und gab ſich mit Aufrichtigkeit all den Dingen hin, die das Herz eines jungen Mädchens raſcher ſchlagen laſſen.

Annchen Lindenberg war klein, zierlich, hatte Paſtellfarben und ein wenig kurzſichtige Gazellenaugen; dazu ein franzöſiſches Figürchen, und ſie erzählte deshalb, wie viele ihrer Art, daß ſie ſicher ſchon einmal als Marquiſe im achtzehnten Jahrhundert gelebt und damals — ſie erinnerte ſich deutlich! — zum Schluß

auf der Guillotine geendet habe. Was sie heute keineswegs bedauerte.

Von dieser Zeit war Annchen Lindenberg auch eine gewisse Vorliebe nicht für französische Literatur, aber für französische Bücher geblieben. Annchen las sie, um die Sprache nicht ganz zu verlernen, wie sie sagte. Schmale gelbe Heftchen waren das mit reichlichen Illustrationen, die alle im Wesen gleich waren, wie auch die Bücher im Inhalt gleich waren ... trotzdem jedes einen anderen Titel hatte und jedes von einem anderen Verfasser stammte. Sie zeichneten sich durch die Bank dadurch aus, daß sie mit einem gewissen eleganten Freimut Dinge behandelten, die das deutsche Schrifttum jener Zeit nur erst zaghaft in die Debatte zog, wenn es nicht der Ächtung aller gesitteten Menschen und besonders der lesenden Frauen anheimfallen wollte. Im Französischen aber waren diese Dinge durchaus diskutabel und durch die Ferne einer fremden Sprache gleichsam in ein transzendentales Entzücken erhoben.

Man denke aber deshalb nicht etwa schlecht von Annchen Lindenberg: Sie war trotzdem ein reizender Backfisch von zweiundzwanzig Jahren, berühmte Tänzerin, Ballkönigin von Beruf, schon auf der Schule die unvergessene Freude ganzer Generationen von Primanern, lebensfroh, schlagfertig und witzig.

Annchen dichtete zu allen Melodien von Operetten und Kommersliedern ellenlange Poeme, die bei Tafeln und Kaffeepausen wegen ihrer spitzen und lustigen Reime mit Lachen und vielem Hallo gesungen wurden. Sie

wurde ſehr verwöhnt und umſchwärmt, hörte nicht auf, Bonbonnieren zu naſchen, hatte viel Freunde, wenig Freundinnen — hübſche Mädchen haben keine Freundinnen — und alle Welt konnte Annchen Lindenberg gut leiden wegen ihres weichen und gefälligen Weſens, das — vielleicht das Beſte an ihr — ganz im Muſikaliſchen verankert war. Im Gegenſatz zur Schweſter Hannchen und zur Mutter Luiſe Lindenberg, die keinen Ton in der Kehle und im Kopf hatten.

Ja, Annchen Lindenberg hatte ſehr früh ſchon durch Singen und Klavierſpielen viele Hoffnungen erweckt, war auch unter Opfern eine Reihe von Jahren von guten Lehrern und Lehrerinnen ausgebildet worden. Aber es lag nun einmal nicht in ihrem Weſen, das jede Zielſtrebigkeit im Innerſten ablehnen mußte, Hoffnungen zu erfüllen.

So war alle Welt charmiert von Annchen Lindenbergs wunderhübſchen muſikaliſchen Gaben, die faſt zu gut für einen Dilettanten waren; aber doch auf zu niederer Stufe ſtanden, um irgendwie eine berufliche Verwendung zuzulaſſen oder ſich in die Öffentlichkeit wagen zu dürfen. Ihrem netten ſchillernden Temperament war es eben nicht gegeben, bei irgendeiner Sache in die Tiefe zu gehen, und wenn ihr Lehrer, der einen berühmten Namen trug, auch jahrelang nur große Muſik mit ihr getrieben hatte, Annchen Lindenberg war doch erſt in ihrem Element, ſowie ſie einen luſtigen wertloſen Reißer die Taſten herunterwirbeln konnte. Und ſtatt ſich in die ernſten Lieder der Meiſter zu vertiefen — ſie kannte

ſie wohl auch — erntete Annchen Lindenberg lieber billige Triumphe vor verzückten alten Damen mit Liedern, in denen zwitſchernd Spatz und Spätzin ſich unterhielten oder ein kleiner Fink Tirili-Tirili ſang, nach jeder Strophe ſechsmal. Immerhin, ihr Weſen war in Muſik verankert, und das iſt eine göttliche Begnadung.

Vielleicht hing mit dieſer muſikaliſchen Betonung ihres Weſens ein Mangel an Tatſachengefühl zuſammen, der ſo ſtark war, daß man nie wußte, wie weit ihre Phantaſie und ihre Fabulierfreude ſie gerade treiben würde. Annchen Lindenberg erzählte gern Dinge, die ihr gerade einfielen, ohne daß ſie in Menſchen oder Ereigniſſen Begründung hatten. Und wie jemand, der ſpringt, beim dritten Verſuch meiſt weiter kommt als beim erſten, ſo hatte ihre Erzählung beim drittenmal auch bedeutend an Umfang und Ausrundung gewonnen. Und ſo kam es, daß ſich öfters Menſchen brieflich ausführlich beſchwerten, weil ſie zum Beiſpiel wider ihren Willen von Annchen Lindenberg mit Leuten verlobt worden waren, die ſie gar nicht oder nur nebenher kannten, oder mit denen ſich zu verloben ſie gerade abſichtlich auf das ſtrengſte vermieden.

Annchen Lindenberg hatte aber jetzt ſchon fünf bis ſechs reichlich bemeſſene Ballwinter hinter ſich, wenn ſie auch durch eine ſchwere Krankheit, aus der ſich ihr Fünkchen Leben nur wie durch ein Wunder wieder zur Welt zurückgefunden hatte, und die Annchen Lindenberg noch jetzt überaus zart und ſehr jung erſcheinen

ließ, ein oder zwei davon nicht ganz so durchgetanzt und durchgejubelt hatte wie die anderen. Manche Bande hatten sich da geknüpft; und einmal hatten schon zwei beratende Familien das Schlagnetz über Annchen Lindenberg und irgendeinen nicht aussichtslosen Herrn fallen lassen, ohne daß es glückte, beide länger als wenige Wochen zu halten.

Wer von beiden wieder fortflatterte, wird ewig unaufgeklärt bleiben und geht uns ja hier eigentlich auch gar nichts an. Es sei nur erwähnt, um so einen leichten Hauch von Enttäuschung zu erklären, der ihre Sonnigkeit überschattete, ein erstes Mädchenaltern der Erfahrung; und um verständlich zu machen, warum Annchen Lindenberg sich jetzt mit ihrer kleinen lieben Seele an einen Menschen geklammert hatte, der von einem ganz anderen Lebensufer kam, der zäh und schwerblütig, robust und doch nicht grobnervig war, halb gefüllt mit tiefer Bitterkeit und halb mit trunknem Entzücken ob dieser Welt war, hart verbissen und vorwärtsdrängend, und der in allem das Gegenteil war zu ihrer gottgesegneten Leichtlebigkeit.

Fritz Eisner glaubte, daß es ein Leichtes sei, sie an die Hand zu nehmen und in sein Land hinüberzuführen, das Annchen Lindenberg im tiefsten Wesen stets fremd und nichtssagend sein und bleiben mußte.

Und Annchen Lindenberg sah nicht, daß ihre Welt nur dazu angetan war, ihn immer tiefer in sich hineinzutreiben. Wie ja überhaupt zwei Menschen, von

denen der eine zentripetal und der andere zentrifugal iſt, ſich nie berühren können.

Natürlich waren ſie jetzt beide, Fritz und Annchen, der Meinung, daß ſie und nur ſie füreinander beſtimmt ſeien, und waren ſehr glücklich in ihrer jungen, albernen, kaum getrübten Zuneigung. Sie waren feſt überzeugt, daß ſie aufeinander durch ein Leben ſchon gewartet hätten.

Denn vor allem der Mann redet ſich in dieſer Lage ja ſo etwas ſtets ein, und die Frau läßt ihn gern in dem Glauben. Der Mann ſagt ſich nie, daß es doch ebenſogut wie er ein anderer hätte ſein können, und daß ſich dann das Bild nur ganz wenig anders geſtaltet hätte. Denn ſo iſt das Weſen der Frau beſchaffen, daß ſie dem liebenden Mann, wer und was er auch ſei — wie ein Spiegel, der jedem dient, der kommt — immer nur die Züge ſeines eigenen Ich zurückſtrahlt.

Man hätte ja nun unbedachterweiſe den Einwurf erheben können, daß Frau Luiſe Lindenberg Annchen und Hannchen beſſer und weniger oberflächlich hätte erziehen müſſen, um ſie irgendwie einmal auf eigene Füße zu ſtellen. Denn Frau Luiſe Lindenbergs Haushalt ſah nach außen zwar ziemlich großzügig und gaſtfrei aus, war aber innerlich doch unendlich klein und beſcheiden.

Aber man vergißt, daß unſere Geſchichte vor bald zwanzig Jahren ſpielt, da man, Gott ſei Dank, noch nicht in allen Schichten davon überzeugt war, daß ein Mädchen durchaus etwas lernen und einen „Beruf“

ergreifen müſſe. Und dann möchte ich ein für allemal eines feſtſtellen: die Dinge ſind, wie ſie ſind; und ich haſſe Vorwürfe jeder Art. Außerdem gibt es wirklich genug Ameiſen; und die zierliche Grille iſt etwas Entzückendes auf der Lebenswieſe. Ich jedenfalls möchte weder ſie noch den ſüßen Schall ihrer Stimme miſſen.

So — — — nachdem ich nun dieſe fünf Menſchen wortreich und ausführlich in dieſe Geſchichte, die keine Geſchichte iſt, eingeführt habe, möchte ich bemerken, daß ſie mit ihr gar nichts zu tun haben. Was hat der rote Faden mit der franzöſiſchen Revolution zu tun? Nichts. Und doch erzählt uns jeder Geſchichtslehrer, daß er durch die franzöſiſche Revolution hindurchgeht. Verändert er ſich? Wird er grün, gelb, hellblau? Reißt er? Nein — er geht hindurch, an einem Ende hinein und am anderen hinaus. Genau ſo werden dieſe Menſchen durch dieſe Erzählung gehen. Am Anfang hinein und am Ende wieder hinaus. Unverändert. Annchen Lindenberg wird mit dem Schriftſteller, wie er ſich nennt, Fritz Eisner zum Schluß genau ſo öffentlich heimlich verlobt ſein wie Hannchen Lindenberg mit dem Cand. jur. Eginhard Meyer, der zum Schluſſe aber Doktor Eginhard Meyer heißt. Was ſoll man groß von ihnen ſagen?! Und außerdem ſind ja Brautpaare über die Maßen langweilig. Frau Luiſe Lindenberg wird ſich vorerſt nur wenig nach der Seite der Schwiegermutter hin entwickelt haben, wohin ſie ſpäter doch mit der ganzen ihr innewohnenden Tatkraft ihrer früh ſelbſtändigen Perſönlichkeit drängte. Keiner wird wankend werden; trotzdem Annchen wie Hannchen dieſes mehr als einmal nahegelegt wird — Mütter gönnen ihren Töchtern gern das Beſte! — aber nichts derart wird ſich mit ihnen ereignen.

Alſo rekapitulieren wir noch einmal: Frau Luiſe Lindenberg — eine Dame zu Beginn der Vierziger

— wohnte im Weſten Berlins in einer altmodiſch behaglich eingerichteten Vier-Zimmer-Wohnung, deren Vorzüge ſie, wie alles, was ſie beſaß, nicht genug preiſen konnte. Da die Erzählung im April 1899 anhebt und das Haus wohl ſchon an die zehn Jahre damals ſtand, ſo ſtammte es aus der übelſten Bauzeit, die Berlin je durchgemacht hat. Und es iſt erſtaunlich, warum es Profeſſor Schultze-Naumburg als eines ſeiner beliebten Gegenbeiſpiele bisher entgangen iſt. Trotzdem bildete es die Quelle ſtändigen Entzückens für Frau Luiſe Lindenberg. Es war die ſchönſte Wohnung im eleganteſten Hauſe Berlins und nur noch durch die übertroffen, die ſie einſt in der Steinmetzſtraße gehabt hatte. Dieſe Steinmetzſtraße war ein Stichwort, auf das ſich Mutter und Töchter in für ſie reizende, für andere ſterbenslangweilige Jugenderinnerungen viertelſtundenlang vertieften. Das einzig Nette für den Außenſtehenden war, daß ſie fluktuierten und zu verſchiedenen Zeiten von den verſchiedenen Familienmitgliedern verſchieden erzählt wurden. Nur das eine war von vornherein beſtimmt: daß die, die ſie erzählte, ſtets als Heldin im Mittelpunkt ſtand.

Und wiederholen wir weiter: Annchen Lindenberg hatte ſich um die Iden des Märzes — ſie ſind ſchon ſeit dem Jahre 44 vor Chriſto ſtets verhängnisvoll — mit Fritz Eisner, und Hannchen Lindenberg — wunderbare Doppelheit der Fälle! oder war es eitel Konkurrenzneid?! — mit dem Cand. jur. Eginhard Meyer heimlich verlobt.

Und da ja ſolch eine heimliche Verlobung nicht Fleiſch und nicht Fiſch iſt und geſellſchaftlich allerhand Peinlichkeiten mit ſich bringt — (ſoll man die jungen Leute einladen oder nicht? einzeln? oder zuſammen? ſoll man ihnen eine Vaſe auf den Platz ſtellen mit Seeroſenmuſter oder nicht? ſoll man ſie zuſammen mit dem anderen offiziellen Brautpaar — Ernſt Heymann und Elli Grummach — bei dem Toaſt hochleben laſſen oder nicht? ſollen die gleichen jungen Leute, die bisher in dem Hauſe verkehrten und den Töchtern den Hof machten, fürder dort verkehren oder nicht? da es eigentlich doch in ſeinem Endzweck nunmehr illuſoriſch geworden iſt? lauter ernſte Fragen!) — da es aber ferner Frau Luiſe Lindenberg nicht über ſich brachte, mit rauher Hand in dieſe jungen Glücke einzugreifen; und da ſie endlich doch wiederum etwas Diſtanz zwiſchen die Parteien zu legen — manches pflegt ſich dann von ſelbſt zu erledigen — für gut und heilſam hielt ... ſo alſo beſchloß Frau Luiſe Lindenberg, keine Badereiſe zu machen, ſondern ſchlichtweg den ganzen Sommer über, vom 1. April bis in den Oktober hinein, in die Nähe von Berlin in eine Sommerwohnung zu ziehen.

So weit iſt alles klar; und Frau Luiſe Lindenberg hatte, nachdem ſie genugſam ſich umgetan, einer alten Liebe folgend — ſie hatte, als die Kinder Annchen und Hannchen noch klein waren (ja, ja, Kinder wachſen heran, eh man ſich's verſieht!), einmal einen Sommer in Potsdam gewohnt — hatte wieder ſich zu Potsdam entſchloſſen. Und bei „Potsdam", im Hauſe der

Witwe eines Kapitäns — ein gefährliches Handwerk! — hatte sie eine kleine möblierte Wohnung gefunden, die sie noch mit eigenen Möbeln und Küchenstücken etwas behaglicher gestalten wollte.

Potsdam, oder richtiger „bei Potsdam", war für ihre Zwecke überaus geeignet. Es war nicht so nah, daß die beiden jungen Herren Fritz Eisner und Egi Meyer tagtäglich herauskommen konnten. Auch hätte ihr das bedenkliche Löcher in ihr Jahresbudget gerissen, da Verlobung und Freitisch bekanntlich Synonyma sind. Und es war doch nicht so weit, daß sie etwa allzu selten kämen. Für all ihre übrigen Bekannten und Freunde — denn Frau Luise Lindenberg lebte seit Jahren von Bekanntschaften und Verabredungen; sie nannte das einen „entzückenden Kreis" — war es gerade recht.

Resolut also, wie Frau Luise Lindenberg war, hatte sie ihre beiden Töchter Annchen und Hannchen bei befreundeten Familien für einen bis zwei Tage eingestellt, sich selbst am frühen Morgen aber schon mit drei Ziehleuten, die — der beginnenden Tageszeit entsprechend — noch leidlich nüchtern waren, herumgeschlagen (weil sie anscheinend dem großen Spiegel mit der Goldkonsole und dem Früchtekranz in Stuck nicht die nötige Schonung angedeihen ließen, die einem Spiegel, der noch aus der Einrichtung ihrer seligen Mutter stammte, entgegenzubringen ihr Pflicht der Pietät und der Denkmalspflege schien). Sie hatte dann, nachdem das letzte Küchenbord aus der Tür geschafft, die Wohnung verschlossen; dem Portier und dem Briefträger

Verhaltungsmaßregeln für alle Eventualitäten gegeben; das Mädchen, das mit dem Staublappen hinter dem Mahagonikleiderschrank hergerannt war, endgültig entlohnt und mit Reisegeld unter Segenswünschen den Sommer über zu den Eltern in ihre Heimat nach Nakel an der Netze gesandt; und war langsam zum Bahnhof gepilgert, um nach Potsdam oder besser „bei Potsdam" hinauszufahren. Dorthin hatte sie auch Fritz Eisner bestellt. Denn als alleinstehende Frau fühlte sie sich Möbelleuten in etwas fortgeschrittener Tagesstunde nicht mehr gewachsen.

Man hätte ja auch Egi Meyers Hilfe hierbei in Anspruch nehmen können. Aber erstens hätte Hannchen nie geduldet, daß man ihren Bräutigam seiner wissenschaftlichen Arbeit — was für seltsame Bezeichnungen doch manche Leute für Schlafen haben — in der Vormittagszeit, die bekanntlich seine hierfür ergiebigste Zeit war, um eitler Nichtigkeiten willen entzogen hätte.

Zweitens jedoch pflegte Egi Meyer nicht einen Zug, sondern in der Regel drei Züge nacheinander zu versäumen. Und drittens war anzunehmen, daß er im Fall irgendwelcher Konflikte mit den Ziehleuten sich wortreich auf den Rechtsstandpunkt gestellt und den Ziehleuten auseinandergesetzt hätte, daß und warum ihre Ansichten und Forderungen selbst mit den unentwickelten Rechtsbegriffen der Ureinwohner Nordpatagoniens (siehe: Wilhelm Giesecke, Die Wiege des Rechts, pagina 373—392) nicht in Einklang zu bringen wären.

Da war Fritz Eisner schon eher für solche Dinge zu gebrauchen. Er war Schriftsteller und hatte deshalb nach der Meinung aller Leute überhaupt keinen Beruf und immer für sie Zeit. Daß er mehr Nächte in seinem Leben durchgearbeitet hatte als mancher Tage, zählte nicht. Zweitens war er schon älter, also männlicher von Erscheinung als Egi Meyer, der noch reichlich jungenhaft erschien. Und drittens und letztens war er von seinen Kaufmannsjahren her gewohnt, sich mit den Wirklichkeiten des Lebens auf einfache Weise auseinanderzusetzen. Und so war er beordert worden, gegen Mittag (eher konnte der Möbelwagen nicht draußen sein) „bei Potsdam" sich einzufinden und zu erscheinen.

Fritz Eisner war aber nun gerade der Meinung, daß es nötig wäre, daß er sich über einen Maler ausführlich vernehmen ließe, über den sich zu äußern damals noch nicht so die Pflicht eines jeden Kunstschreibers war, wie sie das heute ist. Überhaupt muß daran erinnert werden, daß Anno ehedem in Berlin die Kunst noch keineswegs so Mode war wie in unseren Zeiten, wo an jeder Ecke eine Ausstellung einer anderen Richtung ist und täglich dreimal an jeder Straßenbahnhaltestelle eine Versteigerung stattfindet. Trotzdem fühlte man sich ohne Kunst damals in Berlin wohler als heute mit ihr. Denn die Kunst war in Berlin zur Zeit noch durchaus keine Sache, die sich aufdrängte, sondern ein stilles, bescheidenes Blümchen war sie, das man suchen mußte, ein Reservat eines kleinen Hümpels von Menschen, die sich untereinander kannten, und die sich überall dort wiedertrafen, wo die Kunst in Berlin ihre paar Schlupfwinkel hatte. Die anderen Menschen ignorierten die Kunst völlig, hatten eine berechtigte Verachtung für sie und kamen nur in Harnisch, wenn sie sich etwa erfrechte, nicht das „Edle und Schöne" darzustellen, um das sie sich sonst den Teufel scherten, von dem sie auch nur sehr unklare Vorstellungen hatten, das sie aber zu diesem Behuf in Erbpacht genommen hatten.

Fritz Eisner hatte also beschlossen, über diesen Maler, den die Erbpächter des „Edlen und Schönen" noch ganz besonders in Verruf erklärt hatten, sich vernehmen zu lassen, nicht nur, weil er empfand, daß in diesem noch viel angefeindeten Manne einer der

ſtärkſten Maler der Gegenwart ſteckte, ſondern auch ferner, weil er eingeſehen hatte, daß Verlobtſein zwar ein äußerſt angenehmer, aber auf die Dauer kein ausreichender Beruf ſei. Und endlich, um den Leuten jetzt gerade zu zeigen, was er könne. Und außerdem war er überzeugt, daß die Menſchheit auf ihn und dieſe ſeine Arbeit ganz beſonders warte.

Er hatte ſich alſo wider ſeine Art früh erhoben und dieſen Mann aufgeſucht. Der hatte ihn ſehr freundlich empfangen, Bilder gezeigt, ihm Rede und Antwort geſtanden — denn ein Künſtler iſt ſtets freundlich, wenn jemand über ihn ſchreiben will, und es mag der beſcheidenſte Anfänger ſein. (Kleinvieh, ſagt er ſich, macht auch Miſt.) Und durch dieſe Freundlichkeit irregeleitet, hatte Fritz Eisner ſich bewogen gefühlt, dem Maler einen Einblick in ſeine perſönlichen Verhältniſſe zu gewähren und ihm ſtrahlend zu erzählen, daß er ſich verſprochen, ja mehr als das: verlobt hätte. Und er war nun der Meinung geweſen, daß der andere ſein Entzücken über dieſe Tatſache teilen würde. Aber der hatte ihm nur erzählt, wie e r ſich ſeinerzeit verlobt hatte. Der erſte, dem er es geſagt hätte, wäre Menzel geweſen, auf der Promenade in Kiſſingen. Die kleine Exzellenz hätte wütend geknurrt, ſich umgedreht und ihn ganz verdutzt ſtehen laſſen. Darob enttäuſcht, wäre er nach München gefahren und hätte von ſeinem Glück gleich brühwarm an Lenbach berichtet. „Zu ſolchen Sachen pflege ich nach zehn Jahren zu gratulieren," hätte Lenbach geſagt. Sonſt nichts. Und er, der Sprecher, hätte, durch Erfahrung

gewitzigt, ſich hierin jetzt Lenbachs Manier zueigengemacht.

Fritz Eisner beſchloß bei ſich, doch in der Würdigung des Malers — der Gerechtigkeit wegen! — eine gewiſſe Gemütskühle, die ſich auch in der Tongebung ſeiner Bilder deutlich ausſprach, nicht zu vergeſſen.

Und Fritz Eisner hatte ſich weiter die Linden herunter in die ſchönen, ſtill-feierlichen Räume des Kupferſtichkabinetts begeben, um ſich mit dem graphiſchen Werk ſeines Opfers noch mehr vertraut zu machen, das dort, in Mappen wohl verwahrt, in Schränken gut verſchloſſen, ſeiner harrte.

Dort aber ſaß an dem Pult der Aſſiſtent. Mit mächtigem, hängendem Schnauzbart unter einer gebogenen, amüſant beweglichen, großen und ſchmalen Naſe. Kahl geſchoren, mit dem kleinen Schädel auf dem großen Körper; ein Raunzer, ewig hilfsbereit dabei, unermüdlich für alle, die in irgendeinem Eckchen des großen Gebietes der von ihm betreuten Sammlungen etwas ſuchten; ein ſarkaſtiſcher Herr, berühmt wegen ſeiner witzigen Grobheit.

Und da Fritz Eisner mit ihm gut ſtand, ſo konnte er ſich nicht beherrſchen, den anderen — gelegentlich einer Anfrage — von der letzten und neueſten Wandlung ſeines Zivilſtandes in Kenntnis zu ſetzen. Wie geſagt, es war ganz ſtill im Saal, der ziemlich voll war. Es war wie immer Kirchenſtimmung. Und warum ſollte das nicht ſein, wo junge Adepten die Blätter Schongauers, Dürers, Rembrandts und Goyas zum erſtenmal mit klopfendem Herzen in der Hand

halten durften? Man flüsterte nur, wandte Blätter, trat verzückt einen Schritt zurück. Selbst die Diener, uralt und freundlich, bewegten sich in Moderatissimo und schoben die auf Gummirädern leise gleitenden Wägelchen mit Mappen und Werken langsam und feierlich durch den langen Raum.

Aber der Herr am Pult da oben liebte es, diese Stimmung hin und wieder zu zerreißen. „Zum Donnerwetter!“ brüllte er wie ein Waldesel, daß es von einem Ende des Raumes zum anderen dröhnte, und sah über die Gläser seines Kneifers von seinem erhöhten Sitz auf den armen Fritz Eisner, halb zornig, halb mit tiefem Mitleid, herunter. „Zum Donnerwetter, junger Mann, überlassen Sie derartige Dummheiten doch uns alten Eseln!“

Die Adepten aber blickten mit tiefem Mißmut nach Fritz Eisner, der durch offen verkündete Dummheiten ihre Andacht störte, so daß der es vorzog, alsbald ziemlich verdattert sich zu empfehlen .

Aber da es für seinen Zug noch zu früh war, so beschloß er vorerst noch einmal einen ihm wohlgesinnten Herrn, Kunstfreund, Sammler und Kunstschriftsteller aufzusuchen, der ihn gern bevaterte und mit seinen Kenntnissen und Büchern unterstützte, um bei ihm den neuen Monet zu betrachten und an seinen wohlgemeinten Glückwünschen sich von den Schicksalsschlägen des Vormittags zu erholen.

Er hätte es nicht tun sollen. Denn der Herr, der es liebte, Leuten den Kopf zurechtzusetzen, es sozusagen bei seinen jüngeren Freunden und Bekannten, die er

unter seine Fittiche genommen hatte, beruflich betrieb, putzte — er war auch gerade ein wenig nervös, denn er hatte selbst etwas auf den Tag abzuliefern, und so etwas m a ch t nervös — putzte Fritz Eisner herunter, als ob er silberne Löffel gestohlen hätte, als dieser ihm so nebenbei und hintenrum mit der Neuigkeit kam.

Hatte der vorher nur von einer Dummheit gesprochen, so erklärte er es für einen glatten Wahnsinn, der seine Existenz, sein Künstlertum, seine Entwicklung, alles zunichte mache und ihm Sorgen aufbürde, denen er nicht gewachsen sei.

Das einzig Schmeichelhafte für Fritz Eisner war, daß der andere auf Goethe exemplifizierte, der sicher nicht Goethe geworden wäre, wenn er in einem so lächerlichen Alter wie Fritz Eisner daran gedacht hätte, sich für sein Leben zu binden.

Und ehe Fritz Eisner es sich versah, stand er mit ein paar Zigarren in der Hand, die ihm von dem etwas cholerischen Herrn gleichsam als Trostpreis schnell zugesteckt worden waren, wieder vor der Türe.

Und als Fritz Eisner nun langsam durch die sonnige Straße zwischen Kindern, die Murmeln spielten und Kreisel schlugen und Himmel und Hölle sprangen — denn dadurch macht sich in Berlin der Frühling bemerkbar —, zum Bahnhof schob, hatte er genugsam Muße, darüber nachzugrübeln, warum kluge ältere Männer doch ganz anders über manche Dinge dächten als die zunächst Beteiligten.

Der Zug war ziemlich überfüllt, und im Abteil war ein wenig Familienstimmung. Der schöne Tag —

viel hatte es noch nicht davon gegeben — hatte die Menſchen mitteilſam gemacht.

Fritz Eisner ſaß einem jungen Mädchen gegenüber, irgendeinem ſchlichten, blonden, lachenden Ding, das reichlich mit den Augen nach ihm blitzte und ihrer Nachbarin mit dem Marktkorb — auch einer Bekanntſchaft von eben — in lauter Abſichtlichkeit erzählte, daß ſie heute einen freien Tag habe, nach Schlachtenſee führe und ſich Kaffeekuchen ſchon mitgenommen hätte. „Na und das andere," meinte die Nachbarin mit dem Marktkorb und mit einem ermunternden Blick auf Fritz Eisner, „wird ſich auch noch finden."

Und der Zug brauſte und ratterte an grauen Hinterhäuſern vorüber, fuhr über Brücken mit Gepolter, daß unten in den Straßen die Kutſcher ihre Pferde feſt an die Kandare nehmen mußten, damit ſie nicht hochgingen, tappte ſich wie lichtblind in dem Schatten einer breiten Senkung hin, ließ Gaſometer und qualmende Schornſteine hinter ſich und begrüßte über Möbelwagen und Stätteplätze fort mit freudigem Gewieher Felder und Äcker, auf denen ſich die Winterſaat hob, und über denen ſich das weite Halbrund des Himmels wölbte ... eines blauen Himmels, zu deſſen Höhen, wie Stufen einer Rieſentreppe, ein Dutzend weißer Wolken vom Horizont emporführte — jede über der anderen, jede alleinſtehend und für ſich, und jede unten ſcharf und ſchnurgerade wie mit einem Meſſer abgeſchnitten. In der Stadt vergißt man ſo leicht, daß der Himmel ein Ganzes iſt und ſeine Launen

hat: ſchöne, roſige, lächelnde, wilde, ſtürmiſche, graue, melancholiſche, lockere, lichte, dunkel-ſinnliche wie Blutwellen und nachtſchwarze; daß er Lieder trällern kann und in Orgelfugen dröhnen.

Und dann kamen Vororte mit kleinen Häuschen, grauen, altmodiſchen Bauten, einzelſtehend, von haſtiger, gelber Sonne beſchienen, zwiſchen Bäumen, die noch kahl waren, aber doch ſchon ganz leicht grünlich überflogen, und von denen allerhand Kätzchen im Luftzug des vorüberſauſenden Zuges pendelten; Gärten, wo Leute den ſchwarzen Boden umgruben oder mit Kennerblick den lichtgrünen Kegel eines Stachelbeerbuſches betrachteten, als wollten ſie ſeine paar Blättchen zählen — Gärten ſchoſſen vorbei. Und in einem zwiſchen vier Beeten von Stiefmütterchen ſaß auf dem Starkaſten, der an einer Stange hing, ein Starenpaar, ſonnte ſein metalliſch-ſchimmerndes Gefieder und ließ es ſich wohl ſein. Von dem Gerüſt eines rieſenhohen Neubaues aber, der kündete, daß hier die beſcheidene Zeit des Landhauſes ein Ende hätte und der Mietskaſerne die Zukunft gehörte, winkten johlend Arbeiter herab, dem Zuge nach.

Es war Frühling. Richtiger Frühling, ganz anders als in der Stadt.

Und dann kamen Stationen. Alte Fahrgäſte bröckelten ab; die Frau mit dem Marktkorb ſtieg aus, wünſchte (wieder mit einem verſtändnisvollen Blick auf Fritz Eisner) dem blonden, lachenden Ding viel Vergnügen. Neue ſtiegen ein. Und das junge Mädchen ſuchte vergeblich mit den Augen, wen ſie mit ihrem freien Tag,

mit Schlachtenſee und ihrem Kuchenpaket wieder ins Vertrauen ziehen könnte. Und ihre Blicke blieben immer häufiger und immer länger an Fritz Eisner hängen, der — als ob es nichts Intereſſanteres auf der weiten Welt gäbe als den Taubenſchwarm, der da oben am Himmel exerzierte und jetzt wie eine zerſtäubende Rakete lichter ſilberner Funken erſchien, um im nächſten Augenblick ſchon wie auf Kommando ſich zu drehen und ſchwarz wie ein Flug ſchwarzer Dohlen die Kreisſchwenkungen zu vollenden — ... der mit der Miene Joſephs bei Madame Potiphar von ſeinem Eckſitz aus zum Fenſter hinausſtarrte.

Und immer größer wurden die Flächen der Felder, die Ort von Ort trennten, und hinten zogen ſchon bläuliche Wälder in breiten und doch zarten Pinſelſtrichen vorüber. Und ehe man es ſich verſah, war man mitten drin im Wald. Erſt hatte es noch ſo kleine Kuſcheln auf Sand- und Heideboden zwiſchen dürren und gelben alten Gräſern gegeben — man wußte nicht ſo recht: wollte das ſchon Wald ſein oder noch nicht — und dann ließ der Zug das braune Stangenholz vorüberſchnellen. Wie die Zähne eines Kammes, wenn man mit den Fingern darüberſtreicht, die ſich leicht umlegen und wieder zurückfedern, ſo tanzte es am Auge vorbei. Nur hie und da ragte eine Birke mit mondſcheinfarbenem Stamm und roten Hängezweigen, in ihren erſten lichten, zartgrünen Muſſelin gehüllt, aus dem toten, vorweltlichen Dunkel der Kiefern auf und hob ihren graziöſen Kopf über das Nadelgewirr. Denn die Birke iſt ein ſehr ehrgeiziger Baum,

will immer die erste und höchste sein und gibt nicht eher Ruhe, bis sie die anderen um Haupteslänge überragt. Hie und da huschte auch ein einsames Häuschen, ein Türmchen, das in die Waldstille eingesprengt war, vorüber; und ein rotes Dach winkte von ferne. Und schon glänzte von unten her das blanke, bläuliche Metall des Schlachtensees durch die Kiefernstämme, die kräftiger und bizarrer wurden und weiter auseinanderwichen, als wollten sie ja nicht zu viel von dem schönen Bild des Sees verdecken.

Eine ganze Strecke vorher begann der Zug zu bremsen, als wünsche er Fritz Eisner Zeit zu lassen, es ja sich noch einmal genau zu überlegen, ob es nicht doch besser, ratsamer und angenehmer für ihn wäre, zusammen mit dem jungen Ding mit dem Kuchenpaket sich zu erheben.

Aber Fritz Eisner blieb fest. Trotzdem es ganz verdammt an ihm zerrte. Er wandte nur den Kopf und erwiderte mit halb entschuldigenden, halb streichelnden Blicken die letzte stumme Aufforderung. Und als das junge Ding mit seinem Kuchenpaket draußen auf dem Bahnsteig etwas langsam und unschlüssig — denn was macht man an solch einem Frühlingsnachmittag allein?! — zum Ausgang strebte, da nickte ihm Fritz Eisner wie zum Abschied zu. Und plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, als ob er sich doch ohne Not ziemlich viel von der Buntheit dieser Welt verschüttet hätte. Es war ihm, als ob seine Jugend dort eben aus dem Zug gestiegen wäre und er ihr nachwinkte.

Aber die Preußisch-Hessische Eisenbahn nimmt auf Sentimentalitäten ihrer Fahrgäste wenig Rücksicht. Sie geht ratata ratata immer weiter, genau nach dem Fahrplan auf die halbe Minute.

Fritz Eisner sah im Abteil sich um: keins der alten Gesichter mehr. Solche Eisenbahnfahrt — sagte er sich, wie er sich zum Fenster zurückdrehte — ist doch genau wie das Leben. Einer nach dem anderen von den ersten Mitreisenden verläßt uns; neue steigen dafür zu, und zum Schluß sitzt man zwischen lauter fremden Leuten.

Und wieder kamen Kiefern, Stangenholz, dicht, dunkel, tot. Wieder grünumsponnene Birken; und über den Schutzstreifen neben den Gleisen, in denen erstes Leben durch die welke vorjährige Grasnarbe sich zum Licht quälte, taumelten ein paar gelbe Falter, ganz trunken von der neuen Sonne. Dann flog ein Leuchten über den Wald. Ein weißes Aufblitzen ferner Wasserbahnen kam; und jetzt öffnete der Wannsee seine Buchten, blinkte das blaue Parkett seiner stillen, besonnten Flächen auf.

Die Segelschiffe waren noch nicht draußen. Sie lagen noch — angepflockt an ihre Bojen — gleich Möwen, die mit eingezogenem Gefieder vorerst auf dem Wasser sich treiben lassen, und in denen doch schon die Sehnsucht zuckt, die Flügel zu breiten und, die Brust gegen den Wind, dahinzuschießen. O welche schönen Schwingungen heute die Ufer hatten, und wie sie ganz fern nach Kladow und Schwanenwerder hin im Duft des ungetrübten Himmels sich verloren.

Fritz Eisner mußte an den alten Fontane denken, der einmal über ein Theaterstück geschrieben hatte, es käme ihm vor wie eine Fahrt von Berlin nach Potsdam. Der erste Teil wäre öde, und der Schluß wäre öde. Aber in der Mitte läge: der Wannsee.

Der Zug aber gestattete nicht, daß man lange bei einzelnem verweilte. Er brauste wieder in die schwarzen Wälder hinein und duldete kaum einen sekundenlangen Blick auf die Ecke am Kleinen Wannsee, wo Heinrich von Kleist den einzig möglichen Ausweg von dem Dilemma dieses Daseins fand. Die Birke, die erst nur zu Besuch bei den Kiefern war, wurde nun Herrin. Rechts und links der Bahn in nicht breiten, aber schönen hohen Schlägen. Und was gibt es Anmutigeres als Birken im ersten Frühling! Diese neunzehnjährigen Nordlandsmädchen unter den Bäumen; ganz kühl, ganz blond, sehr schlank, sehr gesund, und doch voller Seele und Sehnsucht. Und dann kamen weite Sumpfwiesen, halb überschwemmt noch, mit spitzen Grashalmen wie Florettklingen aus dem Wasser, und mit gelben Sumpfdotterblumen, die sich spiegelten wie Irrlichter. (Caltha palustris! sagte sich Fritz Eisner.)

Merkwürdig, daß die meisten aus der Schule den Namen Caltha palustris mitgebracht haben, und daß damit aber auch ihre Wissenschaft sich erschöpft! In Sexta haben sie sie durchgenommen, in der ersten Botanikstunde. Und es ist gerade, als ob einer aus einem ganzen Alphabet, das er einmal auswendig gelernt hat, nur das A behalten hätte. An das L

kann er ſich nicht mehr erinnern und an das S erſt recht nicht.

Und Weberkaten tanzten vorbei; und in einem Gärtchen, eingeengt zwiſchen Hinterhaus und grauen Lattenzäunen, über Primel- und Aurikelbeeten winkte der erſte blühende Kiriſchbaum, weiß über und über, ein vielarmiger Korallenſtock an Blüten. Ach, hier war ja ſchon Frühling, richtiger Frühling.

Und wie vorhin Fritz Eisner bei dem lächelnden Ding mit dem Kuchenpaket faſt wehmütig empfunden hatte, daß eine alte Zeit von ihm Abſchied genommen; ſo kam es ihm jetzt vor ... als die Kuppeln Potsdams, Stadtſchloß, Deutſcher Dom, Garniſonkirche und weit unten zwiſchen niederen braunen Dächern der ſchlanke und doch ſo mächtige Turm der Heiligen-Geiſt-Kirche ihn grüßten in dem vollen Licht des Tages, unter einem Himmel wie ein klingendes Becken, das ſich vom Pfingſtberg zum Brauhausberg hinübergelegt hatte ... als der Stadtgarten mit Hermen und Gruppen vorbeiflog, ſchon ganz anders grün in Baum- und Buſchwerk als die kalte Öde der Vororte, die er durchſchnitten ... als, ſich dehnend und in die Fernen verlierend, am Tornow und Kiwit die Havel ſich auftat, die ein munteres Dämpferlein furchte, die Havel, breit, ſpiegelnd, eine Sache für ſich, doch ein ganz ander Ding als die Bucht des Wannſees ... als in ſchwarzerdigen Gärten ſich ſtets und ſtändig die weißen Korallenſtämme mehrten ... und als roſige gleichfalls vorübertanzten ... und als Felder, richtige Felder von einer breiten Chauſſee durchſchnitten, und Wieſen, richtige Wieſen, ſich da zu dem Waſſer

hinausſtuften ... und als Fritz Eisner nun empfand, das alles würde i h m gehören für die Zukunft, einen Sommer lang, nicht jeden Tag zwar, aber doch ſo oft er wolle ... da kam es ihm jetzt vor, als ob eine neue Zeit ihn lächelnd begrüßte, und er war freudig erregt, als er endlich „bei" Potsdam aus dem Zug kletterte.

Frau Luiſe Lindenberg jedoch ſtand auf dem Bahnhof und empfing Fritz Eisner händeringend und ſchon ziemlich verzweifelt. Der Möbelwagen wäre noch nicht da. Die Leute müßten nach ihrer Ausſage ſchon über eine Stunde hier ſein. Wenn nur nichts paſſiert wäre! Vielleicht ein Radbruch in Zehlendorf! Oder ein Zuſammenſtoß mit der Straßenbahn. Über einen Eiſenbahnübergang brauchten ſie gottlob nicht, ſo daß ganz ſchwere Kataſtrophen kaum zu erwarten ſeien.

Fritz Eisner bemerkte begütigend, daß es geſchäftlich unklug wäre, die Zuſagen von Ziehleuten für eidesſtattliche Verſicherungen zu nehmen. Sie müßten unterwegs die Pferde füttern und tränken und ſich ſelbſt auch. Und man könne verſichert ſein, daß ſie beides öfters, ausgiebig und langwierig tun würden. Er zweifle, daß ſie vor Spätnachmittag kämen. Aber er wäre feſt überzeugt, daß ſie eine bis zwei Stunden vor Sonnenuntergang ſchon wieder abgefahren wären. Denn nach Hauſe ginge es im Karriol.

Ob ſie etwa dann noch raſch etwas eſſen könnten?!

Gewiß! Soweit e r die Pſychologie der Möbeleute kenne, könnten ſie noch ein Diner von fünfzehn bis achtzehn Gängen nehmen, ehe die ſich blicken ließen.

Und ſie ſetzten ſich beide in die Wirtſchaft am Bahnhof unter die Bäume, und der Zug fuhr ein paar Schritt davon vorbei, und man konnte vom Kupeefenſter aus einem, wie man ſagt, direkt in die Suppe ſpucken.

Durch dünne, ſich belaubende Äſte — das heißt, ein paar fingen damit eben an, die anderen trauten dem Frieden noch nicht recht — fielen die Sonnenſtrahlen in Goldmuſtern auf das weiße Tiſchtuch, und die Schatten, die ſich daneben noch ſcharf von Zweigen und Zweiglein auf dem hellen Leinengrund abhoben, waren ſchön blau und wundervoll durchſichtig.

Fritz Eisner ſuchte an Hand dieſer Schatten Frau Luiſe Lindenberg in das Weſen des Impreſſionismus einzuführen; ſprach von Manet und Monet; ſetzte abſolutes Weiß mit Eins, reines Schwarz mit Hundert an, und verſuchte nun Frau Luiſe Lindenberg zu belehren, daß man bisher fälſchlich ... während man jetzt „richtig“ eingeſehen ... und das wäre eben das Verdienſt jener Pariſer Malergruppe, die in Deutſchland noch keineswegs ...

Aber ſehr weit kam Fritz Eisner damit nicht. Denn erſtens war Frau Luiſe Lindenberg zwar unendlich kurzſichtig, aber nichtsdeſtotrotz war ſie eine enragierte Erbpächterin des „Edlen und Schönen“; und zweitens intereſſierte ſie dieſer Manet mit ſeiner blöden Neuerungsſucht keine Spur; und ſie hüllte nun ihrerſeits — wie eine Spinne die Mücke — Fritz Eisner in die Fäden eines Geſpräches ein.

Sie erzählte mit ſchöner Beſtimmtheit der Vorausſetzung von lauter Menſchen, Männern und Frauen

ihrer Verwandtschaft und ihrer Bekanntschaft, die Fritz Eisner genau so gleichgültig waren wie Frau Luise Lindenberg dieser französische Pinseler, dessen Namen man nie gehört hatte. Lauter Leute waren das — in Berlin oder anderswo; in Oranienbaum, Nakel, oder in Melsungen, oder in Burg — die sehr bekannt, sehr tüchtig, sehr geistreich und berühmt schön und vor allem sehr reich waren; und die doch, wie Fritz Eisner sich sagte, kein Luder kannte. Und die fürder (was das Bestimmende!) den Weg zwischen Windel und Sterbehemd sang- und klanglos und beträchtlich stumpfsinnig zurücklegten oder zurückgelegt hatten.

Da Fritz Eisner aber schon über das erste Stadium des Photographien-Erklärens — Frau Luise Lindenberg hatte drei Alben, eines sogar mit Spielwerk, wenn man es aufmachte; aber es war entzwei und klimperte gottlob nicht mehr; und außerdem hatte sie noch einen großen Kasten voll mit kunstvoller Laubsägearbeit — da er über das Photographien-Erklären schon hinaus war: Das ist Tante Trautchen aus Melsungen. Die ist noch heute berühmt in ganz Melsungen, so schön war sie. Zwei Leutnants und ein Assessor haben sich ihretwegen umgebracht. Und das Unglück! man denke: Diese göttliche Person ist später bucklig geworden, deutlich schief und bucklig. (Erstens also war es gar keine Tante, sondern eine Verwandtschaft linker Hand, undefinierbare Nebenlinie; und zweitens brauchte sie gar keinen Buckel mehr, sondern hatte schon von Anfang an Glupschaugen und ein Mops-

geſicht gehabt) — — Alſo ... da Fritz Eisner für Frau Luiſe Lindenberg ſchon als ziemlich eingeweiht galt, ſo exemplifizierte Frau Luiſe Lindenberg von eben dieſer Tante Trautchen wieder auf alle möglichen anderen Menſchen, von deren Exiſtenz er ebenſo wenig eine Ahnung hatte. Er verſtände doch: das wäre ein Halbbruder von dem aus Burg bei Magdeburg.

Und Frau Luiſe Lindenberg war erfreut, wie ſchweigſam und aufmerkſam Fritz Eisner ihren Berichten folgte. Aber Fritz Eisner, der das erſtemal Frau Luiſe Lindenberg ſo im rückſichtsloſen Licht des hellen Tages gegenüberſaß, betrachtete eigentlich nur nachdenklich ihre Züge. Und er fand, daß Frau Luiſe Lindenberg doch im Grunde älter ausſah, als ſie war. Vergnittert, etwas verſorgt, unfroh, klein, haſtig im Weſen, ohne Zentrum, wie vor ſich ſelbſt fliehend. Ein ſelbſtändiger, tüchtiger, aber ein beſchränkter und kein angenehmer Menſch. Doch im letzten noch ganz Provinz. Und nicht einmal gute Provinz. Keine Spur von dieſem breiten behaglichen In-ſich-ruhen, das ſeiner alten großſtädtiſchen Familie eigentümlich war und die Marke gab.

Wie Frau Luiſe Lindenberg das alles herausbrachte — ohne eine eigen geprägte Wendung! ohne Anſchauung! Ödeſter, kleinlichſter Tatſachenſtil! Kein Hauch jenes ſeeliſchen Blütenſtaubs, der mit Jugend und Alter ja gar nichts zu tun hat, ſondern eine ſympathiſche Erſcheinung iſt, die wir wie Moſchus noch in der allerwinzigſten, kaum nachweisbaren Doſierung verſpüren. Eigentlich war ſie doch das — Fritz Eisner wurde es

das erſtemal klar — das, was er immer einen „ſeeliſchen Miesnick“ nannte. Na gottlob, ſein Annchen war nicht ſo. Und unter ſeiner Ägide würde ſie ſich ja noch ganz anders entwickeln!!

Und man brachte Schnitzel, dick und groß und ſchön paniert, als ob ſie mit einer Moosdecke überzogen wären. Und Frau Luiſe Lindenberg berechnete, daß es billiger wäre, Sonntags hier zu eſſen, und daß das auch die häßliche Kocherei ſpare. Und Fiſche kamen, die behaupteten, Karpfen zu ſein, aber ſich aßen, als ob man verſehentlich ein Nadelkiſſen gekocht hätte, ſo voll ſpitziger Gräten ſteckten ſie. Die Tunke jedoch — ſo ſagt man wohl jetzt — (nebenbei: warum und weshalb eigentlich: Tunke? Ein feiner Mann tunkt nicht) — die Tunke jedoch war vorzüglich, und Frau Luiſe Lindenberg beſchloß, in die Küche zu gehen, um der Wirtin, die natürlich ſelbſt kochte — ſie hätte ſchon mit ihr geplaudert — das Rezept abzuluchſen.

Fritz Eisner aber ſagte, er wolle einmal ſehen, ob der Möbelwagen denn noch nicht käme.

Schön, meinte Frau Luiſe Lindenberg, dann träfen ſie ſich nachher Nummer achtzehn, eine Treppe.

In Wahrheit aber wußte Fritz Eisner ganz genau, daß an den Möbelwagen noch nicht zu denken war. Er hatte nur Sehnſucht, ſich einmal hier umzuſchauen, den erſten Gang allein durch das zukünftige Königreich ſeiner Liebeswege zu machen. Und zweitens wußte er aus den Photographiealben und dem Kaſten mit der kunſtvollen Laubſägearbeit doch gerade ſchon ſo viel, daß erſt die eine Seite, die ihres verſtorbenen

Gatten, bisher von Frau Luiſe Lindenberg durchgenommen war, und daß die andere, die ausgiebigere und größere Hälfte, jede Minute zu befürchten ſei. Und ſo zog Fritz Eisner ſeinen Hut und trollte ſich.

Nach verſchiedenen Seiten gabelten ſich die Wege, und Fritz Eisner ſtand einen Augenblick unſchlüſſig. Da drüben über die Bahn fort ... da hatte er jetzt gar nichts zu ſuchen. Er wußte: erſt kam ein ſchmaler Streifen Wald, dann bog der Fahrweg ab und ging außen am Gatter entlang; hinter dem man das Damwild, in Rudeln langſam vorrückend und mit den ſchaufelſchweren Köpfen pendelnd, das Gras zupfen ſah; und hinter dem auch — aber ſcheuer und ſtolzer und tiefer im Waldinnern, weit hinten, wo die Bäume dichter wurden — manchmal ein mächtiger Rothirſch, ſelbſt ſtill und ſtarr aufragend wie ein Baum, dem ſpähenden Auge ſichtbar wurde.

Auf der anderen Seite aber kamen Hecken, Wieſen, Felder. Man fühlte, daß die Welt weiter ging, die Begrenztheit aufhörte. Weit, weit drüben war ſogar ein Hügel, und dann bog die Straße wieder und ſuchte ſich die Havel.

O, dort würde Fritz Eisner überall noch entlanggehen, und zwar n i ch t allein! Und den anderen Weg nach Geltow zu auch. Aber ihn liebte er nicht.

Überhaupt ſeltſam, dachte Fritz Eisner, die Bahn trennt doch eigentlich hier zwei Welten. Sie iſt wie eine Mainlinie. Alles, was links iſt, kann überall ſein; aber das, was rechts iſt, auf ſeiner Seite, das iſt eben auch im kleinſten und beſcheidenſten ein Ding ganz

eigener Art. Ein Haus, ein Weg, ein Menſch, eine Kutſche, von den Parks zu ſchweigen; aber ſelbſt die Bäume und das Buſchwerk ſind hier anders — Potsdamer Luft!

Fritz Eisner wandte ſich und ging ruhig und vor ſich hinträllernd vorerſt einmal nicht dem Möbelwagen entgegen, ſondern einen breiten Lindenweg hinunter mit himmelhohen Bäumen, die noch faſt kahl waren, aber in der Sonne doch nichts weniger mehr als winterlich dreinſchauten. Von drüben her roch es nach Veilchen; und der ganz leiſe Aprikoſenduft der Himmelſchlüſſel miſchte ſich drein. In dem ſchon voll begrünten Raſen aber, zwiſchen gelben Tuffs von Primeln, hielten ein paar goldige Faſanen Mittagsraſt; und andere zogen mit langen nachſchleifenden Schwänzen, den Kopf leiſe von links nach rechts drehend, von dem einen runden Haſelbuſch zum anderen hinüber.

Und dann lockte ſo ein kleiner ausgetretener Seitenpfad abſeits durch ein Wäldchen.

Hier müßte es ſehr hübſch ſein, wenn erſt alles ganz grün wäre — und es Abend wäre, meinte Fritz Eisner. Aber er ging ihn nicht hinunter, notierte ihn ſich nur im Kopf, wie ein Heerführer für alle Fälle einen Weg in eine Karte einzeichnet.

Langſam belebte ſich die Straße mit allerhand ſehr vornehm ausſehenden Lakaien; und mit Soldaten in nagelſchweren Stiefeln, immer im Tempo eins zwei, eins zwei, automatiſch gehend wie Maſchinen, die, einmal angekurbelt, nun von ſelbſt weiterlaufen. Drüben bramte der grelle Fleck einer roten Huſarenuniform;

und eine Hofkutſche — ein Traber davor, ganz dünn und langgezogen und hochbeinig, als ob er verſehentlich unter eine Pflanzenpreſſe geraten ſei, und ein paar Hofdamen darin, die ſehr ſpitz und kühl ausſahen — glitt vorüber.

Richtig! Richtig! Das war ja alles hier geheiligt durch die Nähe des preußiſchen Hofes, der mit vielen kleinen Anzeichen in Erſcheinung trat, wenn er auch ſelbſt in ſeinen höchſten und reinſten Kriſtalliſationen meiſt unſichtbar blieb, da er ähnlich wie Goethe von ſich ſagen konnte: Wenn die Leute noch denken, ich bin in Weimar, bin ich ſchon in Jena.

Dann kam ein alter Paradeplatz mit roten Ziegelwegen und mit tänzelnden Bronzepuppen auf Kuppeln hüben und drüben, von Schloß und Kavaliersbauten, zu denen hohe, geſchwungene Freitreppen hinanführten. Eine ganze Welt erſtarrter Sandſteinfiguren ſonnte ſich auf Dächern und an Rampen und Gartenmauern.

Fritz Eisner trällerte immer noch vor ſich hin. Er achtete nicht viel auf ſeine Umgebung; er hatte nur einmal, als er nun rechts abbog und am Schloß entlangſchritt, die ſchöne Empfindung von hohen, kühlen Räumen mit weißen Decken, über die ſich das Licht ſilbrig und mild verteilt. Aber er ging ihr nicht nach. Das war heute n i ch t ſeine Welt.

So! Nun war doch endlich Einſamkeit und Park, und geſchwungene Wege und Buſchwerk und Raſenflächen und Baumgruppen darauf geſtellt, wechſelnd in Form und Mächtigkeit; Koniferengruppen, die wie ſteile Baſaltkegel ragten; und Laubholz, das noch in

tausend Zweige zerzasert war, aber schon ahnen ließ, welche große ruhige Formen es bald haben würde wenn es seinen grünbunten Mantel erst übergeworfen hätte. Da zog es ihn schon ganz anders hin. Jede Bank streichelte und liebkoste Fritz Eisner mit den Blicken: hier könnte man sich wohl mal hinsetzen! Aber diese wäre schöner — weil sie noch abseitiger wäre.

Wenn der Frühling in Berlin nur eine verarbeitete Fabrikarbeiterin im Sonntagsstaat gewesen war (morgen um sieben Uhr gellt die Dampfpfeife wieder, und das verwischt sich nicht in einmal vierundzwanzig Stunden!) ... wenn er in den Vororten selbstgefällig und doch armselig war wie eine Frau Rechnungsrat, die nachmittags in ein Gartenlokal Kaffee kochen geht ... so war er hier wie eine junge Schloßherrin. Hier arbeitete man nicht und verdiente nicht mehr, man besaß, war etwas kühl, etwas unnahbar, aber sehr wohlgepflegt und lächelnd und von den schönen Farben unerschütterter Gesundheit.

O, da waren ja ganze Maiblumenfelder. Sie blühten noch nicht, aber sie würden blühen für Fritz Eisner und Annchen Lindenberg. Und vor einem bescheidenen Schlößchen aus der Schinkelzeit standen mit krummem Gehörn auf scheuen Köpfen, mit nervösen Streichholzbeinen ein paar amüsante Bronzegazellchen, auf die er früher nie so geachtet hatte. Aber für Gazellenaugen hatte Fritz Eisner jetzt den Sinn bekommen. Und als er sich überzeugt hatte, daß niemand es sehen konnte, ging er heran und tätschelte eins von den kalten Tierchen ganz vorsichtig. Eine Bronze, sagte er —

ſich vor ſich ſelbſt entſchuldigend — muß man nicht nur ſehen, ſondern fühlen.

Und dann kam ein Gartenpförtchen, gußeiſern und abſcheulich, das wundervoll quietſchte ... und wieder lag die lange Straße, die zum Bahnhof führte, vor Fritz Eisner. Sie lag da, gerade, in Licht und Schatten wie durch einen Schwerthieb geſpalten, ganz ſtill, auch nicht von fernſter Ferne noch vom Rumpeln eines Möbelwagens erfüllt. So weit Fritz Eisner ſah, kein Menſch, keine Seele, nichts Lebendes. Nur ein Hund ſtand mitten auf dem Fahrdamm, ein undefinierbarer Hund, weißgrau über und über, und dabei mit braunen, rehbraunen Ohren, die wie angenäht ausſahen und von dem ganzen Tier, das kein Glied rührte, den Eindruck des Spielzeughundes noch verſtärkten. Fritz Eisner ſuchte ordentlich nach Nähten und Stichen mit den Augen, und er ſah noch einmal genau hin, ob der Hund nicht etwa doch Räder unter den Füßen hätte oder auf ein Brett aufgenagelt ſei. Aber er war — wie wir ſpäter noch ſehen werden — ein durchaus und in allem natürlicher Hund!

Die Straße war auf der einen Seite vom Park begrenzt, der mit uralten Bäumen über hohes Gitter und Buſchwerk auf die beſcheidenen kleinen Häuſer und altmodiſchen grauen Villen der anderen Seite hinabſah. Eine davon war ſehr vornehm, hatte Säulen und eine breite Freitreppe, über die auf Bildern immer die Königin Luiſe herunterkommt. Aber da die Villa ſehr klein war, ſo beſtand ſie eigentlich n u r aus Säulen und Freitreppe,

Und dann gab es ein paar Häuſer, die ſicherlich von einem Maurermeiſter erbaut worden waren, der eine Fachſchule frequentiert und nun verſucht hatte, architektoniſch eine komprimierte Taſchenausgabe von Dohm und Lübke: „Die Bauſtile aller Zeiten und aller Länder“ zu edieren. Und es war ihm überraſchend geglückt.

Sogar ein paar Läden hatten ſich auch hier hinaus gewagt, die einzigen weit und breit. In dem einen hatte ſich eine Putzmacherin angeſiedelt, und ſie bewies wieder einmal die traurige Tatſache, daß die Männer meiſt vor den Frauen ſterben; denn das ganze Fenſter war über und über mit Trauerhüten in wehenden Schleiern dekoriert. Es ſah aus, als ob ein Witwenkongreß da abgehalten würde. Der andere Laden aber war von einem Materialwarenhändler belegt, keinem modernen mit Chicorée und Brüſſeler Trauben und Tomaten in Sägeſpänen; nein, von einem altmodiſchen, einem aus vergangenen Tagen mit einer heimtückiſchen Klingel unter der Schwelle und knirſchendem Sandfußboden. Solch einem, bei dem noch alles, was man kaufte, Mehl, Kartoffeln, Zucker und Suppengrün, nach Petroleum ſchmeckte; und nur die Äpfel nicht, weil ſie nach Zwiebeln ſchmeckten ... oder nach Heringen. Solch ein Laden war es. Und Fritz Eisner betrachtete ihn mit Mißtrauen.

Aber wo mochte nur Nummer achtzehn ſein?! Nach den Schilderungen der Frau Luiſe Lindenberg mußte ſich hier drüben ein Landhaus erheben — inmitten wohlgepflegter gärtneriſcher Anlagen — von ſo ſtolzeinfacher Vornehmheit, als ob die Perponchers und

die Radziwills ſich gemeinſam ein Sommerſchloß erbaut hätten. Und gerade — was die Sache noch reizvoller geſtaltete! — neben einigen noch richtig ländlichen, ja beinahe dörflichen Baulichkeiten. Alſo da war ja eine breite Einfahrt, die ſich dann zum Hof weitete ... einem Hof mit Hühnern, Trippeltauben und Enten, der von ein paar niederen, langgezogenen Käſten flankiert war, vor denen man ſich nicht klar wurde, was nun die menſchlichen Wohnungen und was die Ställe waren. Es wurde aber für Eingeweihte nach den Bewohnern unterſchieden. Frau Luiſe Lindenberg nannte ſo etwas idylliſch.

Und daneben ſtand ja ein ſehr beſcheidenes graues Haus, eigentlich nur zwölf Fenſter (nach Frau Luiſe Lindenberg waren es zwanzig geweſen; ſie hatte wie die meiſten für Zahlen ein pleonaſtiſches Gedächtnis), zwölf Fenſter mit etwas herum und einem Dach darüber. Und oben im erſten Stock mit einem eiſernen Niſtkorb von Balkon, der durch eine dünne hölzerne Scheidewand mit Milchglasſcheiben in zwei halbe Niſtkörbe geſpalten war. Das Gärtchen vor dem Haus beſtand aus Sonne, Buchsbaumeinfaſſung und Kieswegen, die ſich ſymmetriſch um eine Waſſerkunſt gliederten, an der ein kleines bunttönernes Wichtelmännchen hockte und angelte. Es ſchien wie die meiſten Angler nicht viel Glück zu haben.

Fritz Eisner blieb einen Augenblick ſtehen und ſuchte nach dem Eingang. Denn er ſagte ſich, die Leute, die in dem Haus wohnten, müßten doch irgendwie in das Haus hineinkommen; und wenn man auch unten leicht

in die Fenſter hineinklettern konnte, ſo wäre das doch im erſten Stock immerhin für Damen ſchwierig und peinlich. Es wohnten aber ſicher Damen drin; denn da ſang ja zum Klavier eine weibliche Stimme. Sie war recht ungeſchult. Sie hatte nicht viel Metall. Sofern man nicht Blech auch zu den Metallen rechnen will. Schön war ſie keineswegs, die Stimme. Sehr beſcheiden und ungeſchult. Annchen ſang anders. Was war das nur für ein Lied? Ein bißchen trivial, aber ganz einſchmeichelnd. Fritz Eisner horchte ſcharf hin, aber er hörte nur immer wieder:

„Fliegenſchmalz, Fliegenſchmalz, lülüü, lalaa, Fliegenſchmalz lülü, Fliegenſchmalz lala.“

Ein neckiſches Lied, ſagte ſich Fritz Eisner. Na, Annchen wird es ſchon kennen, die kennt alle ſolche Lieder.

Aber wirklich, da war ja doch eine Gartentür, und an der Seite war ſolche Art Hof mit Sandboden, auf dem Bäume ſtanden, ſechs Bäume. Und unter den ſechs Bäumen waren vier Lauben. Für jede Sommerpartei eine. Und da von der Rückſeite aus war auch ein Eingang, eine Treppe mit ausgelaufenen Stiegen und ein Glasdach, auf dem die ſchönſte Sammlung vorjähriger Inſekten, Dipteren, Coleopteren, Lepidopteren lag, die erſonnen werden kann. Nur in einem Hotel in Neubrandenburg erinnerte ſich Fritz Eisner auf einem Glasdach — nirgends in der Welt gibt es ſo viel Glasdächer wie in Kleinſtadthotels — eine Inſektenſammlung von ähnlicher Schönheit und Vollkommenheit liegen geſehen zu haben.

Fritz Eisner klopfte, und Frau Luise Lindenberg öffnete und bemerkte gebrochenen Herzens, sie könnten nicht die Nacht über hier bleiben, wenn der Möbelwagen nicht käme.

„Warum denn nicht?“ meinte Fritz Eisner mit einem Blick auf die Betten, die weiß herüberglänzten.

„Man k a n n eben so nicht bleiben.“

Aber es wäre doch sehr gemütlich, meinte Fritz Eisner, und er identifizierte sehr absichtlich „gemütlich“ und „eingewohnt“.

Den Möbeln sah man nämlich durchaus an, daß sie schon manche Sommerkampagne durchgemacht hatten. Und überall, im Schlafzimmer und im Wohnzimmer und im „Salon“, schien stets die Schlacht mit gleichmäßiger Heftigkeit getobt zu haben. Die Wände waren mit einer großgemusterten, braungrauen Tapete beklebt; was ja, wenn niemand hier wohnte — an Winterabenden, so im Lichtkreis der Lampe — eine ganz behagliche Stimmung geben mochte, aber an einem hellen Frühlingstag wie diesem recht trübselig machte.

Das einzig Auffallende war auf einer Konsole in der Ecke ein ausgestopftes kleines Äffchen, grau mit braunen Pfoten, von der Größe einer kleinen Katze, das aufrecht neben einem Baumstamm stand und mit Engländerzähnen an einer verstaubten Haselnuß herumknackte, von der man die Empfindung hatte, daß sie hohl sein müßte.

„Ei, sieh doch mal,“ sagte Fritz Eisner, „der ‚Lar‘ von Wilhelm Raabe!“ Wilhelm Raabe hat nämlich ein Buch nach einem ausgestopften Affen benannt,

den ein alter Arzt als seinen Hausgott, als seinen „Lar“ verehrt.

„Rabe?“ sagte Frau Luise Lindenberg, die nur das letzte Wort aperzipiert hatte (denn in ihrem Hirn war gerade der Möbelwagen verbrannt), und kiekelte mit ihren kurzsichtigen Augen herüber. „Ich hatte es für ein Eichhörnchen gehalten!“

„Nein, es erinnerte mich an etwas von Raabe — es ist ja ein Äffchen.“

„Ach, dann hat das der Kapitän gewiß mitgebracht,“ meinte Frau Luise Lindenberg, nicht ohne Stolz, im Hause der Witwe eines so hochgestellten Mannes gemietet zu haben.

Die Aussicht vom Balkon vorn war wirklich hübsch. In Bäume hineinblicken ist stets hübsch, ob sie kahl oder belaubt sind. Aber die Nachbarin sang immer noch das merkwürdige Lied: „Fliegenschmalz, Fliegenschmalz... lülü, lalaa ... Fliegenschmalz lülü... Fliegenschmalz lalaa!“

Frau Luise Lindenberg kannte es auch nicht.

Und von dem kleinen Hinterbalkon — zwei Stühle konnte man auf ihn stellen, und der dritte mußte schon halb in der Tür stehen — hatte man einen Blick über die ländlichen Nachbarbaulichkeiten, dann über die Eisenbahn fort — (ein Zug machte gerade Fensterpromenade, und man glaubte auf einem Erdbeben zu sitzen) — und endlich verlor er sich — der Blick — durch Wiesen, Gärten und Felder nach der Havel hinunter. Unter dem Balkonchen aber, eingeklemmt zwischen Brandmauern, war ein Drahtkäfig. Und als Fritz Eisner

herunterſah, da ſtand doch da unten auf einer Kiſte der Spielzeughund von vorhin, ganz ſtill, regte kein Glied, hob nur den Kopf und ſah ſtarr zu ihm hinauf.

Und dann, ja dann war da noch irgendwo ein ganz kleines Gartenhäuschen unter den Bäumen, höchſtens von zwei Zimmern am Ende des Grundſtücks, wo es zu dem ſchwarzen, umgegrabenen, von Dung rauchenden Gemüſeland einer Gärtnerei hinüberging.

„Weißt du," meinte Frau Luiſe Lindenberg, „wir könnten mal herunter zu der Frau Kapitän gehen und ſagen, daß wir da ſind, und ſie begrüßen; und ich habe auch verſchiedenes mit ihr noch zu beſprechen, und bei der Gelegenheit kann ich dich ihr gleich vorſtellen. Das iſt wohl notwendig. Der Möbelwagen kommt heute doch nicht. Aber ich bin das letztemal mit Lehmann gezogen!" Denn Frau Luiſe Lindenberg war eine von den Frauen, die da meinen: Was brauche ich mir das Leben leicht zu machen, wenn ich es ſchwer haben kann?

„Ach ja," rief Fritz Eisner, „ſolche Kapitänswitwe muß nette Sachen haben. Indiſche Muſcheln und Schiffsmodelle. Und malaiiſche Kris! Und vergiftete Pfeile! Ich hatte einen Kapitänsſohn als Mitſchüler, und bei dem hingen ſogar unter Glas und Rahmen noch von ſeinem Großvater her Blumen vom Grabe Napoleons auf Sankt Helena. Mit der Kapitänswitwe freunde ich mich an. Vielleicht hat ſie auch Japanſachen."

Von den Photographien, die Südſeemädchen, nur in ihre braune Haut gehüllt, gleich gruppenweiſe zeigen,

und die ebenfalls einem Kunſtkenner nicht unerfreulich erſcheinen, erwähnte er vor den keuſchen Ohren der Frau Luiſe Lindenberg nichts.

Und bang und klopfenden Herzens, denn die Ausſicht auf fremde Schätze elektriſierte Fritz Eisner ſtets — ihm floß eigentlich Sammlerblut in den Adern — ging er mit herunter.

Alſo es war nichts, abſolut nichts, nicht die Spur, nicht die kleinſte Negerarbeit, kein Pfeil, keine Muſchel, an ein Schiffsmodell ſchon gar nicht zu denken. Nicht der geringſte Exotismus; nicht mal ein Elefant aus Ebenholz, wie ihn jeder Weltreiſende einfach ſich mitbringen muß. Das ſah Fritz Eisner auf den erſten Blick.

Das eigentlich Bemerkenswerte in den Zimmern der Kapitänswitwe war neben ein paar Photographien über dem Sofa ein Stück modernen Kunſtgewerbes, eine rieſige Brandmalerei. Ein Meter zwanzig zu achtzig mindeſtens. Mit einem ſchönen rotgrünen Mohnblumenkranz und dem Spruch in reichverzierten Majuskeln:

„Ein Heim, von Liebe warm durchglüht,
Wo wandelloſe Treue blüht
Und Frohſinn ſich zu Glück geſellt,
Das iſt das Schönſte auf der Welt."

Fritz Eisner hatte ſich auch eine richtige Kapitänswitwe als eine liebe alte Dame vorgeſtellt mit Silberhaar und glattem Scheitel und einer großen, gediegen funkelnden Granatbroſche, ſchwarzgekleidet, etwas ſchwerfällig, am liebſten am Fenſter ſitzend und, die Hände auf dem Leib, leiſe und freundlich lächelnd.

Alſo die Kapitänswitwe hier war von allem das Gegenteil. Sie war noch keineswegs alt, aber ſie wollte bedeutend jünger ſcheinen, als ſie war. Eine ſtatiöſe Perſon war ſie, mit hübſchem, aber nicht gerade feinem Geſicht, kanarienblond, nach letzter Mode friſiert und ſchick in eine Art Reitkleid gepreßt; ſehr freundlich, aber von der unwiderleglichen Freundlichkeit der Aufſichtsdame in einem Warenhaus („Fräulein Puphal — bitte kommen Sie einmal zu mir!“). Und Kinder hatte ſie ... vier Stück, immer ſo ungefähr eine Olympiade auseinander. Alles Mädchen, wohl ſo vier-, acht-, zwölf-, ſechzehnjährig. (Der Kapitän, reimte ſich Fritz Eisner zuſammen, muß eigentlich nach den Zeiträumen, die zwiſchen den Kindern liegen, ſehr umfaſſende Weltreiſen auf Segelſchiffen gemacht haben.) Sie ſollten ſofort herausgejagt werden; aber Frau Luiſe Lindenberg bat, ſie möchten bleiben, ſie ſtörten gar nicht und wären doch ſo reizend.

Und das waren ſie auch! Bildhübſch! Jedes auf ſeine Art. Keins dem anderen ähnlich. Sie erinnerten eigentlich in der Abſtufung an die Haarwellen in den Auslagen der Friſeure, die von Blond über Rot zu Braun und dann zu Schwarz laufen.

Ja, es ſchien hier noch weiter — wie Fritz Eisner ſtaunend feſtſtellte — eine ganz merkwürdige, biogenetiſch geradezu verblüffende Tatſache in dieſen Kindern in Erſcheinung zu treten. Nämlich, eines war zweifellos etwas mongoloider Typ; eines Wikinger, reines Nordlandsblut; eines Mittelmeertyp; und das Kleinſte ganz klar mit der olivfarbenen Haut, der breiten Naſe,

diesen großen, schönen, dunklen Augen, die ein wenig an die eines Leonbergers erinnerten, den leichtgewulsteten Lippen, diesen starren schwarzen Haaren: Südseetyp ... Es hatte also hier sicherlich der jeweilig vorhergegangene Aufenthalt des Kapitäns durch seine Fülle von Erinnerungsbildern abweichend auf den sonst zu erzeugenden Normaltyp der beiden Eltern gewirkt. Etwas, was wohl bisher vermutet, aber in so reiner Erscheinungsform kaum je beobachtet worden ist, sagte sich Fritz Eisner.

Frau Luise Lindenberg stellte Fritz Eisner vor. „Der Bräutigam meiner älteren Tochter Annchen, Frau Kapitän," sagte sie. „Meine jüngere Tochter ist auch verlobt mit..." — Frau Luise Lindenberg machte eine Pause — „mit einem Doktor der Jurisprudenz" (das klang doch besser).

Fritz Eisner fühlte, wie die Frau Kapitän ihn mit einem nicht ganz unwohlgefälligen Blick einhüllte, und schloß daraus, daß der Kapitän doch schon vor längerer Zeit mit seinem Schiff untergegangen sein müßte. Ein richtiger Kapitän ertrinkt.

„Er ist Schriftsteller," sagte Frau Luise Lindenberg, nicht ganz ohne Stolz, als ob sie damit aussprechen wollte: er treibt zwar etwas, was eigentlich nichts einbringt; — aber es kann doch nicht jeder.

Ein Schriftsteller jedoch schien der Frau Kapitän wenig zu bedeuten. Sie war wohl mehr für abgehärtete Freiluftmenschen, braunrote, grogtrinkende Seebären ... Und da Frau Luise Lindenberg von ihr auch tausend Dinge über Wirtschaft, Bäcker, Schlächter,

Milchmann, Gemüſefrau, Wäſche wiſſen wollte und ferner bat, ob ſie ihr nicht noch ein halbes Dutzend mittlerer flacher Teller für die Küche hinaufſtellen könnte, ſo wandte Fritz Eisner ſich den kleinen Mädchen zu.

Die Sechzehnjährige — frühreifer Mittelmeertyp, ſchon ganz damenhaft gekleidet — las plötzlich wie verbieſtert „Des Doktors Töchterlein“ von der Helmuth. Das heißt, ſie hatte ein anderes aufgeſchlagenes Buch noch darunter liegen.

Die Zwölfjährige — das blonde Wikingermädchen — ſchrieb mit ſchiefem Kopf langſam und ſchwungvoll und ſchräg in das Schönſchreibeheft eine Seite nach der Vorſchrift: „Müßiggang iſt aller Laſter Anfang — Emil.“ Emil ſtand nämlich noch beſonders da, weil man das große E gar nicht genug üben kann. Die wenigſten Menſchen ſchreiben es ſchön.

Die Achtjährige — der mongoloide Typ — ohne Zweifel die netteſte von dem Vierblättrigen (ſolche Art von Kind, das ſich mit einem Ball und einer Mauer ganz ſtill für ſich drei Stunden lang beſchäftigen kann) ſaß ruhig da und kniff abwechſelnd das eine und dann das andere Auge zu.

„Was machſt du denn da, Lottchen?“ fragte Fritz Eisner nach einer Weile.

„Ach, ich habe mir ein Spiel erfunden, Onkel.“

„Wie heißt es denn, Lottchen?“ fragte Fritz Eisner.

„Ich nenn's: die Naſe rutſchen laſſen, Onkel.“

Das ewige „Onkel“ machte Fritz Eisner ſtutzig. Es gibt ſo Häuſer, wo die Kinder zu all und jedem „Onkel“ ſagen.

„Ja — wenn ich nämlich das Auge zumache, Onkel, cutscht die Naſe hier 'rüber; und wenn ich das hier zumache, geht ſie wieder auf die andere Seite."

Das Kleinſte aber — der Südſeetyp — kümmerte ſich um gar nichts und malte ganz ſeelenruhig mit roter Schneiderkreide ein Männchen an den ſchwarzen eiſernen Ofen.

„Wie lange iſt denn Ihr Herr Gemahl ſchon tot?" fragte drüben Frau Luiſe Lindenberg.

Die Frau Kapitän ſah zu Frau Luiſe Lindenberg mit tränenſchimmerndem Blick hinüber. „Über ſechs Jahre," ſagte ſie.

„Mein armer Mann iſt ſchon viel länger tot," bemerkte Frau Luiſe Lindenberg beiläufig.

„Das Schiff kann Anfang September ... es braucht aber auch erſt Ende Oktober geſunken zu ſein — ach ja!"

„Und wie alt biſt du denn, Lieschen?" fragte Fritz Eisner die Kleine, als ſie gerade dem Männchen noch ein paar Arme an die Naſe malte.

„Vorſte Woche bin ich vier Jahr jeworden," piepſte Lieschen und zeichnete dem Mann einen Vollbart.

Seltſam, dachte Fritz Eisner, die Kapitänswitwe muß ſich wohl, ganz in ihre traurigen Erinnerungen verloren, verſprochen haben.

Frau Luiſe Lindenberg holte nun plötzlich einen Bruder aus der Verſenkung, der nicht recht gut getan, zur See gegangen und verſchollen war, und der Fritz Eisner bisher unterſchlagen worden war. Fritz Eisner nahm das nicht weiter übel. Er wußte genau: jede Familie hat ſo einen Bruder oder Vetter oder eine Tante oder

eine Schwägerin, die mal unterſchlagen wird — ſie brauchen nicht mal immer zur See gegangen zu ſein.

Oben begann es plötzlich wieder: „Fliegenſchmalz, Fliegenſchmalz lülü, lalaa.“

„Ach, das iſt die Frau Baumeiſter,“ ſagte die Kapitänswitwe, „ſie iſt ſehr muſikaliſch.“

„Meine Tochter Annchen auch.“

„O, da werden ſie ſich ſicher anfreunden. Sie iſt eine entzückende Frau. Der Mann kann leider nur ein paarmal die Woche zu ihr herauskommen. Er baut in Berlin.“

„Und was wohnen ſonſt . . .?“

„Unter meinen Mietern iſt immer das beſte Verhältnis. Sie ſind eigentlich nachher ſtets wie eine große Familie. Ich ſehe mir meine Leute vorher ſehr genau an. Ich nehme nicht jeden. Hier unten wohnt noch eine Frau Direktor mit ihren Kindern. Wiſſen Sie, der Mann iſt ſo etwas ganz bedeutendes Kaufmänniſches, ſo Direktor einer großen Sache. Aber er iſt jetzt überarbeitet — dieſe Herren ſind ja heute alle nervös — mein Mann war nie nervös . . .“

„Meiner auch nicht,“ rief Frau Luiſe Lindenberg.

„Und deshalb iſt er in einem Sanatorium. Und da hat nun die Frau Direktor ihre Wohnung am Kurfürſtendamm einfach zugeſchloſſen und iſt hier herausgezogen. Man weiß ja auch nicht, wie ſie ſich verhalten ſoll. Zurückziehen aus der Geſellſchaft will ſie ſich nicht. Das ſchadet ihr. Und wenn ſie wieder ohne ihren Mann alles mitmacht, reden die Leute auch.“

„Und ſind ſonſt . . .?“

„O nur über Sonnabend, Sonntag kommt immer ein junges Ehepaar aus Berlin — ein Doktor Martini und seine reizende junge Frau — und die übernachten hier in dem Gartenhäuschen. Sie sind leidenschaftliche Angler, und da fahren sie mit dem letzten Zug 'raus; denn, wenn die Sonne erst hoch ist, beißen die Fische nicht mehr."

„Doktor Martini?" meinte Frau Luise Lindenberg nachdenklich, „aber d e r kann es nicht sein?! Erstens ist er unverheiratet, und zweitens angelt er nicht."

„Hallo," rief Fritz Eisner. „Ich glaube, jetzt kommt der Möbelwagen, man hört ihn schon rumpeln."

„Da hinten ist er, Onkel," rief Lottchen, die ans Fenster gelaufen war.

Gott sei Dank, das war er! Man konnte schon deutlich den Namen „Lehmann" lesen. Die beiden Pferdchen zuckelten gemächlich Kopf bei Kopf und nickten einander zu.

Die zwei Damen waren aufgesprungen, und die Frau Kapitän klopfte der Kleinsten tüchtig auf die Finger, daß sie aufbrüllte und das Stückchen roter Schneiderkreide durchs Zimmer flog.

Man schlägt keine Kinder, sagte sich Fritz Eisner. Wenn man schon mal die Rücksichtslosigkeit besessen hat, welche in die Welt zu setzen, hat man zum mindesten die Pflicht, sich ihnen gegenüber anständig zu benehmen.

„Ich muß leider auch noch in die Stadt," meinte die Frau Kapitän. „Ich muß mir ein Korsett kaufen und anprobieren gehen. Denn mit meinem alten Korsett

kann ich mich vor meiner Schneiderin nicht mehr ſehen laſſen."

Die Frau Kapitän war nämlich eine echte Frau, die ſich nie ein Korſett kauft, weil ſie es braucht oder weil das alte ausgedient hat, ſondern nur unter dem Vorwand, daß ſie anprobieren und ſich dabei vor ihrer Schneiderin ſchämen muß, wie ſie ſagt. Eine echte Frau aber muß ſehr oft im Jahr anprobieren.

Frau Luiſe Lindenberg warf einen ängſtlichen Blick auf Fritz Eisner. Wenn er auch ſo halb ſchon zur Familie gehörte, ſo konnte die Frau Kapitän eigentlich doch mehr Rückſicht auf ſie und ihre Stellung zu ihm nehmen.

Alle, beſonders aber die Kinder, für die iſt ſo etwas immer ein Erlebnis, wollten zu dem Möbelwagen hinaus — der jetzt grün und groß ſich aufgeſtellt hatte, und von dem drei ſtierbreite und baumlange Kerle herunterkletterten und ſich reckten — als von draußen aufgeſchloſſen wurde und ein etwas erſtaunlicher Herr mit einem mächtigen Kalabreſer in der Tür erſchien.

„Ach, Onkel Fiſcher," brüllten die Kinder und hüpften um ihn herum und fuhren ihm mit den Händen nach Groſchen und Zuckertüten in die Taſchen des dicken, alten, langen Friesmantels, der ziemlich vernachläſſigt an ihm herunterhing und, da er vorn offen war, eine braunkarierte Sammetweſte, aber keinen Rock — er ſchien wirklich keinen zu tragen — ſehen ließ.

Und der erſtaunliche Herr hob die Kleinſte (Südſeetyp), die immer noch ſchluckte und ſchluchzte, vom Boden auf und nahm ſie auf den Arm, ohne ſich um die

Kapitänswitwe oder gar um den fremden Beſuch zu kümmern. Sommergäſte ſchien er für etwas durchaus Minderwertiges zu halten.

„Was hat man Lieschen getan, meiner zarten Blumenſeele?“ ſagte er und ſteckte ihr ein Stück Schokolade in den Mund. „Komm, begießen wir dich wieder! So, nochmal,“ und er ſchob ihr ein zweites nach. „Seht ihr, nun hebt die kleine Sammetgloxynie den Kopf ſchon wieder. Daß Frauen nie lernen, wie man Blumen behandeln muß. Ach ja — wer das nicht in der Hand hat — da hilft kein Nägelpolieren.“

Lieschen jedoch patſchte dem Onkel Fiſcher ins Geſicht und zerrte vergnügt und krähend ihm in den langen, ſtarren, ſchwarzen oder richtiger ſchwarz und weiß durchwirkten Haaren, die ihm bis auf die Schultern herunterhingen. Wenn ſich aber ein Mann die Haare lang wachſen läßt, iſt immer irgend etwas mit ſeinem Verſtand nicht in der Richte, hat's einen Zuſammenſtoß mit der Welt gegeben. Das Geſicht von Onkel Fiſcher war ſehr brünett, faſt violettſchimmernd brünett, etwas exotiſch mit leicht gewulſteten Lippen, breiter Naſe und mit ſehr großen, ſchönen, dunklen Augen, die ein wenig an die eines Leonbergers erinnerten, aber von einem eigentümlichen Feuer waren, das nach innen glimmte. Man hatte den Eindruck eines Sonderlings — aber eines geiſtigen Menſchen.

„Darf ich bekanntmachen?“ rief die Kapitänswitwe mit einem Klang, der ſehr freundlich ſchien, aber einen Unterton hatte: Wir werden noch darüber reden! „Mein neuer Mieter, Frau Lindenberg — Herr Doktor

Fiſcher, ein Freund unſeres Hauſes," (man ſtellt doch den Herrn zuerſt vor, dachte Frau Lindenberg) „und Herr???..."

„Fritz Eisner, mein zukünftiger Schwiegerſohn," fiel Frau Lindenberg ein.

Onkel Fiſcher ſetzte die Kleine vorſichtig auf den Boden und verbeugte ſich linkiſch vor Frau Luiſe Lindenberg.

„Was ſind Sie?" fragte er Fritz Eisner und ſah ihn prüfend an.

„Ich bin Schriftſteller," antwortete Fritz Eisner verlegen.

„So," meinte Herr Doktor Fiſcher und ſenkte ſeinen Kopf, „ich dachte, Sie wären Gärtner. Man ſollte nur Gärtner ſein, und wenn man es nicht iſt, ſollte man es werden."

Die Ziehleute hatten indeſſen eine Reihe von Möbelſtücken und Kiſten auf die Straße geſtellt, und der erſte hatte ſich, mit einem Eimer voll blecherner Küchenſachen in der Linken und einem eiſernen Gartentiſch, deſſen Beine nach oben ragten, auf dem Rücken, ins Haus begeben. Das heißt, die drinnen hätten es nicht bemerkt, wenn es nicht plötzlich auf der Treppe einen dumpfen Krach und dann ein helles Geklirr von Scherben geſetzt hätte.

Die Kapitänswitwe und Frau Luiſe Lindenberg ſtürzten ſofort hinaus, und Fritz Eisner folgte; denn er fühlte, daß jetzt ſeine Funktionen begännen und der Augenblick gekommen ſei, wo er einzuſchreiten habe.

Alſo, ein Gasarm war ohne Zweifel etwas verbogen, und der Zylinder und die Glocke hatten ihre alte Form

eingebüßt und lagen in vielen Scherben auf dem Treppenabſatz. Der Glühſtrumpf, ſonſt empfindlich wie Spinnwebe, war merkwürdigerweiſe unbeſchädigt geblieben.

Die Kapitänswitwe benahm ſich ſehr energiſch. Es war überraſchend, daß ſie — wohl um dem Möbelmann beſſer verſtändlich zu ſein — mit einer vollendeten Beherrſchung ſich der Sprache und des Wortſchatzes des einfachſten Volkes dabei bediente.

Der Möbelmann hatte aber ganz ruhig den großen eiſernen Gartentiſch von ſeinen breiten Schultern genommen und ihn neben ſich geſtellt und ſchnuffelte nun, ſich aufreckend (er war wirklich ſehr groß), an dem Gelenk des Gashahns.

„Da is jarniſcht paſſiert," ſagte er nach einer Weile, „da davor ſind wir nich haftbar. Det mußte zur Seite jebunden ſind."

Aber da kam er bei der Kapitänswitwe an die Rechte.

„Vaſtehen Se, Madamken," ſagte endlich der Möbelmann, als ſie gar nicht aufhören wollte, leicht lallend, und ſtellte ſich ſehr breit und ſehr ruhig vor die Kapitänswitwe hin, „vaſtehen Se: es jibt jute Menſchen, un es jibt böſe Menſchen — und es jibt... Potsdamer."

„Sie ſind Zeuge davon," ſchrie die Kapitänswitwe, „und Sie haben es auch gehört!"

„O," meinte Frau Luiſe Lindenberg ſehr freundlich — ſie hatte bisher geſchwiegen, „ſolche Glocke kann doch nicht Holland und Brabant koſten. Laſſen Sie doch bitte für meine Rechnung eine neue beſorgen!"

Im Augenblick glätteten ſich die Wogen.

„Nu ſehn Se, da haben wir's ſleich," meinte der Möbelmann und nahm den eiſernen Gartentiſch mit einem Ruck wieder auf die Schulter.

Und die anderen Möbelleute — es war ja nur eine halbe Fuhre — rückten nach, und ſehr ſchnell verſchwanden Tiſche, Stühle, ein Klavier, Kiſten, Koffer, Kaſten, Waſchkörbe, der Spiegel, der noch aus der Einrichtung der verſtorbenen Mutter von Frau Lindenberg ſtammte, in den Räumen, fanden hier und da Unterkommen; einer ſchlug ſogar die Kiſten noch auf; ein anderer legte Stoffgardinen über die Fenſterhaken; und ehe noch eine halbe Stunde vergangen war, da wiſchten ſich auch ſchon die drei Möbelleute mit dem Hemdsärmel die Stirn; und der, der vorhin mit dem Gashahn den Zuſammenſtoß gehabt hatte, ſtellte ſich trinkgeldbereit vor Frau Luiſe Lindenberg hin und ſagte in leidlicher Haltung:

„Die Betten ſind och ſchon ufjeſchlagen, jnädge Frau."

Er ſagte das, trotzdem die Bette doch zum Logis gehörten. teilweiſe aus Gewohnheit, teilweiſe aus Betrunkenheit. Aber er war dabei doch noch ſehr gerade und lallte nur wenig. Denn er war wie ein Korpsſtudent durch jahrelange Übung gewöhnt, ſich mit Anſtand zu alkoholiſieren.

Und als Frau Lindenberg ſich den Trinkgeldanſprüchen der Möbelleute gewachſen gezeigt hatte, wandte ſich der Sprecher mit vertraulicherer Wendung zu Fritz Eisner als an eine männliche Seele, mit der man über Männerdinge reden könne.

„Wo kann man denn hier bei Ihnen draußen noch ſchnell eenen kippen, junger Mann?“ ſagte er und legte Fritz Eisner ſchwer die Hand auf die Schulter.

„Ich glaube, Sie werden wohl hier kein Lokal finden,“ meinte Fritz Eisner.

Der Möbelmann riß erſt halb erſtaunt, halb mitleidig die eingekniffenen Augen auf. „In ſo 'ne Jejend“, ſagte er dann verachtungsvoll, „würde ick jar nich ziehen.“

Und damit drehte er ſich und ſchwankte hinaus.

„Man kann doch nur mit Lehmann ſeinen Umzug machen,“ rief Frau Luiſe Lindenberg begeiſtert und fuhr umher, packte aus und ſtellte allerhand ſchöne Dinge auf.

Auch den Kaſten mit der Laubſägearbeit, in dem die Photographien waren. Und eine Berliner Vaſe mit Schwanenhenkeln, die auf der einen Seite die Linden mit dem Brandenburger Tor in feiner ſpitzpinſeliger Malerei zeigte und auf der anderen das Schloß. Sie war ſehr hübſch, und Frau Luiſe Lindenberg hielt große Stücke auf ſie; aber das Schloß hatte ein Loch bekommen, und deswegen mußte es immer gegen die Wand ſtehen und durfte ſich nicht ſehen laſſen.

Fritz Eisner ſtand umher und fühlte ſich eigentlich ſehr überflüſſig, wie Männer ſtets in ſolchen Lagen — eine Tatſache, aus der Frauen gern ihre Überlegenheit ableiten.

„Die Kapitänswitwe“, ſagte Frau Luiſe Lindenberg, während ſie ein Dutzend ſilberner Löffel auspackte und zweimal nachzählte, „iſt doch eine ſehr feine und reizende Frau. Direkt eine Dame.“

„Findeſt du?“ meinte Fritz Eisner nachdenklich. „Sie iſt doch etwas energiſch.“

„Das hat ſie von ihrem Mann. Solch Kapitän muß ſich eben bei ſeinen Leuten in Reſpekt zu ſetzen wiſſen.“

„Ob ſich das wirklich überträgt?“

„Ja, ich habe,“ fuhr Frau Luiſe Lindenberg fort (was war denn das?! Bei den Kaffeelöffeln ſchien doch einer zu fehlen. Ach, nein: — elfe, zwölfe!), „alſo ich habe wenigſtens ein tiefes Mitgefühl mit allen Frauen, die gleich mir ſo früh ſchon ihren Gatten verloren haben und nun mit den Kindern einſam und verlaſſen in der harten Welt ſtehen.“ Bei allen Dingen, die das Familienleben anbetraf, bevorzugte Frau Luiſe Lindenberg eine gehobene, ja faſt poetiſche Sprache. „Und man muß doch auch bedenken, auf welche grauſige Art die Frau Kapitän ihren armen Mann verloren hat. Welches, meinſt du wohl, war ſein Bild? Es hingen da doch mehrere.“

„Ich weiß nicht,“ meinte Fritz Eisner, „da war keiner, der nach einem Kapitän ausſah. Aber w e n n ſie eben unvorſichtigerweiſe ſchon einen Kapitän heiratet, ſo muß ſie doch mit ſolchen peinlichen Zufälligkeiten von vornherein rechnen.“

Frau Luiſe Lindenberg gefiel das durchaus nicht. Es gibt Dinge, über die man nicht ſpottet! Aber mit den Bräutigams ſeiner Töchter zankt man ſich noch nicht. Das iſt zu früh.

„Und dieſer merkwürdige Menſch, der da kam! Das war beſtimmt ein Verrückter.“

„Ach Gott," meinte Fritz Eisner, „er war wohl nur ein wenig sonderlich."

„So?" rief Frau Luise Lindenberg, „ich verstehe nicht, warum man einen solchen Mann frei herumlaufen läßt. So etwas gehört doch in eine Anstalt! Was er da sagte: Du sollst Gärtner werden! Und wie er das Kind hochnahm! Ich habe geradezu Angst gehabt, er würde ihm etwas tun."

„Mir gefiel er aber ganz gut," meinte Fritz Eisner. „Er war vielleicht etwas wunderlich, etwas vernachläßigt und unglücklich. So einer, der keinen Einklang zu finden weiß zwischen der Gedankenfolgerichtigkeit und der Lebensfolgerichtigkeit. Einer, der sich verrannt hat. Denn die Gedanken laufen schnurgerade, pflanzen sich gradlinig im Raum fort nach Art der elektrischen Wellen, ohne Hemmungen zu finden. Sie gehen glatt durch alle Dinge, die sich ihnen entgegenstellen, hindurch, unbeirrt auf ihre Ziele zu."

„Bei den Gabeln," sagte Frau Luise Lindenberg nachdenksam, „stimmt aber etwas nicht."

„Das Leben geht dagegen im Rösselsprung nach links oder rechts, nach oben oder unten. Auf irgendeines der acht Felder springt es, und immer gerade auf das, was wir nicht erwarten. Und wenn das nun einer nicht begreift und Dinge, die in der Folgerichtigkeit seiner Gedanken liegen, dann nun vom Leben fordert, Dinge, die am Leben zerschellen müssen, einfach zerspringen müssen wie faule Eier, die man gegen eine Mauer wirft — — dann — — ja dann wird er eben leicht etwas komisch."

„Ich hatte doch die beiden Salzfäſſer eingepackt,“ ſagte Frau Luiſe Lindenberg. „Etwas komiſch, Fritz?! Ich halte den Mann für ganz gemeingefährlich verrückt!“

„Ach Gott,“ meinte Fritz Eisner, „nicht viel mehr als andere Leute auch:

‚Ein Reis vom Narrenbaum trägt jeder, wer er ſei,
Der eine trägt's geheim, der andre trägt es frei!‘

ſagt ſchon der alte Logau. Und der hier trägt's eben frei.“

„Ich wüßte aber nicht, daß i ch eins trage,“ rief Frau Luiſe Lindenberg ſehr gekränkt.

Sie hatte nämlich die Eigenſchaft, daß man mit ihr nie über eine Sache, ein Thema, ein Abſtraktum reden konnte, ſondern daß ſie jedes Geſpräch ſofort perſönlich nahm, auf ſich bezog und, die Hand auf dem Buſen, rief: „Ich aber nicht!“

Das erſchwerte ohne Zweifel die Unterhaltung mit ihr; aber es vereinfachte ſie auch.

Da klingelte es, und ein Hund bellte. Fritz Eisner lief öffnen, und Annchen Lindenberg flog Fritz Eisner im dunkeln Korridor um den Hals. Sie hatte wirklich Sehnſucht nach ihm gehabt — die zweimal vierundzwanzig Stunden.

Hannchen Lindenberg, Cand. jur. Eginhard Meyer, eine junge Dame und ein ſchwarzer Hund mittlerer Größe, ein entfernter Verwandter der Familie der Black-and-Tan-Terriers — das heißt, man hatte ſchon ſeinen Urgroßvater aus dieſer Familie entfernt — quollen mit Lärm, Gebläff und Gelächter in das Zimmer. Annchen und Hannchen ſahen wirklich hübſch

aus. Denn helle Kleider, junge Dinger und ein erſter roſiger Frühlingstag — —

Wie weit man hier wäre, und ſie wollten helfen. Selma wäre auch dazu mitgekommen, ſie würde ein paar Tage hierbleiben, rief Hannchen luſtig.

Frau Luiſe Lindenbergs Geſicht wurde länglich. „Aber wo ſoll ſie denn ſchlafen?“

„In meinem Bett oder auf dem Sofa!“

Fräulein Selma war eine Blume aus dem reichen und bunten Bukett der Freundinnen Hannchens. Kleine Beamtentochter., die Hannchen in der Bibliothek des Kunſtgewerbemuſeums aufgegriffen hatte, allwo Hannchen ſich Monogramme für ihre Ausſteuer und eine Kante für das Überhandtuch abgepauſt hatte, von denen ſie erzählte, daß ſie ſie entworfen hätte. Und nun war ſie ſeit fünf Tagen von Selma unzertrennlich.

Selma war nicht hübſch, ſah wie eine Dichterbraut aus: ſpitznaſig und nach gar nichts. Sie ging aber in Sandalen, mit den Bewegungen einer Blindſchleiche, hatte ein lederfarbenes Gewand an, das mit violetten Efeublättern beſtickt war — ſie nannte das ein individuelles Eigenkleid — und deſſen Halsausſchnitt und Ärmel mit einer roten Schnur durchzogen waren. Und außerdem hatte ſie Holzperlen im Haar, das ſie in Schnecken trug.

Das Kleid ſtammte nebenbei aus ihrer vorletzten Entwicklungsſtufe, und ſie trug es eigentlich nur noch *gegen* ihre Überzeugung. Denn ſie hatte vor zwei Wochen unter ſchweren Seelenkämpfen Otto Eckmann überwunden und war Kunſtgewerblerin neueſter

Prägung geworden. Das war, wie ſie ſagte, keine Verirrung und kam dem Urweſen aller Dinge näher. Sie brauchte dazu nur einen Kreis, ein Quadrat, einen Rhombus und einen Tuſchkaſten. Und nun nahm ſie entweder den Kreis und legte ihn ſo oder ſo durch den Rhombus und ſetzte das Quadrat daneben. Oder ſie legte den Rhombus durch das Quadrat und ſetzte den Kreis daneben. Und ließ das immer wieder abwechſeln. Und bezeichnete es je nach Laune: Teppich, Tapete, Wandbehang, Sofakiſſen oder Lichtſchirm. Wenn ſie beſonders üppig in ihrem Kunſtgefühl ſein wollte, machte ſie Konzeſſionen und bereicherte ihre Ornamente noch um ein langgezogenes Oval. Sie nannte das Stilkunſt.

Egi Meyer konnte ſie nicht recht riechen, und Fritz Eisner nannte ſie eine Banauſin. Aber das machte Hannchen Lindenberg nichts. Sie blieb unzertrennlich von ihr. Der einzige Troſt, den Egi Meyer und Fritz Eisner hatten, war, daß ſolche Selmas bei Hannchen Lindenberg nie länger als acht Tage dauerten. Und fünf waren ſchon vorbei.

„Was haſt du denn mit deinem Hut gemacht?“ rief Hannchen und nahm Egis Hut und hielt ihn hoch gegen das Licht. „Ich näh' dir das gleich.“

Aber Eginhard Meyer wollte davon durchaus nichts wiſſen. Es ginge noch ſo, ſagte er.

„Nein,“ rief Hannchen lachend, aber etwas ſchrill, „es geht n i ch t. Deinethalben vielleicht, aber meinethalben nicht.“

Die Hutkrempe hatte ſich nämlich am Rand gelöſt; das heißt nicht am innern, am äußern. Und amüſanterweiſe

war ein schwarzer, etwas rostfleckiger Blumendraht dabei zutage getreten; und um den wieder in sein Versteck zurückzuscheuchen, fischte Hannchen Lindenberg aus einem Koffer ein Nähzeug heraus.

Eginhard Meyer war nämlich darin wenigstens noch ganz der Gelehrte alter Schule, daß er auf sein Äußeres wenig gab. Er war zu Hannchens Entsetzen pietätvoll seinen Kragen gegenüber und stets gleichmäßig unrasiert, so daß man annehmen mußte, daß er, vielleicht aus irgendeinem Aberglauben, die Tage, da er rasiert war, nicht unter Menschen ging.

Wenn Fritz Eisner schon meist sehr bummlig angezogen war, so übertraf ihn Eginhard Meyer darin, ohne die Entschuldigung zu haben, daß er sich seine Sachen selbst kaufen müßte, und daß sein Konto beim Schneider schon ziemlich überzogen wäre. Man verstand es eigentlich nicht recht, weshalb Eginhard Meyer schlecht angezogen ging und nachlässig, da seine Brüder für jedes Journal hätten Modell stehen können und lieber halbnackt als unmodern sich unter Leute gewagt hätten. Aber er war dafür nicht zu haben und gab darauf nichts. Und er setzte allen Versuchen, ihn menschlich möglich zu machen, eine passive, aber unbrechbare Resistenz entgegen. Selbst durch Hannchens wortreichste Ausführungen konnte er sich nicht bestimmen lassen, hiervon abzugehen. Eine Sache, die ebenso für wie gegen ihn sprach.

Aber Frau Luise Lindenberg war doch der Gedanke, mit Selma die Wohnung zu teilen, nicht angenehm. „Hört mal, Kinder," sagte sie, „wie stellt ihr euch denn

das vor mit dem jungen Fräulein? Tante Trautchen aus Melſungen wollte doch kommen, die Ärmſte."

Hannchen Lindenberg jedoch, die gerade ihre Bluſen und Waſchröcke in das Spind hing und ſie ſäuberlich — ſie war ſehr eigen — vorher glättete, rief: „Aber, Mama, ſie wird doch nicht heute und morgen kommen! Nein, Selma, nicht wahr, du bleibſt bei uns?"

„Ja, wenn ihr es durchaus wollt," ſagte Selma.

„Aber ich habe doch an Tante Trautchen vorhin depeſchiert" — das war wahr —, „ſolche Briefe wie ſie ſchreibt man nicht aus heiler Haut."

Es war nämlich Tante Trautchens Art, hin und wieder aus ihrem Hinterhalt in Melſungen Schreckſchüſſe nach Berlin abzufeuern. Nicht ein Vierteljahr, wo es nicht geſchah, wo ſie nicht behauptete, zuſammenzubrechen und vor Kataſtrophen zu ſtehen.

Wenn Frau Luiſe Lindenberg — ſie war doch eine gute Seele — dann ganz erſchrocken hinfuhr, war ſie mit hundert Leuten ſinnlos quietſchfidel; oder wenn man ſie aufforderte und ihr das Fahrgeld ſchickte, kam ſie angereiſt, juhutratra, und verlangte jeden Tag ein anderes Vergnügen, tadelte alles und war für nichts dankbar.

Und vorgeſtern hatte ſie wieder aus ihrem Hinterhalt in Melſungen einen Schreckſchuß abgefeuert, der Frau Luiſe Lindenberg ſo eingeſchüchtert hatte, daß ſie tränenden Auges der Ärmſten depeſchiert und ihr das Fahrgeld in der gleichen Weiſe übermittelt hatte. Tante Trautchen aus Melſungen drohte alſo wirklich.

Plötzlich begann nebenan die Frau Baumeiſter wieder zu klimpern und zu ſingen: „Fliegenſchmalz,

Fliegenſchmalz lülüü, lalaa, Fliegenſchmalz lülüü, Fliegenſchmalz lalaa."

„O, hier muſiziert a u ch einer," meinte Annchen — was wirklich nicht ſchwer zu erraten war — und ſchubſte ihre Bluſen mit einem Knuff in den Schrank hinein.

Aber der Black-and-Tan-Terrier, der bisher ziemlich ruhig zwiſchen Kiſten und Kaſten umhergeſchnuffelt hatte, fing plötzlich an, jämmerlich zu heulen. Er war wohl muſikaliſch.

„Hier iſt doch ein Hund," rief Frau Luiſe Lindenberg ganz erſtaunt und hob aus der Kiſte ein Pack mit Noten, um es auf das Klavier zu legen, „wo kommt denn der her?"

Hannchen ſah Frau Luiſe Lindenberg an, als hätte ſie nichts gehört. „Ach, Muttchen," ſagte ſie ſchmeichelnd, „ſiehſt du heute reizend und jung aus!"

„Was iſt denn das für ein Hund?" rief Frau Luiſe Lindenberg ſchon weniger freundlich.

„Gott, das arme Tierchen," meinte Annchen, „komm her, mein Mohrchen."

„Er iſt mir in Berlin nachgelaufen," beichtete Hannchen, „er lag ganz jämmerlich und verhungert an einer Laterne, und da bin ich in einen Milchladen gegangen und habe ihm einen Viertelliter Milch gekauft. Und da iſt er dann mitgekommen. Er war nicht loszuwerden."

„Und nun wollen wir Mohrchen behalten," begleitete Annchen.

„Hatte er denn keine Marke?" forſchte Frau Luiſe Lindenberg.

„Nein, nichts, keine Marke, kein Halsband, keinen Maulkorb.“

Frau Luiſe Lindenberg ſetzte berechtigtes Mißtrauen in die Erzählung ihrer Tochter Hannchen. Denn ſie wußte genau, daß die keinen Hund in Ruhe laſſen konnte und mit der böſeſten Töle ſofort Freundſchaft ſchloß oder eine Zankerei anfing, was ihr — ſie konnte wundervoll bellen — leicht fiel. Aber Frau Luiſe Lindenberg kam nicht durch mit ihrem Proteſt.

„Man kann das arme Tier doch nicht in Nacht und Nebel auf die Straße jagen,“ rief Hannchen.

Draußen ging gerade in wundervollen Farben die Sonne unter und füllte das Zimmer mit rotem Schein.

„Meines Nachbars Hund, und hätt' er mich gebiſſen,
Fänd' Platz in ſolcher Nacht an meinem Herd“

deklamierte Eginhard Meyer und wies mit dem Arm groß gen Weſten. (Er war beleſen und nicht witzlos.)

„Ach ja, Mohrchen, du bleibſt bei uns,“ rief Annchen und hob das Äffchen von der Konſole, ließ Mohrchen es erſt anknurren und ſtubſte ihm dann damit heimtückiſch auf die Naſe, daß es zurückfuhr.

Aber Hannchen, die immer erziehen mußte, nahm ſofort eine alte Zahnbürſte und holte etwas Alaun aus der Hausapotheke, denn ſie hatte gerade geleſen — ſie gehörte zu denen, die immer alles gerade geleſen haben — daß man Hunden mit Alaun die Zähne putzt. Das ſoll ihnen gut tun.

„Hör' mal,“ ſagte Fritz Eisner zu Egi Meyer nachdenklich, „ich würde ihn nicht behalten.“

„Rechtlich darf Hannchen ihn behalten," meinte der Cand. jur. Eginhard Meyer.

„Ja — aber — das — das ist doch gar kein Hund. Das ist ja 'ne Hündin."

„Eigentlich soll man überhaupt einen fremden Hund auf der Straße nie locken," meinte Egi Meyer mit einem Blick auf Selma, „denn es dauert wie beim Logierbesuch Wochen, bis man ihn wieder los wird."

Aber Mohrchen war gegen Zahnbürste und Alaun, kroch unter das Sofa und wutschte dann durch eine Türspalte in das Nebenzimmer, das nach den ländlichen Nachbarn hinausging. Und da Annchen sich dort ihre fünfundsiebzig kleinen Nippsachen auf eine Kommode baute (Kätzchen mit wackelndem Kopf, die Cello spielten; Mokkatassen; Kleeblätter mit Marienkäfern darauf, täuschend; ein kleiner Seehund aus Katzenfell; zwei Mäuse in Porzellan nach Kopenhagen; eine Perlmuttermuschel mit Ansicht aus Binz und eine Holzschnitzerei vom Inselberg bei Friedrichroda, sehr niedlich; — „die Dinge sind nichts, aber ich habe sie gern und für mich bedeuten sie etwas," sagte Annchen, und dagegen konnte man nichts machen) — ja so, also da war natürlich Fritz Eisner bei ihr, denn wie es ja auch schon im Buch Ruth heißt: Wo du hingehst, da will ich auch hingehen.

Und Annchen plauderte reizend von ihren Erlebnissen. Sie brauchte nämlich nur über die Straße zu gehen, so passierten ihr und anderen schon die wunderbarsten Dinge. Sie sah und hörte Herrlichkeiten — ich glaube, der technische Ausdruck ist dafür „Ergänzungs-

philoſophie" — die Dinge ereigneten ſich wohl nicht, aber ſie hätten ſich doch ereignen *können*. Der Keim zu ihnen war irgendwie vorhanden. Und wenn ſie ſich *nicht* ſo entwickelten, ſo lag das nur an der langweiligen Bedingtheit des Erdgeſchehens; und was ſchadete es, wenn das in luſtiger Weiſe durchbrochen wird!

„Findeſt du nicht auch," warf Fritz Eisner ein, um das Thema zu heben, „wundervoll die erſten hundert Seiten von ‚Dorian Gray'? Jedes Wort ein geſchliffener, ziſelierter Dolch, mit dem man einen Menſchen umbringen könnte, und von dem man doch ſicher weiß, daß nur mit ihm geſpielt wird, um ihn in der Sonne funkeln zu laſſen."

„Ach ja," meinte Annchen, die die Bücher, die ihr Fritz Eisner brachte, nie las, aber begeiſtert lobte, „es iſt ſehr intereſſant. Ich bin da gerade ... aber hör' mal, Fritz, ich habe etwas mit dir zu beſprechen, etwas ſehr Ernſtes: Hannchen iſt ſehr unglücklich."

„Ach," meinte Fritz Eisner erſtaunt, „das ſieht man ihr aber nicht an."

„Ja, ſie hat ſich eben ſehr in der Gewalt. Aber vorhin hat ſie geweint. Sie hat lange geſchwankt, ob ſie den Brief nicht doch Egi zeigen ſoll. Sie ſchwankt ſogar noch. Aber da habe *ich* ihr geſagt, *du* ſollteſt ihn erſt mal leſen und ihr raten. Mir tut der arme Menſch furchtbar leid. Aber lies ihn draußen, daß Egi ihn nicht zu ſehen bekommt."

Es war eigentlich kein Brief, ſondern ein kleines, ſauber geſchriebenes Manuſkript, und der Verfaſſer

hatte ſicher viel Mühe darauf verwendet. Erſt friſchte er gemeinſame Jugenderinnerungen auf: „Mein Kind, wir waren Kinder," und dann erzählte er etwas von „Weiberſchwur, dem er nicht mehr traue", und rief weiter aus, auf Seite zwei, Mitte: „ich hab' dich geliebet und liebe dich noch, und fiele die Welt zuſammen". (Donnerwetter, ſagte ſich Fritz Eisner, das kommt mir doch bekannt vor.) Auf Seite drei, oben, aber ſtellte er feſt: daß er Hannchen allnächtlich im Traume ſehe; und weiter unten, daß es trotzdem beſſer für ihn wäre, wenn er die „hohe Herzenskönigin" nie geſehen hätte. („Hohe Herzenskönigin," meinte Annchen, „iſt ſchön, das könnte direkt ein Dichter geſagt haben".) Von Egi Meyer aber ſchien er auf Seite ſieben — Zeile acht bis zwölf — keine hohe Meinung zu haben, denn er nannte ihn „den dümmſten der dummen Jungen", behauptete: daß Hannchen aus Ärger den erſten beſten Mann, der ihr in den Weg gelaufen wäre, genommen hätte, und apoſtrophierte die „Geliebte" dann: „Wenn er dich küßt, küßt mich der kalte Tod." Langſam ging er zu „Wahnſinn und Mitternachtsgraus" über, und — Seite neun unten — nannte er das Leben „ein ewig Jammern und ein ewig Abſchiednehmen". Auf Seite zehn endlich erklärte er jedoch verſöhnlich: daß, ſelbſt wenn ſein Herz bräche, er nicht grolle.

„Ja," meinte Annchen, „der Brief hat mich tief ergriffen; aber was kann man da machen? Ich zerbreche mir den Kopf."

„Ihm den Heine fortnehmen," ſagte Fritz Eisner.

Hannchen war auch auf den kleinen Hinterbalkon

gekommen. Sie hatte ihre Freundin Selma so lange auf ihren Bräutigam gehetzt.

„Also, was sagt Fritz denn? Oder soll ich es besser mit Muttchen besprechen?“

„Um Himmels willen!“ rief Fritz Eisner, „schreibe ihm doch einfach, daß du sein Andenken bewahren würdest — das verpflichtet zu nichts; — daß er noch jung wäre — und das ist unbestreitbar; — und daß er infolgedessen schon darüber hinwegkommen würde. Und außerdem gäbe es ja auch bei d e m Dichter, der ihm so viel schon geschenkt hätte, noch ein sehr schönes Rezept für ihn: ‚Wenn dir ein Mädchen untreu wird, so lieb' schnell eine andre!‘“

„Ja,“ meinte Hannchen, „so ähnlich werde ich ihm schreiben,“ denn Hannchen schrieb sehr gern, puffte stets Dutzende von Briefen in die Welt nach allen Seiten wie die Sonnen beim Monsterfeuerwerk.

Merkwürdig, merkwürdig. Mit was für ernsten und lebensentscheidenden Dingen Kinder doch oft spielen!

„Sieh doch mal Mohrchen,“ rief jetzt Annchen ganz entzückt, „wie nett!“ Mohrchen hatte sich nämlich ganz weit zwischen die Gitterstäbe gedrängt und wedelte kokett und zierlich mit dem Schwanz und ließ keinen Blick von dem Spielzeughund, der mit nennenswerten Kletterkünsten in seinem Drahtkäfig auf den höchsten First seiner Kiste hinaufgeklommen war und von dort aus, den Kopf gehoben, leise winselnd in der Hundesprache eine ganze Fuhre der allerverliebtesten Worte

flüſterte. Und wie Frauen ſind, gefiel das Mohrchen ſehr.

Fritz Eisner nahm Mohrchen beim Ohr: „Hör' mal, Mohrchen, ich will dir mal was ſagen: Eine anſtändige junge Dame aus gutem Haus benimmt ſich nicht ſo kompromittierlich. Verſtanden?"

Mohrchen ſah Fritz Eisner mit ſeinen braunen runden Hundeaugen ganz unverſchämt an und knurrte: „Red' du doch nicht!" Aber ſowie Fritz Eisner Mohrchen losließ, drängte es ſich von neuem durch die Gitterſtäbe, ſoweit es ging. Für Moralpauken war es nicht zu haben.

Und dann rief Frau Luiſe Lindenberg zum Abendbrot. Wo ſie es in dem Wirrwarr hergezaubert hatte, war ein Rätſel; — aber es war da.

„Es iſt zu ſchade, Kinder," ſagte ſie beim Eſſen, „daß ihr die Frau Kapitän noch nicht kennengelernt habt. Ich bin ganz begeiſtert von ihr."

Kurz nach dem Abendbrot aber meinte Frau Luiſe Lindenberg oſtentativ, daß ſie der Tag doch ſehr angeſtrengt habe, und daß ſie wenigſtens müde ſei.

„Der letzte Zug geht doch erſt um Zwölf," riefen Annchen und Hannchen.

Frau Luiſe Lindenberg machte ein ſauerſüßes Geſicht wie eine gezuckerte Grape fruit. „Ich bin nun lange genug auf den Füßen. Aber ihr könnt ja noch aufbleiben."

Ach Gott, ſonſt war das gerade immer ſo ſchön geweſen, eben die Nachtſtunden zwiſchen Zehn und

Zwölf. So in die Sofaecke eingekuſchelt, wo man in zwei Stunden ſo viel verliebte Dummheiten ſprach, wie man in zwei Jahren nicht verantworten konnte. Aber dann ringelte ſich ja heute auch immer Selma, dieſe Banauſin mit ihren Blindſchleichenbewegungen — ſie ſprach mit den Schulterblättern — herum und wirkte überaus ſtörend auf jegliches Tete-a-tete. Und Brautleute ohne ſolches ſind wie Enten auf dem Land.

„Hör' mal," ſagte Egi, „ich glaube, man würde unſere Abweſenheit nicht übel vermerken."

„Ja," meinte Frau Luiſe Lindenberg, „wenn ihr aber gehen wollt, müßt ihr ſchnell machen, ſonſt bekommt ihr den Zug nicht mehr. Was ſoll ich euch nächſten Sonntag" — das ſollte ein für allemal den Termin feſtlegen — „für den nächſten Sonntag kochen? Na, ich mach' euch was ganz Feines. Ob es ſchon Krebſe gibt?"

Frau Luiſe Lindenberg hatte nämlich die vorzügliche Eigenſchaft, was ihre Küche anbetraf, mit der Zeit nicht nur mitzugehen, ſondern ihr voranzueilen. Über Krebſe zu Spargel, über Spargel zu jungen Hühnern, Stachelbeertorteletts zu jungen Gänſen, über Feldhühner zu Haſenbraten, das ganze Jahr durch in nie endender kontinuierlicher Kette. Wer einmal ihre Krebsſuppe gegeſſen hatte, verzieh ihr manches. Und Fritz Eisner und Egi Meyer hatten ſchon öfters ihre Krebsſuppe gegeſſen.

Annchen und Hannchen kamen natürlich mit vor zum Bahnhof. Aber Selma auch. Hannchen ließ ſie

nicht von ihrer Seite. Die acht Tage waren ja noch nicht herum. Und Mohrchen, für das Hannchen schon eine famose Schlafecke improvisiert hatte, drängte sich auch mit hinaus.

Unten war sternklare Nacht und Mondschein; aber es war recht frisch geworden. Die Häuser geisterten in grünlichem Silber, und der Park atmete eine scharfe Kühle aus. Es war wie ein Gedicht von Eichendorff, auch wohl von Schumann vertont; — aber gesungen von einer achtunddreißigjährigen Lehrerin als Zugabe auf einem Vorstandskränzchen des Vereins „Jugendlust".

Selma meinte, Mondschein wäre immer kitschig.

Hannchen dagegen, in der die erbliche Belastung von der Mutter immer wieder durchbrach, bekam deklamatorische Krämpfe, nannte es eine himmlische Nacht, sie möchte überhaupt Stunden noch gehen; und sie zitterte dabei wie ein afrikanisches Windspiel, denn sie präsentierte stets mit Batistblusen die Abgehärtete. Sie war aus Prinzip für unzeitgemäße Bekleidung.

Eginhard Meyer sagte trocken:

„Der sternenklare Himmel und der Mondschein dienen zur Verschönerung der Natur."

Denn er war mißlaunig, daß Hannchen Lindenberg Selma fest untergefaßt hatte und nun neben ihrem lautlosen Sandalenschritt dianenhaft daherstapfte, statt sich bei ihm (wie Pflicht) einzuhängen. Es lag die Stimmung von Kabbelei zwischen ihnen in der Luft.

Annchen aber hatte sich bei Fritz Eisner verankert, weich und anschmiegsam, wie das ihre Art war, und sagte gar nichts.

„Hör' mal," meinte Fritz Eisner plötzlich, „wo ist denn eigentlich das Mohrchen?"

Man pfiff und rief, lockte, blieb stehen, eilte fünfzig Schritt zurück — nirgends nichts zu hören noch zu sehen. Endlich schien es Fritz Eisner, als ob er da hinten drüben bei den Büschen am Park im matten Dämmerlicht so den Schatten von irgendeinem vierbeinigen Wesen huschen sah. Oder rannten da nicht überhaupt zwei Wesen?! Man konnte es nicht erkennen; und ganz aus der Ferne hörte man schon den Zug heranbrausen. Also marsch, marsch, vor zur Bahn.

Solch einen kurzen Abschied hatten Annchen und Fritz und Hannchen und Egi noch nie genommen. Sie kamen gerade noch in den Zug hinein. Aber es war doch nett, und es hob das Selbstgefühl von Fritz Eisner und Eginhard Meyer, wie da diese hübschen hellen Mädchen standen und ihnen nachwinkten und nachriefen. Sich sagen, daß so etwas einem selbst gilt und nicht irgendeinem x-beliebigen andern, ist doch sehr angenehm und schmeichelhaft, macht einen im Innersten warm und dankbar.

„Sie haben es jut, junger Mann," meinte ein biederer älterer Fahrgast zu Fritz Eisner, „mir bringt keener mehr so zur Bahn."

„Ja, das ist meine Braut," versetzte Fritz Eisner stolz.

„Die Kleene oder die Jroße?" forschte der biedere Fahrgast.

„Die Kleine," entgegnete Fritz Eisner.

„Ich bin och immer mehr for de Kleenen gewesen," philosophierte der Biedermann nachdenklich, der anscheinend als Anhänger Haeckels eine physiologische Betrachtungsweise seelischer Dinge liebte.

„Sie ist heute mit ihrer Mutter und ihrer Schwester hier heraus auf Sommerwohnung gezogen."

„So so, is uf Sommerwohnung jezogen, — wohin denn? Ich kenne doch so hier die Leute."

„Nummer achtzehn. Das Haus gehört einer Kapitänswitwe."

„Kapitänswitwe", sagte der biedere Fahrgast, „is jut. Haben Sie eijentlich den Kapitän zu ihr gekannt?"

„Nein, wie ist das möglich?" rief Fritz Eisner. „Er ist doch schon vor sechs Jahren mit seinem Schiff untergegangen."

„Sehen Sie, ick bin ein alter einjesessener Potsdamer ... aber so hört man immer wieder mal Neuigkeiten. Also Sie haben den Kapitän nich gekannt? Na ick versichere Ihnen, ick habe sogar schon drei unterjejangene Kapitäne von Ihre Kapitänswitwe jekannt."

Fritz Eisner war das nicht so recht klar. „Aber entschuldigen Sie," sagte er, „die Frau Kapitän kann doch schließlich und endlich nicht mit der ganzen Woermann-Linie verheiratet gewesen sein."

„Verheiratet is jut," sagte der Biedermann so nebenher. „Und haben Sie denn schon den Onkel Fischer jetzt da jesehen? Der Olle hat ihr doch das Haus überschreiben lassen."

„Och," meinte Fritz Eisner ungläubig.

„Wissen Sie, det is en janz jroßer Blumenzüchter. Der schenkt wohl mal was weg, aber der verkooft nich een Stück. Der könnte en schönes Jeld verdienen; aber det hat der nich nötig. Wenn Sie ihn sehen, meinen Se, Se möchten ihm 'nen Sechser schenken. Nich wahr? Und dabei is er schwerreich."

„Er ist wohl auch etwas sonderlich," meinte Fritz Eisner.

„Wissen Se: danach, wie eener aussieht, darf man nie jehen. Wenn Sie ihn näher kennen, is det en janz famoser Mann, der Doktor Fischer."

Rrrr, ging die Bremse. „Na, denn wünsche ick Ihnen ooch anjenehme Nachtruhe," sagte der biedere Fahrgast und kletterte aus dem Zug.

Eginhard Meyer, den nur Bücher, aber keine Menschen reizten, war indigniert. Er war nicht dafür, sich mit all und jedem anzufreunden, und er sehnte sich nach einem Gespräch höheren Fluges. Er war für sein Alter ein Mensch von vielem Wissen. Aber er hatte in seiner Art etwas von den Pedanten, die Montaigne mit Vögeln vergleicht, die ein Korn vom Boden aufpicken und es eine Weile lang im Schnabel hin und her drehen, nur um es dann einfach wieder fallen zu lassen.

Er war wohl doch noch zu jung, um zu verstehen, daß das menschliche Wissen nach allen Seiten unabsehbar ist, und daß auch die Wissenschaft als ein großer Fabrikbetrieb sozialisiert ist, in dem jeder nur einen

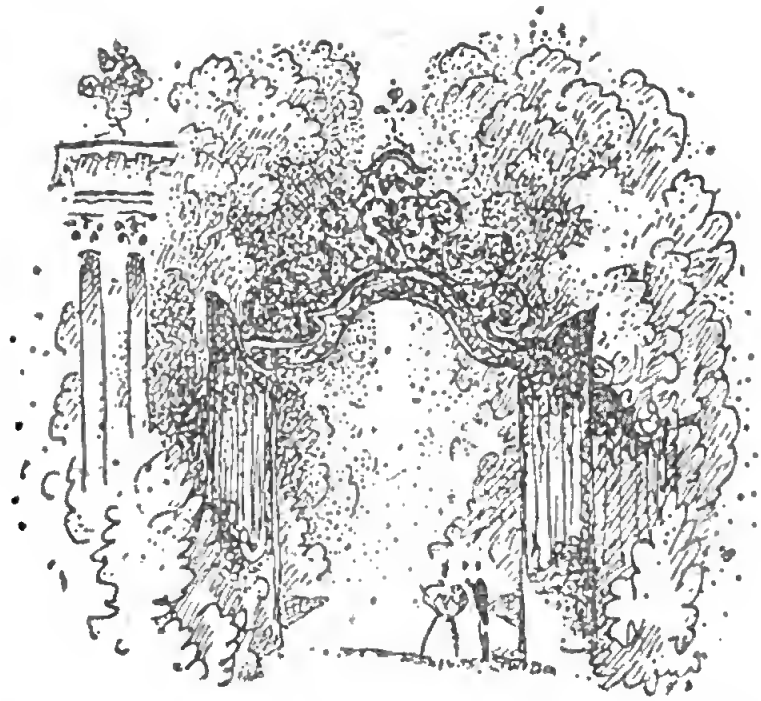
Handgriff tut. Und selbst wenn er das empfunden hätte, war er fest überzeugt, daß er, und gerade er, dazu berufen war, all die einzelnen Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen. Jetzt schrieb er gerade Grundlegendes über die Notwendigkeit der Todesstrafe, das er Fritz Eisner mit vieler redegewandter Spitzfindigkeit auseinandersetzte.

Aber Fritz Eisner war anderer Meinung. Es gäbe kein Recht und kein Unrecht. Jeder hätte von sich aus recht, der Heilige so gut wie der Mörder. Er wäre ein verkappter Buddhist wie alle Schriftsteller. „Tatwam asi", „das bist du". Es wäre ja der eigentliche Sinn seines Berufes, in der Seele fremder Dinge, Landschaften, Menschen zu leben. Sein nächstes Buch.... Und Fritz Eisner verbreitete sich ausführlich über die Schönheiten und bis dato ungekannten, der Welt neu zu erschließenden Tiefen seines nächsten Buches.

Denn Fritz Eisner war wohl doch noch zu jung, um den Wahnsinn des ewigen Weitergehens in Kunst, Leben und Literatur zu empfinden. Auch war ihm wohl nicht klar, daß alle Bücher, die Menschen je geschrieben, mit einem Fragezeichen ausgehn und letzten Endes doch nur zwecklos und episodenhaft bleiben. Er wußte noch nicht, daß jedes Buch nur im Augenblick des Entstehens allein ist und sich sehr groß vorkommt, daß im nächsten Jahr aber nicht mehr das Buch, sondern schon ein anderes neu sein wird. Und daß man eigentlich dann erst sieht, ob es wirklich oben schwimmt, oder ob es untersinkt. Und wenn es wirklich schwimmen können sollte, dann kann es schon froh

ſein, wenn es nicht viel ſchlechter ſchwimmt als zehntauſend andere auch ... Ja, alſo ſein neuer Roman würde den Naturalismus, der trotz aller Vertiefung des Weltbildes eine überholte Kunſtform wäre, zwar nicht entthronen, aber durch eine Steigerung des Seeliſchen zu einer neuen Blüte anderer Art ...

Draußen jedoch vor dem Fenſter ihres Abteils, der winzigſten, flüchtigſten Inſel in Raum und Zeit, zog in Rieſenflächen, nachtſchwarz und mondbeſchienen, die uralte, ewig rätſelvolle Einſamkeit der Welt vorüber.



So ein richtiger Sonntag Mittag, da „bei“ Potsdam dauerte für Fritz Eisner von zehn Uhr vormittags bis zehn Uhr nachts, ja selbst bis zwölf Uhr. Und er legte noch wie eine prosperierende Firma kleine Nachmittagsfilialen in der Woche an mit köstlichen Spaziergängen.

Für Eginhard Meyer war er nicht ganz so häufig, der Sonntag Mittag, und nicht ganz so ausgiebig.

Denn Egi Meyers Familie — die nähere! — redete stets gleich von Entfremdung, wenn er Sonntags fehlte. Und die weitere Familie im wohlsituierten Umkreis, die schon als Abzahlung auf die Hochzeitsgeschenke hin mit Einladungen nicht geizte, begann, wenn auch langsam und etwas skeptisch, Hannchen in ihren Kreis aufzunehmen. Was Hannchen eine Unmenge neuer

Tanten und reizender Freundinnen einbrachte, zu denen ſie mit Blumenbukettchen und Handarbeiten ſtürzte, und die ſich nach ihr riſſen, — wie ſie glaubte.

Außerdem aber hatte ſich Eginhard Meyer eine Doktorarbeit gewählt und beſtätigen laſſen, was ihm durchaus unmöglich machte, fürder im Hauſe ſeiner Eltern zu wohnen, allwo man auf einen geiſtigen Arbeiter keine Rückſicht nähme; — wie überhaupt die Eltern ihm in der tiefen Verſtändnisloſigkeit, die einfache Seelen für das Genie ſtets haben, gegenüberſtänden. Und er hatte deshalb ſeine ſtille, abgeſchloſſene Arbeitsklauſe in der elterlichen Villa mit einer unſagbaren Studentenbude vertauſcht, die nach Kohl und Kindern roch, eingekeilt zwiſchen den Behauſungen zweier Skalen übenden Muſikhochſchülerinnen lag und nach einem Hof herausſchaute, auf dem von morgens um Sieben bis abends um Neun Teppiche geklopft wurden.

Da Eginhard Meyer aber, um ſechs Zeilen ſchreiben zu können, um die Inſpiration ſozuſagen hierzu herbeizulocken, ſtets dreimal die Mauern der Stadt umkreiſte — Gedanken wollen ergangen und nicht erſeſſen ſein! —, war er eigentlich hierdurch nicht allzu geſtört. Beim Konzipieren ſelbſt trug er außerdem Gummipfropfen in den Ohren.

Es würde von dem Raum dieſes Romans nicht viel mehr übrig bleiben, wenn ich etwa ausführlich über die Bedeutung dieſer Doktorarbeit mich vernehmen ließe, die in der wiſſenſchaftlichen Welt nicht ihresgleichen finden dürfte und in etwas erweiterter Form ſofort als Habilitationsſchrift gelten ſollte, ja

Eginhard Meyer eine Professur in Aussicht stellen müßte, wenn nicht etwa die alten Perücken, die hierüber zu bestimmen hätten, ganz und gar vertrottelt und vermottet wären. Bei den außerordentlichen Werten, die hier für die internationale Wissenschaft auf dem Spiel standen, wird man entschuldigen und begreifen, daß Egi Meyer nicht mehr ganz die Zeit erübrigen konnte, sich ausreichend der Lappalie seines Brautstandes zu widmen.

Fritz Eisner hingegen, bei dem Beruf und Leben n i c h t getrennt, sondern aufs engste miteinander verflochten waren — denn sein Beruf war ja das Leben — tat das, wie schon oben bemerkt, skrupellos und in ausgiebigster Weise.

Und alles, was ihm der erste Rundgang versprochen, wurde eingelöst mit Zins und Zinseszins.

Der kleine Seitenweg, der von der breiten Lindenallee abzweigte, erwies sich als äußerst schätzenswert. Menschenfüße hatten ihn geschaffen. Er war nicht schön, er war ungepflegt, ging durch Buschwerk hin, an das nie eine Heckenschere gekommen. Er war auch nach dem Regen lange noch aufgeweicht; aber er hatte zwei Bänke aus Birkenästen, — und wilde Veilchen und Himmelschlüssel wuchsen an seinem Rand, die man sich anstecken lassen konnte. Und später dann, an Juniabenden zogen über die Silberteller der Holunderbüsche die Glimmerfünkchen der Leuchtkäfer in melancholisch schwerer Sinnlichkeit.

Und die Baumgruppen, die erst noch zerzaſert waren im Park, wurden wie festgeschlossene hohe Burgen,

einſame Plätze beſchützend, die niemand fand als der, ſo ſie kannte. Und Fritz Eisner und Annchen Lindenberg kannten ſie bald.

Vorzüglich war da ein Platz bei einem kleinen, von Glyzinien überrankten Zierbau, den ſie ſehr liebten und immer wieder ſuchten. Über einem Marmorſarkophag, auf deſſen Rand Masken mit erſtarrten Schmerzensaugen lagen, und auf deſſen weißem, ſtets von abgefallenen Blüten überſchneitem Grund ſich eine kleine, ſpieleriſch bewegte Bronzegruppe mit den jagenden Seepferden des Poſeidon hob, ... über dem hielten vier ſchwere doriſche Säulen, ſtolz, hochragend, angetan eine Welt zu tragen, ein lockeres Dach luftiger Holzſtäbe, auf dem die grünen flatternden Polſter der Schlinggewächſe ruhten. Lieblich und feierlich in eins war die Stelle, ausgeſetzt Lüften, Winden und Regen, wundervoll unwirklich, wie der Traum von Heiterkeit und Schwermut, den der Menſch des Nordens von der griechiſchen Antike in ſeiner Seele trägt. Und nie kam jemand hier in dieſen Parkwinkel.

Und die Maiblumenfelder warteten kaum ihre Zeit ab, um zu blühen, und dufteten aus tauſend und abertauſend ihrer weißen Glöckchen. In den Abendſtunden jedoch (kurz bevor der alte Wächter das quarrende Eiſenpförtchen ſchloß) verſchmolz dieſer grelle Duft mit dem Trillern der Nachtigallen, die ringsum in den Büſchen niſteten und ſich eiferſüchtig von hüben und drüben zu übertönen ſuchten in ihren Geſängen, die Luſt, Schmerz und Wehmut miſchen ... verſchmolzen Duft und Klänge nun erſt ſo nervenpeitſchend, ſo wild

und begehrlich, daß man doch die weiſe Vorſicht der Parkvorſchriften zu verſtehen begann, welche anordnet, daß mit Einbruch der Dunkelheit etwa noch im Park vorhandene Spaziergänger aus demſelben zu weiſen und die Pforten dieſes Paradieſes hinter ihnen zu ſchließen ſind. Um die Gazellen nebenbei kümmerte ſich Fritz Eisner kaum noch. Er überſah ſie.

Ja und drüben, was gab es da alles für Wege! Durch den Wald, dicht an dem graſenden Damwild vorbei, das ein ganzes Stück mitzog, Waldwege, die ſchütter und licht waren wie die Frühlingsmorgen, und andere, dunkel wie eine Herbſtnacht. Ein bißchen unheimlich. Da kamen gewiß die mächtigen Hirſche aus dem Dickicht. Erſt neulich hatten ſie wieder einmal einen Landbriefträger angegriffen. Auf die hatten ſie es abgeſehen. Sie hatten wohl keine guten Erfahrungen mit der Poſt gemacht. Aber gerade dann war es ſo nett, wenn ein anderes bei einem Hilfe ſuchte. Man hätte einfach das Tier beim Geweih gepackt und zu Boden gerungen. Sollte es nur kommen! Trotzdem atmete Fritz Eisner erleichtert auf, wenn man erſt ein Stück weiter war.

Oder man erlebte die Begegnung mit hundert Faſanen, alten, glänzenden und bunten, und jungen, ſchmuckloſen, grauen, die im welken Laub ſcharrten, und deren König ein merkwürdiger gelbhäutiger, ſtarrhaariger Zigeuner war, in Schaftſtiefeln, Schnürrock und mit einem betroddelten Deckelchen auf dem Kopf. Ein König, der als Zepter eine Rohrflöte führte, auf der er mit monotonen Trillern ſeine Untertanen lockte, ihm zu folgen.

Man ſah den Kuckuck wie eine langgeſchwänzte, unbehilfliche Taube über die Schonungen ziehen und zählte ſeine Schreie, bis es einem langweilig wurde. Gott, ſo alt konnte man doch gar nicht werden. Der Kuckuck aber brüllte immer weiter... denn es war ſein Beruf.

Und Wege erſchloſſen ſich, von denen Fritz Eisner keine Ahnung gehabt hatte. Man konnte zum Beiſpiel herüber zu dem Berg gehen. Da war Dörflichkeit und ein Wirtshaus mit überragenden Schinkenbroten. Man konnte auch in einen Krug gehen, ein Sommerlokal, das an verſchilfte ſchwere Wieſen grenzte, und von dem aus man über die Havel fort nach Werder mit ſeinen Fabrikſchornſteinen hinüberſah. Und auch hier ſaß man ſchattig unter alten Bäumen. Und wenn einem auch die Hühner den Kuchen wegpickten, ſowie man ſich umdrehte, ſo zahlten ſie ihn bereitwillig in Eiern wieder zurück, groß, friſch und überaus preiswert.

Das Obſt blühte allenthalben. Und nur Uneingeweihte ſuchten es drüben in Werder zwiſchen Staub, Lärm, Kremſern, Radfahrern, Fruchtweinen und Betrunkenheit. Fritz Eisner wußte, daß es am Pfingſtberg und in der ruſſiſchen Kolonie auf ihn und Annchen Lindenberg ſittſam, ſtrahlend und beſcheiden wartete; — „wie Kinder, die mit Spruch und Strauß, ſo köſtlich, blöd und dumm", ſagt Peter Hille von blühenden Kirſchbäumen.

Da gab es ein paar Flecke, wo von der ganzen Welt nur der Raſen mit den gelben Miniaturſonnen der Butterblumen und die weißen und roſigen Wolken

der Obſtblüten, ſoweit man blicken konnte, und der blaue Himmel darüber mit Schwalbenflug und Vogelgeſang übriggeblieben war. Aber — was war das eigentlich gegen die Rotdornbäume in der Waiſenſtraße, die vor den alten gelben Bauten in ganzen Reihen ſich hinzogen und ſo mit der Rotglut ihrer Blüten überſchüttet waren, daß Aſt, Zweig und Blatt darunter verſchwanden? Er kam zuſammen mit dem Flieder, der Rotdorn, Flieder, von dem man meinen konnte, daß er hier ſeine eigentliche Heimat hätte, ſo üppig war er. Und ſie bereiteten eigentlich nur auf die Roſenzeit vor. Denn wegen ſeiner Roſenparterres war ja dieſer Teil des Parks ſchon von alters her berühmt; und jeder riet Fritz Eisner, ſich ja ſie anzuſehen. Das wäre das Schönſte.

Aber man hätte das Fritz Eisner und Annchen Lindenberg gar nicht raten brauchen; ſie verſäumten ſchon ſo nichts. Denn vier Augen, und vier Augen, die verliebt ſind, ſehen vielleicht nicht m e h r als zwei, die das nicht ſind, aber ſicher iſt, daß ſie das, w a s ſie ſehen, intenſiver und leuchtender und ſtrahlender erblicken als andere. Denn jeder blühende Zweig, jede weiße Wolke am Himmel, jeder taumelnde Falter über Beeten, jedes Flügelzittern der Libellen über dem Schilf, jeder Dufthauch des Flieders muß ihnen ja dazu dienen, ihr Glücksempfinden zu ſteigern, muß Reſonanzboden für ihre Gefühle ſein, der die ſchwingenden Töne ihres Ichs aufſammelt, nur um ſie in verſtärkter und vertiefter Klangfülle wieder zurückzuwerfen.

Natürlich war nicht immer schönes Wetter und eitel Sonnenschein. Es regnete auch mal, was vom Himmel wollte. Es gab sogar auch Tage, wo es nur einmal regnete, wie man sagt, nämlich von früh an bis spät in die Nacht hinein. Tage, die kühl und unfreundlich waren. Aber Regen, der in die Baumwipfel hineinsummt, der auf die Büsche tropft, dem das Gras sich entgegenstreckt, den der Boden trinkt, ist doch lange nicht so sinn- und hoffnungslos wie der Regen in der Stadt, der aufs Pflaster platscht, durch Dachrinnen gluckst, an Scheiben trommelt und die langen Zeilen hasterfüllter Straßen mit seinen Flortüchern verhängt. Man blieb dann eben hier draußen zu Hause auf dem Balkon oder unten in der Laube unter den Bäumen, — und das war auch schön genug.

Annchen und Hannchen mußten abwechselnd die Wirtschaft führen und kochen; damit sie es lernten, wie Frau Luise Lindenberg meinte. Und während Annchen sich dieser Aufgabe intuitiv mit einer gewissen Genialität entledigte — (sie kaufte für billiges Geld die schönsten Dinge, die sie gern aß, und legte den Rest heimlich zu — fragte dann aber so lange, wie man sie zubereite, bis Frau Luise Lindenberg, die alles, nur nicht Fragen vertragen konnte, sie vom Herd wegstubste und mit geschürzten Ärmeln selbst sich an den Kochtopf stellte — worauf Annchen, scheinbar beleidigt, aber innerlich tief befriedigt, diese ihr unsympathische Arbeitsstätte verließ) . . . betrieb Hannchen hingegen die Küche, wie alles, theoretisch: sie führte Buch in fünf Heftchen mit Bruch-

teilen von Pfennigen; bevorzugte den Materialwarenhändler, bei dem alles nach Petroleum schmeckte; erklärte, ein Mittagessen dürfte bei ihr später nie mehr als eine Mark siebenundzwanzig Pfennig kosten; und war stolz auf ein selbstkomponiertes Gelee, das dreizehndreiviertel Pfennig kostete, wie Tuschwasser aussah und genau so schmeckte, für menschliche Nahrung sich als ungeeignet erwies, von Mohrchen — der Rumtreiber hatte um zwölf Uhr an der Tür wieder gewinselt — von Mohrchen aber trotzdem mit Vergnügen verspeist wurde.

„Ihr füttert Mohrchen zu gut," sagte Fritz Eisner, „das einzig Nette an ihm war seine schlanke Taille, und die hat es auch schon eingebüßt."

„Ja, man wird", meinte Frau Lindenberg nach einer bänglichen Pause, „den Hund weggeben müssen."

Aber Hannchen erklärte, daß sie diese Roheit nicht überleben würde.

Auch Annchen meinte, sie wolle ihn behalten.

So sind Frauen, sagte sich Fritz Eisner. Erst wissen sie gar nicht, was sie mit solchem Tier aufstellen sollen, und nach vierzehn Tagen ist es ihnen schon über.

Überhaupt hatte sich manches im Hause geändert. Selma war verschwunden und, wie Hannchen nachher behauptete, mit ihr drei Paar seidene Strümpfe. Aber da die ganz ruhig in Berlin im Kasten lagen und überhaupt nicht mit hinaus in die Sommerwohnung gezogen waren, so brauchen wir dieser Beschuldigung kein Gewicht beizulegen. Immerhin ist festzustellen, daß Selmas Abgang von dieser Sommerbühne unter

einer merklich kühleren Temperatur ſich vollzog als ihr Auftritt, und daß kein Verehrer Kränze mit Schleifen warf.

Hingegen hatte Hannchen ſchon wieder eine neue Selma im Hintergrund, die demnächſt in Erſcheinung treten ſollte, da Tante Trautchen vorerſt geſchrieben hatte, ſie wollte doch noch erſt das Sängerfeſt in Melſungen abwarten. Dieſe neue Selma hieß Lucie und hatte ein ſehr ſchweres ſeeliſches Erlebnis gehabt, wie ſie es nannte; und es war deshalb nur Pflicht der Menſchlichkeit, ihr Gelegenheit zu geben, hier in der ſchönen Umgebung über ihren ſeeliſchen Schmerz hinwegzukommen.

„Aber verzeihe, Hannchen, das iſt doch nun bald ein Jahr her," meinte Fritz Eisner.

„O, du meinſt ja das von damals," rief Hannchen mitleidig, „nein, das hat ſie ſchon längſt überwunden. Aber jetzt müßteſt du das arme Mädchen einmal ſehen. Überhaupt nur noch ein Schatten von dem, was ſie früher war."

Die brave Lucie ging nämlich alle Halbjahr an einem andern Manne ſeeliſch zugrunde.

So lange aber, bis dieſe neue Selma in Sicht war, an der ſich Hannchen mitfühlend als Vertraute bewähren konnte, hatte ſich Hannchen einen erzieheriſchen Wirkungskreis an den Kindern der Kapitänswitwe geſchaffen, die ja als Halbwaiſen einer führenden Hand ganz beſonders entbehrten. Denn die Kapitänswitwe ſchien Hannchen, wie ſie in Geſprächen feſtgeſtellt, gänzlich ungeeignet zur Kindererziehung, über

die sie sich auch theoretisch noch keinerlei Klarheit geschafft habe.

Über die Anlage der Kinder war sich zwar Hannchen nicht ganz im Reinen. So hatte sie Lieschen, den Südseetyp, neulich dabei überrascht, wie sie die Puppe ihrer Freundin während deren Abwesenheit heimlich aus dem Wagen nahm und verprügelte. Ein gutes Kind tut so etwas nicht!

Und Lottchen mit der mongolorden Augenfalte hatte in ihr Poesiealbum die schönsten Verse geschrieben, die dicksten Oblaten dazu geklebt und die Namen von allerhand eigens zu diesem Behuf erfundenen Freundinnen daruntergesetzt; was nach Hannchens Ansicht einen zur Unwahrheit neigenden Charakter verriet.

Sie würde zwar vor nicht leichten Aufgaben stehen! Aber gerade das reizt ja die geborene Pädagogin besonders.

Hannchen beschäftigte sich also zuerst mit dem Südseetyp und versuchte ihn zu belehren, daß ein Sandhaufen etwas sehr Gleichgültiges wäre und zum Spielen nicht genüge, und daß rote und grüne Flechtbänder ihm vorzuziehen wären. Aber der Südseetyp glaubte es nicht. Dann ließ sie den Südseetyp nach gelben Papierbällchen greifen, was das Kind auch gutwillig tat, ohne recht zu verstehen, warum, weshalb und weswegen es das tun sollte. Hannchen jedoch ging theoretisch vor und begann bei diesem unverantwortlich vernachlässigten Wesen von der Pike an . . . mit den Übungen, die Fröbel für ein Kind im Alter

von ſechs bis neun Monaten vorſchreibt. Nur ſo hoffte ſie noch bei ihm — langſam ſich ſteigernd — zu einem vollen Erfolge zu kommen.

Auch die Art, wie die Kapitänswitwe den Schulunterricht von Lottchen (mongoloide Augenfalte!) in abgekürzter Form bisher beeinflußt hatte, indem ſie nämlich die Hefte anſah und ohrfeigte, wenn die Noten ſchlecht waren, ſchien Hannchen vom pädagogiſchen Standpunkte aus altmodiſch und verwerflich. Und Hannchen übernahm deshalb die Leitung der Hausarbeiten, ſaß mit Lottchen Nachmittag für Nachmittag eine Stunde in der Laube und brüllte durch den Garten: „Sieben und fünf ſind elf! Sieben und fünf ſind elf! Sieben und fünf ſind elf!“

Was Lottchen in der Meinung beſtärkte, daß große Leute ihre durchaus eigene Rechenmanier hätten, die aber für Kinder, die keine Ohrfeigen zu Hauſe bekommen wollten, ungeeignet ſei.

Auch dem Wikingerkind war Hannchen bei dem Aufſatz „Friedrich der Große und der Müller von Sansſouci“ behilflich, was dem Wikingerkind, das bisher ſtets „eins bis zwei“ unter ſeine Aufſätze bekommen, „vier bis fünf! — Stil!“ einbrachte und Hannchen bewies, daß die Lehrerin der V^{a} für ihren Beruf vollkommen unbrauchbar ſei. Sie hatte das nebenbei ſchon von Anfang an vermutet.

Am ſchwierigſten jedoch wäre der Fall der Älteſten (der Mittelmeerraſſe); denn gerade jetzt wäre der Augenblick in ihrem Daſein, da ungeeignete Lektüre einfach Verheerungen in der ſich eben entfaltenden

Frauenseele anrichten könne. Hannchen beschloß, nicht die Lektüre zu überwachen (das wäre unklug), sondern sie zu beeinflussen, ... indem sie dem jungen Wesen die passenden Werke der Literatur in die Hände spielte, wie sie in vorzüglicher Zusammenstellung für ihr Alter vom „Kunstwart“ und vom Hamburger Lehrerverein geboten würde, mit Jeremias Gotthelf, Otto Ludwig und Luise von François, die dem halben Kind sicherlich verständlicher wären, als „Im Liebesrausch“ von Heinz Tovote, das sie, lesehungrig, wie sie wohl war, der Mutter heimlich entwendet hatte.

Annchen schätzte diese Tochter der Mittelmeerrasse schon richtiger ein, indem sie sie belehrte, daß, wenn man das Haar halb offen trüge, es noch eindrucksvoller wäre, eine Strähne davon nach vorn über die linke Schulter zu nehmen. Aber auch Annchen unterschätzte — wie wir noch sehen werden — die Tochter der Mittelmeerrasse; wie es ja überhaupt öfter vorkommen soll, daß begabte und gut veranlagte Schüler weiter vorgeschritten sind als die Lehrer.

Frau Luise Lindenberg aber meinte, sie sollten sich doch nicht so viel mit den Kindern der Kapitänswitwe abgeben, da wären die von der Frau Direktor doch ein ganz anderer Schlag.

Fritz Eisner konnte das nicht finden, denn das waren armselige, vermickerte und verputzte Äffchen, quarrig und für alle kindlichen Betätigungen immer zu fein angezogen, in Seidenröckchen und Hängelöckchen; Kinder, mit denen die Mutter nicht direkt verkehrte, sondern denen sie nur ihre Wünsche durch eine gelbe Französin

übermittelte, die ſie recht unfreundlich mit „va vite“ durch die Welt ſtubſte.

Frau Luiſe Lindenberg war nämlich gerade auf die Kapitänswitwe nicht ſonderlich gut zu ſprechen. Das wäre eine Kanaille, meinte ſie. Er, Fritz Eisner, erinnere ſich doch deutlich, wie die Glocke und Zylinder von dem Gasarm ausgeſehen hätten.

„Ja,“ meinte Fritz Eisner, „ganz genau.“ (Keine Ahnung!)

Alſo, es wäre doch wahrlich ganz billiger Schund geweſen. Und jetzt hätte die Kapitänswitwe für ihre Rechnung eine Glocke gekauft, die ſchönſte, die in ganz Potsdam aufzutreiben geweſen wäre, mit einer Roſengirlande und tanzenden Engelchen. Und einen ganz teuren Marienglaszylinder mit 'nem Rädchen darüber...

„Nächſtens wird ſie noch das Haus für meine Rechnung ſtreichen laſſen.“

„Ja,“ meinte Fritz Eisner, „und auch ſonſt ſcheint ſie mir etwas fraglich. Ich glaube, mit dem Kapitän, da ſtimmt irgend etwas nicht. Jedenfalls fuhr ich da neulich abend mit einem Potsdamer, der ſolche Andeutungen machte.“

„Ach Gott,“ meinte Frau Luiſe Lindenberg etwas ſpitz, „die Leute reden ja über jeden. Und über niemand lieber als über eine arme alleinſtehende Frau. Das weiß ich am beſten. Das iſt nun mal eben nicht anders. Ich habe mir das eine mit den Jahren angewöhnt: nie auch nur das geringſte auf den Klatſch und das Gerede der Leute zu geben. Und wenn du keine üblen

Erfahrungen machen willſt, Fritz, ſo trage nie das Gerede der Leute weiter!“

Fritz Eisner war einigermaßen erſtaunt, gerade aus dem Munde von Frau Luiſe Lindenberg dieſe Weisheit zu vernehmen, deren ſie ſelbſt in ſo hohem Grade bedürftig war. Denn das hatte Fritz Eisner ſchon herausbekommen, daß Frau Luiſe Lindenberg bei ihrer regen Anteilnahme an Perſonen die Toten und die Lebenden miteinander verklatſchte. Na ja — endlich kann der Menſch doch nicht lauter gute Eigenſchaften haben!

Fritz Eisner ſchwieg mißlaunig, und die Stimmung wurde etwas angebrannt.

„Ach hört doch mal,“ rief Annchen lachend, „alſo ratet mal, wen ich heute hier geſehen habe! Ganz früh. Wer ſich in aller Herrgottsfrühe ſchon hier herumgedrückt hat? Ich habe mich ſicher nicht getäuſcht. Er war ſogar unten im Garten. Was der wohl hier draußen will?“

„Wie ſollen wir das wiſſen, wen du geſehen haſt?“ rief Hannchen, nachdem ſie verſchiedentlich — etwas ängſtlich (warum nur?) — vorbeigeraten hatte.

„Alſo der kleine Doktor Martini. Du weißt doch: der von dem Ball des ANV., der die ganze Nacht nur mit mir getanzt hat.“

„Doktor Martini,“ meinte Frau Luiſe Lindenberg nachdenklich, „ach, das wird wohl doch nur ein Irrtum von dir geweſen ſein. Was ſoll der wohl um dieſe Zeit hier wollen? Hat er dich denn gegrüßt?“

„Nein," meinte Annchen, „aber gesehen hat er mich. Sicher. Ich hab's ja gemerkt, wie er zusammenfuhr. Aber dann hat er getan, als kenne er mich nicht. Ich finde das sehr albern von dem Menschen. Wenn ich mich jetzt nicht mit ihm verlobt habe, deswegen sind wir doch keine Feinde, da kann er mich doch grüßen."

Fritz Eisner war das Gespräch unsympathisch. Er stand überhaupt den früheren Tänzern Annchens mit ausgesprochener Abneigung gegenüber. Wenn er auch, so er gerecht sein wollte, sich sagen mußte, daß seine Verlobung für Annchen unmöglich ein Gesetz mit rückwirkender Kraft sein könne.

Da schlug Mohrchen an. Wachsam war es. Es klopfte, und die Kapitänswitwe rauschte herein. Sie rauschte unterirdisch mit Knitterröcken. Sie hatte ein wundervolles rotes Sammetkostüm mit Stuartkragen und Schinkenärmeln an, einen schrägen Rembrandthut und ein kleines sandfarbenes, bekurbeltes Cape über den breiten Schultern. Sehr teuer alles. Sie sah aus wie eine Königin darin — aber wie eine aus einer Maskengarderobe.

„Ich komme gerade einen Augenblick hier vorbei," sagte die Kapitänswitwe, „ich will nämlich nachmittag in die Loge gehen."

Wie sie da bei Lindenbergs, die über ihr wohnten, vorbei mußte, war unklar, da die Loge ja nicht auf dem Trockenboden lag.

„Und bei der Gelegenheit können wir doch gleich das einmal besprechen, was Sie neulich anregten, gnädige Frau. Sie meinten, ob Sie nicht noch einen Raum

für Ihren Logierbesuch im Haus bekommen könnten. Und ich sagte damals, daß es leider nicht ginge. Und denken Sie, wie glücklich sich das jetzt fügt: Heute bekomme ich einen Brief von den Mietern aus dem Gartenhaus, sie könnten leider den Sommer zum Angeln nicht mehr herauskommen. Die Dame hat Gelenkrheumatismus. Und da der Herr selbst Arzt ist, so sagte er: er könne Angeln für seine Frau keinesfalls mehr verantworten. Es wäre direktemang Gift für sie."

„Wie hieß der Herr doch?" fragte Frau Luise Lindenberg.

„Das war ein Doktor M... Meyer. Sie werden ihn nicht kennen. Ein älterer Herr. Es gibt ja in Berlin so viele dieses Namens. Ja, aber was die Hauptsache ist, da der Doktor schon die ganze Saison vorausbezahlt hat, so stehen mir natürlich jetzt die Zimmer zu jedem Preis zur Verfügung. Was der Herr Doktor herausbekommt, ist für ihn gefunden. Aber ich möchte Ihnen gern den Gefallen tun. Vor allem, da ja auch Ihr Fräulein Tochter immer so liebenswürdig sich meiner Kinder annimmt."

Frau Luise Lindenberg griff natürlich mit beiden Händen zu, und unter vielen Verbeugungen verabschiedete man sich.

„Die Kapitänswitwe ist doch eine entzückende Frau, geradezu eine Dame," rief Frau Luise Lindenberg, als die Königin herausgerauscht war. „Hätte das wohl eine einfache Vermieterin gemacht, diese selbstlose Großzügigkeit?"

Draußen tropfte der Regen in das bunte Frühlingslaub der Parkbäume vor dem Fenſter, und Annchen ſetzte ſich ans Klavier und ſpielte, von einem ins andere kommend, nett und unterhaltſam. Sie hatte jede Note im Kopf und in den Fingern, die ſie jemals geſpielt hatte, und verſtand über Schwierigkeiten, die ihr entfallen, ſo hinwegzutäuſchen, daß es immer voll, rund und angenehm klang. Auf ſehr ſauberes Spiel legte ſie keinen Wert, aber Muſik lag bei ihr in jedem Anſchlag und in jedem Übergang. Sie empfand eben das Weſenhafte der Muſik. Für Fritz Eisner war das eine neue Welt, denn er hatte wenig Muſik in ſeinem Leben gehört und nie ſelbſt welche getrieben. Er erinnerte ſich ganz dämmrig, daß man ihn auf den Schoß genommen und mit ſeinem Finger ſo lange auf den ſchwarzen und weißen Zähnen des Poliſanderungeheuers umhergetippt hatte, bis aus dem Klingklang, das erſt gar keinen Sinn gab, plötzlich ein Lied geworden war, zu dem man ſingen konnte: „Mein Hut, der hat drei Ecken, drei Ecken hat mein Hut.“ Und das hatte ihm Spaß gemacht. Dann aber war bald danach bei dem Zuſammenbruch des Elternhauſes auch das Klavier mit fortgekommen, und damit war ſeine muſikaliſche Erziehung ein für allemal beendet geweſen. In der Schule hatte er nicht mal die Noten leſen gelernt.

Und nun, da ſein ganzes Leben bisher ohne Muſik verfloſſen war, gab es da ſo plötzlich jetzt Melodien, die ihn wunderſam erregten, Melodien wie von Waſſertropfen, die in ein ſilbernes Becken fielen. Und das

war Mozart. Und andere kamen daher wie Herbſtſtürme durch den Forſt, und es klang dazwiſchen, als ob ein Mann in der Nacht einſam weinte und ſich doch ſeiner Tränen und ſeines Schluchzens ſchämte. Und das war Beethoven. Und andere, als ob ein Fieberkranker am frühen grauen Morgen von ſeiner Liebſten Abſchied nehmen will und ſich immer doch wieder in ihre Arme wirft, wie wenn er darin vergehen müſſe. Und das hieß dann: Chopin.

Aber Frau Luiſe Lindenberg meinte, Annchen ſollte etwas ſingen: die teuern Stunden, und ſie verlerne es. Sie wollte „La brune Thérèse“, „Thérèse ma mignonne, tu deviendras baronne“ von ihr hören und „Übers Jahr, mein Schatz, übers Jahr“ von Meyer-Hellmund. Auch ſchwärmte ſie für die Roſenlieder, beſonders für das eine: „Aus des Nachbars Haus trat mein Lieb heraus, hielt ein Röschen in der Hand.“ Und da Fritz Eisner das Verlogene in dieſen Dingen fühlte, ſo ging er hinaus auf das eiſerne Vogelneſt von Balkon, das durch irgendein kümmerliches Aperçu von Markiſe — es war aus einem alten geſtreiften Bettbezug improviſiert — ſo halb und halb gegen den Regen geſchützt war.

Hier war ſchon Hannchen, die die Straße herabblickte, als erwarte ſie jemand dort zu ſehen und erwarte es doch wieder nicht — es gibt ſolche Art des Sehens — und die merkwürdig zuſammenſchrak, als Fritz Eisner hinter ſie trat. Was hatte ſie denn?! Egi kam doch heute nicht heraus. Er hatte geſchrieben, daß er ſich einer Fahrläſſigkeit ſchuldig mache, die er vor ihrer

Liebe nicht verantworten könnte, wenn er sich seiner Arbeit, die gerade in eine wichtige Phase trete, auch nur für Stunden jetzt entzöge.

Auf der anderen Hälfte des Vogelnestes aber stand die Frau Baumeister mit einem Kind auf dem Arm, einem kleinen Wesen von neun, zehn Monaten, das eben gerade so sitzen konnte, wenn man es gut stützte, und das mit großen, ernsten, aufgerissenen Augen, die wie von tiefem Staunen und von tiefem, letztem Verstehen erfüllt waren, in die Absonderlichkeit der Erdenwelt starrte. Und die Frau Baumeister schäkerte mit dem Kind, preßte es an sich, wuschelte sich an das weiche Köpfchen, küßte es und blickte es dann wieder an, traurig und glücklich in eins. Aber das kleine Wesen ließ all das über sich ergehen und verzog nur hin und wieder zu einem leisen schmerzlichen Gegenlächeln den Mund. Es war wie ein Christkindlein auf alten deutschen Bildern, das auch immer so abgründig ernst dareinschaut, als wüßte es schon um all das Elend der Welt, das es auf seine kleinen schwachen Schultern genommen hat.

Und wie Fritz Eisner jetzt zu der Frau Baumeister hinüberblickte, da wurde es ihm plötzlich klar, wie hundertmal er doch Marienbilder — von frühchristlichen Elfenbeinen, mönchischen Buchminiaturen an bis zu Raffael und Michelangelo — betrachtet und in den Seminarien kunsthistorisch seziert hatte (Kind auf dem linken Arm oder auf dem rechten? Die starre romanische Gebundenheit setzt sich hier zuerst zaghaft in eine Antipostenbewegung der beginnenden Gotik um!), hundert-

mal betrachtet, beurteilt und beſprochen hatte,... und wie er dabei doch gar keine Ahnung von dem eigentlichen Sinn und Weſen des Marienbildes gehabt hatte. Wie ſo eine von Liebe, Glück und Angſt durchſeelte Bewegung einer jungen Mutter tauſendmal mehr ſagt als die ſchönſten Kommentare und Spitzfindigkeiten vor Photographien und in Muſeen und eigentlich alles in Trümmer ſchlägt, was ſelbſt das höchſte menſchliche Können danach ſich zuſammenbuchſtabiert hat.

Herr Gott: die Frau Baumeiſter! — Fritz Eisner hatte ſie noch nie geſehen, und in letzter Zeit war auch ihr „Fliegenſchmalz, Fliegenſchmalz lülü lalaa“ durch die Wand immer ſeltener, leiſer und ſcheuer geworden — die Frau Baumeiſter war doch noch ein ganz junges Ding, ſicher nicht älter als Annchen. Sie war ſehr ſchlank und ſehr anmutig, von der kühlen, ſilbrigen Anmut eines Seeroſenblattes und mit großen, braunen, ſeitlich geöffneten Augen unter hohen, geraden Brauen, die nach den Schläfen zu ſich verbreiterten; den Augen des achtzehnten Jahrhunderts, den Augen Bouchers und Tiepolos, Augen, wie ſie das erſtemal bei den Geſpielinnen der Leda von Correggio in die laubgrüne Welt blicken. Ein ſchönes, großgliedriges Menſchenweſen war es, mit kleinem Köpfchen auf ſchlankem Hals, ganz fertig und ganz ſcheu und ſchüchtern dabei: ein Menſch, der ſehr früh Kummer gehabt hat und nun immer um ſein bißchen beſcheidenes Glück bangt.

Fritz Eisner verſtand nicht recht, warum eigentlich Frau Luiſe Lindenberg ſtets ſo wenig freundlich von

der Frau Baumeiſter ſprach, ſie eine gewöhnliche Perſon nannte und ſagte, ſie begriffe nicht, wie ein Mann wie der Baumeiſter ſie hätte heiraten können — denn das wäre doch ein durchaus vornehmer Menſch. Das ſähe ſie auf den erſten Blick, wenn ſie auch noch nie mit ihm ein Wort gewechſelt hätte. Und außerdem hätten ſie ja ein unglückliches Kind.

Nun ja, ſie war wohl nicht aus ſo etwas, was man gemeiniglich ein Haus nennt, war wohl eher von ganz einfacher Herkunft: die Frau Baumeiſter. Aber es war doch über ſie ſo viel weiche und liebenswürdige Anmut ausgegoſſen, ſo viel natürlicher Adel, daß man ſchon ziemlich hart über Menſchen urteilen mußte, wenn man ſich dieſen Argumenten verſchloß. Aber Frauen urteilen über Frauen ja immer ungerecht.

„O," ſagte die Frau Baumeiſter zu Hannchen mit einer weichen, ſich wie entſchuldigenden Stimme, „bei Ihnen wird ſo ſchön muſiziert."

„Das iſt meine Schweſter," meinte Hannchen, „vielleicht kommen Sie ein wenig zu uns herüber" — denn Hannchen forderte jeden ſofort auf. Aber obgleich Hannchen mit der Baumeiſtersfrau ſprach, verwandte ſie dabei keinen Blick von der Straße.

„O, wenn der kleine Schreihals hier zur Ruhe iſt," verſetzte die Baumeiſtersfrau und wiegte das Kind auf den Armen hin und her, das gleich wie eine welke Blume das Köpfchen auf die Seite legte und die Lider vor die ernſten großen Augen zog. „Sie warten wohl auf Ihren Herrn Bräutigam?"

„Herr Bräutigam“ ſprach für Fritz Eisner ohne Kommentare. Er war im Bild.

„Ich warte auch auf den Herrn ... auf ... auf meinen Mann ... er hat geſchrieben, er wollte kommen, aber er hat wohl zu tun. Und das iſt der Herr Bräutigam von Ihrem Fräulein Schweſter — nicht wahr?“

Hannchen ſtellte vor und Fritz Eisner verneigte ſich. Poveretta, dachte er. So etwas könnte man nun vierundzwanzig Stunden am Tag ſtreicheln. Man wüßte gar nicht, was man ſonſt damit tun ſollte.

Da kam Annchen heraus: wo ſie blieben, es gäbe gleich Kaffee; ſie hätte eigens vom Konditor Weiß noch Kuchen geholt. Bis zum Wilhelmsplatz wäre ſie hereingelaufen, heute vormittag.

Die Frau Baumeiſter wollte zuhören, wenn ſie ſpiele?

Sie ſolle auch zum Kaffee herüberkommen, und Annchen drängte ſich an die hölzerne Scheidewand und verſuchte, herumgreifend, das kleine Weſen zu ſtreicheln, das ſchon in ruhigen Atemzügen ganz eingebettet in die Arme der Mutter — ſie hatten ſich weich wie ein Schmeichelwort um das Kind gelegt — in die letzte weiße Dämmerung ſeiner kleinen Kinderſeele hinabgeglitten war. Denn Annchen hatte an Kindern ein rein ſubjektives Intereſſe, während das von Hannchen mehr objektiv und theoretiſch war.

„Ach,“ rief Hannchen, „ſeht mal, da unten kommt Lucie,“ und zeigte auf eine kleine junge Dame, die mit einem grauen Staubmantel durch den Regen

daherſtapfte und mit einem Ledertäſchchen nach oben winkte, als wollte ſie ſagen: „Freut ihr euch nun? Da bin ich!“

„Alſo, Frau Baumeiſter, Sie kommen dann gleich herüber,“ rief Annchen und huſchte herein, denn es galt, Frau Luiſe Lindenberg ſchonend auf Lucie vorzubereiten. Hannchen aber blieb auf dem Balkon und ſah immer noch mit der gleichen halb ängſtlichen Aufmerkſamkeit wie vorhin auf die naſſe Straße hinab.

Frau Luiſe Lindenberg, die jetzt die Zimmer dieſes ominöſen Doktors Meyer — wie war ſie nur auf Martini gekommen? — mit zur Verfügung hatte, zeigte ſich Lucie gegenüber umgänglicher, als Annchen und Hannchen erwartet hatten. Denn da Frau Luiſe Lindenberg, wie ſie ſich einredete, in ihrer Jugend eine unglückliche Liebe gehabt hatte, ſo brachte ſie den Seelenſchmerzen Lucies nachfühlendes Verſtändnis entgegen.

Lucie ſelbſt beſtand nur aus Augen und Löckchen. Alles an ihr war Augen und Löckchen, oder auf Augen und Löckchen geſtimmt. Sie war ſehr gut gekleidet, hatte Stil im Reden, in Mienen und Bewegungen und hatte auch einige Bildung, da ſie mit ihrem dritten Freund — das heißt von rückwärts gezählt — (welche Zahl er erhielt, wenn man von vorwärts zählte, wußte niemand außer ihr ſelbſt) — heimlich in allerhand Vorleſungen der Univerſität gelaufen war. Aber das ſchwamm nur obenauf wie ein paar unzuſammenhängende Fettaugen auf einer Waſſerſuppe. Ihr Vater war nach

ihren Aussagen ein Tyrann, ein verständnisloser Emporkömmling, der die Individualität seiner Kinder nicht achtete und sie mit seiner Rücksichtslosigkeit aus dem Hause trieb.

In Wahrheit war es ein kleiner, bescheidener Mann, dem sie tiefen Kummer bereitet hatte und immer wieder von neuem bereitete, der aber sie überreichlich mit Geld unterstützte und gleichmäßig freundlich blieb, was sie auch anstellte. Jetzt war sie für Befreiung der Frau aus dem Joche des Mannes, sagte, die Frau müsse einen Beruf haben, und war seit einem Jahr beschäftigt, sich einen solchen zu wählen. Da ihr das zu Hause unmöglich war, war sie vorerst in eine Pension gezogen. Sie schwankte noch zwischen Sängerin und Bibliothekarin. Frau Luise Lindenberg trug den unerquicklichen Verhältnissen im Elternhaus, unter denen das arme Mädchen litt, voll Rechnung.

Lucie hatte die Kunst, für jeden sein Gespräch in petto zu haben. Mit dem Mediziner sprach sie von Schutzimpfung, mit dem Maler von der Sezession, mit dem Ingenieur von Überlandzentralen oder Dynamomotoren, mit dem Architekten über Frührenaissance unter besonderer Berücksichtigung Pietro Lombardis, und den Bankbeamten fragte sie, was Terminhandel eigentlich sei. Und sie machte das so, daß sie zuerst ihre paar Kenntnisse als Köder auswarf, dann aber den andern reden ließ und, mit dem Kopf nickend, zuhörte, so daß der zum Schluß die Meinung hatte, daß sie doch eine sehr gebildete und interessierte Person sei, ... reizend, ... geschaffen zur Mitarbeiterin des

Mannes ... ein ernſtes Weſen und kein Durchſchnitt ... kurz ein durchaus „wertvoller Menſch“; indem er ganz vergaß, daß ſie ja eigentlich gar nichts geſprochen, ſondern nur mit Augen und Löckchen Zuſtimmung genickt hatte. Bei dem nächſten aber hatte ſie ihren Köder wieder um einige Bröckchen bereichert.

Fritz Eisner gegenüber hieß dieſer Köder nun ſofort Literatur. Und Lucie praſſelte mit einem Feuerwerk von Namen gegen ihn los, wie ein Verlagskatalog; zum Ärger von Annchen, die die Abſicht ſpürte, daß ſie ausgeſtochen werden ſollte, und die Lucie zu haſſen begann; zur Freude von Hannchen, die es nur gerecht fand, wenn ihrem Schwager einmal bewieſen würde, wie ungebildet doch eigentlich ihre Schweſter ſei; und zum Entzücken von Fritz Eisner, der ſofort begeiſtert einſchnappte, Bücher empfahl, lobte, über Bücher verachtungsvoll abſprach und tief bedauerte, nicht ſchon lange dieſes feine, äſthetiſch durchgebildete Mädchen näher kennengelernt zu haben.

Die Frau Baumeiſter aber ſaß dabei, angſtvoll und verſchüchtert, dankte für jedes Stückchen Kuchen und wagte nicht recht den Mund aufzutun. Denn d'Annunzio, Shaw, Gorki und was da alles umherflog, waren ihr böhmiſche Dörfer und nicht mal unter den Pferdenamen begegnet, auf die der Baumeiſter Geld ſetzte.

Nur wenn Hannchen ſie belehrte, daß jetzt bald die geiſtige und Willenserziehung ihres Kindes zu beginnen habe, und Frau Luiſe Lindenberg ſie tröſtete und ihr verſicherte, daß ſie bei Hannchen, die auch nicht

recht gedeihen wollte, mit Neſtles Food und Doktor Amrains Knochennahrung die beſten Erfahrungen gemacht hätte (natürlich gegen den Willen des Arztes; wenn ſie auf den gehört hätte, hätte ſie das Kind nie groß bekommen: „Und ſehen Sie, da iſt es, Gott ſei Dank!“) — nur dann wagte ſie ſchüchtern und lächelnd ein Wort einzuwerfen. Aber ſie wäre ja eigentlich gekommen, um ein bißchen Klavierſpielen und Singen zu hören. Das friſche ſie auf, und Fräulein Annchen möchte nachher noch etwas ſpielen.

Und dann ſetzte ſich Annchen an das Klavier und ſchüttete das bunte Füllhorn ihrer muſikaliſchen Erinnerungen aus, was ihr einfiel. Ihr Kopf war ein Notenſchrank, aus dem man herausziehen konnte, wonach man Luſt verſpürte: Mendelsſohn und Schumann, Griegs „Peer Gynt“, Tſchaikowſkys „Chanson triste“, Rubinſteins „Melodie“ oder Offenbachs Ouvertüren — er lag ihr ſehr — Straußſche Walzer und Nicolais „Luſtige Weiber“, ... was man immer nur wollte an melodiöſen Dingen.

Die Frau Baumeiſter ſaß in einem der abgenutzten Seſſel des Salons — es waren, wie geſagt, Möbel mit Erlebniſſen — und nahm ihre großen, halb ſchalkhaften, halb angſtvollen Rokoko-Augen nicht von Annchens Händen, die mal langſam, mal ſchnell, mal wirbelnd über die Taſten tanzten. Sie hörte ganz ſtill zu, während Frau Luiſe Lindenberg und Hannchen durch jahrelanges Training gewöhnt waren, das Spiel Annchens vollkommen zu überhören, und Lucie nach rechts und nach links irrlichterierte wie eine Maus in

der Falle. Weiß der Teufel, was in ihrem kleinen und verderbten Köpfchen gerade vorging.

Fritz Eisner aber bedauerte, sein Gespräch mit diesem mitfühlenden Wesen vorerst nicht weiterführen zu können, denn er war gerade bei dem für ihn interessantesten Teil der modernen deutschen Literatur angelangt, bei seinen eigenen Werken — nicht etwa denen, die er geschrieben hatte (das wären nur halbmißglückte Versuche), sondern bei denen, die er noch zu schreiben gedächte.

Hannchen aber ging merkwürdigerweise hin und wieder an den Tisch, nahm einen Teller und trug ihn hinaus und verweilte bei der Rückkehr aus der Küche stets einige Augenblicke, wie um Luft zu schöpfen, auf dem Balkon. Was hatte sie nur? Sie hoffte wohl, daß Egi doch noch herauskäme, meinte Fritz Eisner. Und als es jetzt draußen schellte, fuhr sie mit einem leisen Schrei vom Stuhl auf.

Aber es war nur der Baumeister. Er entschuldigte sich wegen der Störung; er hätte drüben umsonst geklingelt und hätte sich gleich gedacht, daß seine Frau hier wäre; denn sie hätte Musik so gern.

Der Baumeister war ein großer, schwerfälliger Mann von vielleicht einigen vierzig Jahren, mit dem kleinen wolligen Kopf des Herkules Farnese. Er machte den Eindruck eines Menschen, der von jung an schwer körperlich gearbeitet hatte, und seine Hände waren groß, rot und mächtig, hatten wohl nie eine Reißfeder, einen spitzen Faberstift, sondern höchstens mal einen breiten Zimmermannsblei gehalten. Sein grob-

zügiges, gutmütiges Gesicht hatte den Ausdruck, wie man ihn bei einem Jungen findet, der in der Schule Sorgen hat und sich vor dem Zensurentag ängstigt, den auch die Lehrer nicht recht mögen, der aber bei seinen Mitschülern als verläßlicher Kamerad gilt. Er war ein einfacher Mann, das hörte Fritz Eisner, sowie der Baumeister den Mund auftat, ein Maurerpolier wohl, der jetzt selbst baute, irgendwie zu Geld gekommen war, oder von irgendeiner Terraingesellschaft geschoben wurde, so lange bis sie ihn fallen ließ; und der sich nun „Baumeister" nannte. Aber er wußte sich doch leidlich zu benehmen und vergaß nie „gnädige Frau" zu sagen.

Die Frau Baumeister aber — doch ein seltsames Paar, dachte Fritz Eisner —, die bisher von der kühlen, silbrigen Anmut eines Seerosenblattes gewesen war, wurde plötzlich wie eine Lotosblume von einem rosigen Lächeln überhaucht, und ihre eben noch traurigen großen Augen wurden ganz warm vor Glück. Es war reizend zu sehen, wie sie, trotzdem sie ganz, ganz ruhig im Stuhl blieb und dem Baumeister kaum die Hand reichte, doch diesem großen, schwerfälligen Menschen, mit allem, was sie war und hatte, entgegenflog und sich an ihn schmiegte. Man fühlte, so lange war das Zimmer für sie leer gewesen. Und auch der Baumeister suchte über alle fort ihre Blicke und streichelte sie mit den Augen, halb verzagt und schuldbewußt und halb froh, mit mehr Weichheit und Zartgefühl, als man diesem schweren, äußerlich etwas brutalen Manne zugetraut hätte. Es war ein stummes, unauffälliges Spiel

zwiſchen ihnen, und man mußte ſchon ziemlich grobe Nerven haben, wenn man ſeinem Zauber verſchloſſen blieb.

Lucie überlegte eben, ob ſie nicht mit ihrem Geſpräch Nummer vier (Frührenaiſſance: Pietro Lombardi) den Baumeiſter attackieren ſollte, und es wäre ganz luſtig geweſen, denn der hätte gewiß ſehr erſtaunte Augen gemacht, von dieſem merkwürdigen Kollegen zu hören, der noch vor der Erfindung der ſechſten Hypothek, der Rabitzwände und des Schiebevertrages ſich im ſtädtiſchen Bauweſen ausgezeichnet hatte — als die Baumeiſtersfrau meinte, ſie müſſe jetzt hinübergehen und das Kind zur Nacht zurechtmachen.

Hannchen bat, ihr zeigen zu dürfen, wie man das in ihrem Kinderhort gehandhabt hätte: — „antiſeptiſch“. Annchen ſagte, ſie liebe Kinder; und Frau Luiſe Lindenberg meinte, ſie könne vielleicht mit ihren Erfahrungen in der Kinderpflege — was man zu geben hätte, um dem Kleinen aufzuhelfen — der jungen Frau zur Seite treten. Lucie aber, die ſich aus Kindern gar nichts machte, im Gegenteil ſie als irreale Werte betrachtete, von denen es höchſt peinlich ſei, wenn man ſie als reale Werte in Rechnung ſtellen müſſe, blieb zurück. Und ebenſo Fritz Eisner, der durch Geſchlecht und Zivilſtand als Bräutigam bei ſolchen Dingen vorerſt durchaus noch ausgeſchaltet war.

Fritz Eisner war teilweiſe erfreut und teilweiſe doch etwas bänglich berührt ob dieſes plötzlichen Alleinſeins mit Lucie. Es war leer im Zimmer, unheimlich leer

und still. Und Lucie mit ihren Augen und Löckchen verstand es vorzüglich, solche Stille noch saugender und prickelnder zu machen, sie ganz mit den Ausstrahlungen ihres Wesens anzufüllen. Immerhin war Fritz Eisner der Meinung, mit der Fortsetzung des literarischen Gesprächs von vorhin — und es fehlte ja noch der wichtigste Teil: die eigene künstlerische Produktion — dieser etwas fatalen Stimmung Herr zu werden. Aber Lucie war durchaus der Meinung, daß jedes Ding an seinen Platz gehöre, und daß sich ein gesellschaftliches, vorbereitendes Gespräch keineswegs für eines unter vier Augen eigne. Und sie ermordete es also mit brüsker Hand schon im Keime.

„Ich bin sehr unglücklich," sagte sie, stand auf, seufzte mit Mund, Augen und Löckchen und stellte sich vor Fritz Eisners Sessel. „Sie ahnen gar nicht, wie unglücklich ich bin," fuhr sie fort, während sie sich mit halbem Körper so ganz leise auf eine Sesselwange (sagte ich nebenbei schon: es waren Sessel mit Vergangenheiten; davon bleibt etwas haften!) halb setzte, halb lehnte. Denn Lucie hatte eine köstliche Art, Männer, sowie sie mit ihnen allein war, verständnisvoll zu behandeln.

„O," sagte Fritz Eisner.

„Sie glauben gar nicht, wie schwach ich bin."

„Nein," sagte Fritz Eisner.

„Mich müßte auch einmal einer nehmen und leiten, wie Sie es mit meiner Freundin Annchen tun."

„Ja," sagte Fritz Eisner.

„Mein Weſen iſt im Kern enklitiſch," — das war eine Reminiſzenz an den dritten Freund von rückwärts gezählt — „ich brauche einen männlichen Geiſt, an den ich mich lehnen kann," und damit rutſchte Lucie langſam von der Seſſellehne herunter auf Fritz Eisners Schoß.

„Wenn ich Ihnen meine Geſchichte erzählte," ſagte Lucie und ſchob ihren rechten Arm hinter Fritz Eisners Nacken, „da könnten Sie auch ein Buch darüber ſchreiben."

„Ich weiß nicht," ſagte Fritz Eisner.

„Man hat immer verſtändnislos an mir gehandelt. Und gerade die Männer, denen ich meine ganze Seele, denen ich alles gegeben habe, was wir armen Frauen euch geben können ..." Lucie brachte den Satz nicht zu Ende. Die Erinnerungen waren zu ſtark, ſie überwältigten ſie.

„Ich denke —" ſagte Fritz Eisner, nicht ohne Befangenheit.

„O, nur einmal ganz ſtill wie ein Kind in dem überlegenen Geiſte eines Mannes ruhen können," rief Lucie, und damit legte ſie auch den anderen Arm feſt um den Nacken Fritz Eisners, kuſchelte ſich an ihn und tat es wirklich.

Und da es ihr nicht gelang, Fritz Eisners Kopf zu ſich herunterzuziehen, ſo zog ſie den ihrigen in langſamem Klimmzug an ihm hoch und brachte Augen und Löckchen langſam in überaus verwirrende Nähe zu ihm. Alles Körperliche war für Lucie wohl nur ein Symbol für das Seeliſche.

Fritz Eisner kam sich ziemlich dumm vor. Die Lage war peinlich. Nicht etwa, daß er sich nicht als der überlegene männliche Geist fühlte, in dem Lucie ganz still wie ein Kind ruhen könnte; aber der Zeitpunkt schien ihm hierfür ebenso falsch gewählt wie der Ort. Und richtig, da hörte man schon draußen Schritte.

Lucie war im Augenblick von Fritz Eisners Schoß herunter, und alsbald hatte sie Mohrchen, das in der Ecke faul auf einem Kissen lag, gepackt und kugelte und zergelte und zog sich mit ihm im Zimmer herum, daß ihre Löckchen und Mohrchens Schlappohren nur so durcheinanderflogen unter Gebläff und Koseworten, ganz verjachert und atemlos, als ob sie überhaupt seit zwei Stunden nichts anderes getan hätte; während Fritz Eisner ganz vertieft einen Artikel in der Sonntagsbeilage der „Voß" über die Hochzeitsgebräuche der Kamtschadalen und Tunguſen las. Auf einer hohen sittlichen Stufe schienen beiläufig, wie der Verfasser schamhaft andeutete, in diesen Dingen weder die Kamtschadalen noch die Tunguſen zu stehen. Feine Leute waren das anscheinend nicht.

Annchen aber kam zu Fritz Eisner und tippte ihn auf die Schulter.

„Hör' mal," sagte sie mit etwas veränderter Stimme, „könnte ich dich mal einen Augenblick allein sprechen?"

Fritz Eisner folgte Annchen sehr bedeppert in das Nebenzimmer, wo im fahlen Halblicht die Betten geisterten. Also wirklich, er war doch ganz unschuldig dazu gekommen. Das mußte Lucie ja bezeugen können.

Aber Fritz Eisner kam gar nicht dazu, sich in wohlgesetzter Rede zu verteidigen, denn Annchen sagte:

„Du tätest mir einen großen Gefallen, wenn du mal Hannchen einen Augenblick begleiten wolltest. Es will sie da jemand sprechen, und ich möchte sie mit diesem Menschen nicht allein lassen."

„Wer ist es denn?"

„Ach Gott, weißt du, es ist ein Jugendfreund von Hannchen" (Hannchen hatte deren ja ein ziemlich reich assortiertes Lager), „und möglich, daß Hannchen ihm wirklich versprochen hat, ihm treu zu bleiben, bis er so weit ist, daß er sie heiraten kann; möglich, daß dieser verrückte Mensch sich das nur einredet; aber nun hat er depeschiert, er käme heute abend, und sie solle ihn erwarten. Und wenn sie nicht käme, würde er sich etwas antun. Und da muß doch Hannchen zu ihm heruntergehen. Und eben hat er schon ein Kind mit einem Zettelchen heraufgeschickt. Hannchen ist sehr unglücklich. Sie weiß gar nicht, was sie machen soll. Wenn sie nicht geht, schießt er sich vielleicht tot; — und wenn sie geht, schießt er sie vielleicht tot. Aber sie hat gesagt: sie geht."

„Ist denn das immer noch der Heinrich Heine redivivus von neulich?" fragte Fritz Eisner.

„Wo denkst du hin?" rief Annchen lachend, „der hat sich ja letzten Montag mit Emmchen Liebmann verlobt, und heute steht's schon richtig in der Zeitung."

„Ließe sich das mit dem Herrn da unten nicht vielleicht brieflich abmachen?" meinte Fritz Eisner unschlüssig. Er hatte eine tiefgehende Abneigung gegen Revolver.

„Das habe ich ja Hannchen auch gesagt," meinte Annchen, „aber sie will nicht. Sie behauptet, es wäre ihre Pflicht, diesem Menschen Rede und Antwort zu stehen. Und du weißt doch, wenn Hannchen sich mal so etwas in den Kopf gesetzt hat, dann redet sie sich in solche Sache so hinein, daß man weder mit Gutem noch mit Bösem bei ihr etwas ausrichten kann."

„Aber was soll i ch denn dabei tun?" meinte Fritz Eisner unsicher. (Zu was man doch alles kommen kann, wenn man Bräutigam spielt.)

„Meine Schwester schützen!" rief Annchen mit Nachdruck.

„Also gut," meinte Fritz Eisner, „dann werde ich Hannchen schützen!"

Und er suchte sich auf dem Flur seinen dicken Eichenstock mit der langen Eisenspitze, der noch aus seiner Turnerzeit stammte, ihn sonst nur auf nächtlichen Wanderfahrten begleitet und nun hier draußen für Wege über Land eine Unterkunft gefunden hatte. Den aber nahm er fest in die Faust.

„Ach Gott," rief Hannchen draußen und reckte sich, „ich bin den ganzen Tag heute nicht an die Luft gekommen. Ich halte das nicht aus. Ich muß noch ein bißchen heruntergehen bis zum Abendbrot. Ich bin bald wieder da. Kommst du mit, Annchen?" Diese Frage war rhetorisch gemeint, indem Hannchen keine Antwort erwartete. „Na, dann begleite du mich ein bißchen, Fritz? — ja?"

„Aber kommt bald wieder," meinte Annchen, „denn ihr wißt ja, Muttchen wird sehr ungnädig, wenn die

Kartoffeln kalt werden.“ Und Annchen ſah den beiden mit einem traurigen Blick nach, denn ſie wußte ja gar nicht, ob ſie ſie nicht nur noch in ramponiertem Zuſtand wiederſehen würde.

Hannchen lenkte ihre Schritte ziemlich gerade über die Straße fort ihrem Schickſale entgegen, nach dem gußeiſernen und quietſchenden Parktürchen, und patſchte unbekümmert — trotzdem die ſprühende Näſſe von oben ſchon genügt hätte — mit ihren kleinen Halbſchuhen durch die Waſſerlachen, die reichlich auf dem Wege ſtanden ... wie ein Soldat auf dem Marſche, der weiß, daß es drei Tage Kaſten gibt, wenn er einer Pfütze etwa feige und unmilitäriſch ausweicht. In Hannchens Antlitz bebte unter der Maske heroiſcher Entſchloſſenheit eine nur ſchwer verhaltene Erregung. Aber da Hannchen Senſationen liebte und jegliche Art Ausſprache aus einem ſeeliſchen Bedürfnis heraus ſtets ſuchte und herbeiſehnte, ſo war ihr das nicht einmal unangenehm. Man konnte, wie Jacobſen in „Niels Lhyne“ von der Frau Boſe ſagt, auch von Hannchen ſagen: eigentlich liebte ſie Szenen! Was ſie zu Fritz Eisner in Gegenſatz brachte, der Szenen haßte.

Drüben hinter dem Parktürchen ging ein verregneter junger Herr mit einem verregneten Strohhut mit großen Schritten und Geſten auf und nieder. Er war ein harmloſes kleines Individuum, überaus dürftig körperlich, und Fritz Eisner bedauerte, den eiſenbeſchlagenen Knüppel mitgenommen zu haben. Das ſah ſo nach Angſt aus. Immerhin, man müſſe ihn vielleicht

doch unſchädlich machen, um ihm die Mordwaffe zu entwinden.

„Geſtatte, daß ich dir meinen Schwager vorſtelle: — Herrn Fritz Eisner," ſagte Hannchen und ſchnitt damit die ſchöne Rede ab, die der verregnete junge Mann mit dem verbogenen Strohhut, von deſſen der Form einer Acht angeähnelter Krempe es ſacht kluckernd tropfte, ſich ſoeben zum ſiebenten Mal halblaut hergeſagt hatte. Schwäger aber waren in ſeinem Voranſchlag nicht mit einbegriffen geweſen und waren angetan, ihn vollkommen umzuſtoßen.

Der Name Fritz Eisner war dem jungen Herrn nicht fremd. Denn es iſt merkwürdig, daß junge Kerle, die verſuchen, die verrammelten Tore der Literatur ſich aufzuſtoßen, und von denen ſonſt kein Menſch auch bisher den Namen gehört hat, von ihresgleichen immer gekannt und beachtet werden. Und auch Fritz Eisner erinnerte ſich, von jenem gehört zu haben und den Namen Johannes Hanſen — es war ein Pſeudonym für einen Namen, der aus weit ſüdlicheren Ländern ſtammte — vernommen zu haben... als von einem etwas wirren jungen Herrn, der, von vielem Idealismus erfüllt, irgendwo in Süd- oder Weſtdeutſchland mit Hilfe eines Druckers (der ihn mörderlich übers Ohr hieb und ihm tauſendmarkſcheinweiſe ſein väterliches Erbe für dünne, ſchlechtgedruckte grüne Heftchen aus der Taſche zog) eine Zeitſchrift herausgab, die ſich zur Aufgabe gemacht hatte, die Kultur zu fördern, und die dieſer Aufgabe dadurch gerecht zu werden glaubte, daß ſie alle vierzehn Tage, alſo in jeder Nummer,

mit einem neuen Programm und mit Kulturmanifesten, in denen viel von der gärenden Zeit gesprochen wurde, sich an die harmlose Menge wandte ... ein Programm, das sich — wie die meisten ihrer Art — weniger durch Klarheit der Ziele als durch eine trunkene Überschwenglichkeit des Stils auszeichnete, der zum Selbstzweck geworden zu sein schien.

Und der kleine verregnete Herr stand also nun vor Fritz Eisner, schüttelte ihm kommentmäßig die Hand und erklärte, er wäre, wie er versichere, eigens die Nacht über aus Frankfurt am Main heraufgereist, um sich Klarheit zu schaffen, wie es um Hannchen und ihn stände.

Und Johannes Hansen bemerkte nun würdig — im Glacéhandschuhton, jeder Zoll ein Kavalier —, daß es ihm lieb wäre, wenn er einen Augenblick Fräulein Hannchen Lindenberg unter vier Augen sprechen könnte, da er einige über Sein und Nichtsein entscheidende Fragen an sie zu stellen habe. Fritz Eisner entgegnete ebenso, daß er das nicht zugeben könnte, und sah sich schon ohne Hannchen zurückkehren, während die bestürzte Frau Luise Lindenberg und Annchen weinend in seine Arme sanken ... als wider Erwarten Hannchen mit der Miene eines geschulten Duellanten ihn bat, einen Augenblick beiseite zu treten, da sie diesem Herrn durchaus Rechenschaft schuldig wäre.

Also — was blieb Fritz Eisner anderes übrig, als einige Schritt von den beiden Aufstellung zu nehmen und, den Stock fest in der Hand, im Halbdunkel unter tropfenden Bäumen auf den Augenblick zu harren,

wo der alias Johannes Hanſen ſein grauſes Mordwerk beginnen würde. Jedenfalls hatte er ſich rechts von ihm geſtellt, um zuzuſpringen und den Arm hochzuſchlagen, wie er das immer ſo ſchön auf den Umſchlägen der Nick-Carter-Hefte geſehen hatte: „Hallo, alter Freund,“ rief der berühmte Detektiv jovial und ſchlug mit Blitzesſchnelle den Browning des roten William nach oben, „goddam, das hätte beinahe jemand treffen können!“

Aber der Johannes Hanſen tat zwar nichts desgleichen, war aber, ſoweit Fritz Eisner hörte, ſehr wortreich, wenn ſich auch Fritz Eisner, der nur Brocken des leiſen Geſprächs vernahm, kein rechtes Bild machen konnte, um was es ſich denn eigentlich drehte. Denn es vertrug ſich doch nicht recht miteinander, wenn Johannes Hanſen erſt in tiefer Zerknirſchung bemerkte, daß er ſtets gewußt hätte, daß er Hannchens unwürdig wäre, und dann in gleichem Atem emphatiſch ausrief, daß er Hannchen verachte. Und ferner fand Fritz Eisner die Anrede „Ungetreue“ etwas theatraliſch. Auch ſchien es ihm nicht klar, warum Hannchen mit tränenerſtickter Stimme feſtſtellte, daß das Schickſal ſtärker ſei als ſie; — etwas, das keineswegs beſonders neu iſt und jeder auf ſich anwenden kann — und dabei ihren rechten Arm traurig auf alias Johannes Hanſens Schulter legte, den dieſer mit brüsker Bewegung abſchüttelte, nur um mit wilder Glut im nächſten Augenblick Hannchens Hand zu ergreifen und an ſeine Bruſt zu preſſen. Er ſagte etwas von: „höhnend dein Andenken aus dem bluten-

den Herzen reißen" und dann: „nie vergessen können, was du meinem Leben bedeutet hast"; während Hannchen etwas von „glatter Lebensrechnung" sprach, und wünschte, man möge „ihr nie etwas vorzuwerfen haben" (was zweifelsohne etwas viel fordern hieß), und des weiteren der Hoffnung Ausdruck gab, er würde „ihr Bild in Reinheit bewahren".

Von Hannchens Bräutigam Eginhard Meyer hatte dieser alias Johannes Hansen aber — genau wie Heinrich Heine redivivus — eine wenig gute Meinung. Was sie nur alle gegen Egi Meyer hatten! Aber er nannte ihn einen „chronischen Analphabeten" und gleich darauf einen „Kulturkretin von bourgeoiser Dünkelhaftigkeit" (das war ungerechtfertigt und zu viel!) und bemerkte fürder, daß es nur „wahnsinnige Verblendung" sein könnte, wenn man Eginhard Meyer einem Manne wie ihm vorzöge. Dann spielte er den unbekannten, grauen Fremden aus der „Frau vom Meer" — was ihm nicht mißlang, denn er sah wirklich wie aus dem Wasser gezogen aus — und erklärte, daß heute nacht elf Uhr siebenundzwanzig Minuten sein Zug noch nach Frankfurt am Main zurückführe; und er stellte Hannchen vor die Entscheidung, ob sie ihm aus freier Entschließung für dieses Leben folgen wolle oder nicht.

Was Hannchen leise, traurig, aber bestimmt — sich auf die Pflichten ihrem Bräutigam gegenüber berufend — ablehnte.

Das wäre der kritische Augenblick, meinte Fritz Eisner und trat unwillkürlich einen Schritt näher, wie

er das immer auf den Umschlägen von Nick-Carter gesehen hatte: „Good evening, old boy.“

Aber Johannes Hansen meinte, kühl und wieder ganz Weltmann, daß er dann Hannchen nichts mehr zu sagen hätte; was nun Hannchen wieder nicht wahr nehmen wollte, sondern sich bei ihm einhing und meinte, daß ihre seelische Freundschaft davon unberührt und für ihr späteres Leben erhalten bleiben müsse.

Alias Johannes Hansen aber begann, langsam zum dämmrigen Park hinauswandernd, zu Fritz Eisner von den Kulturaufgaben seiner Zeitschrift zu sprechen. Er würde sich freuen, ihn im Kreise seiner Mitarbeiter begrüßen zu können, vorerst mit Berichten über die Ereignisse im hiesigen Kunstleben ... unter besonderer Berücksichtigung südwestdeutscher Künstler.

Und händeschüttelnd und unter dem Ausspruch gegenseitiger Hochachtung nahm man befriedigt voneinander im Regen Abschied, nicht ohne daß Fritz Eisner noch einmal diskret zur Seite trat und in andere Richtung blickte, um Hannchen und alias Johannes Hansen das Wort, oder was sie sonst noch wollten, zu einem letzten Lebewohl zu geben. Alle drei kamen sich in diesem Augenblick sehr groß vor.

Als sich aber Fritz Eisner wieder umdrehte, da leuchtete schon die geschweifte Krempe des Strohhuts des Johannes Hansen in der dämmrigen Ferne der Straße.

Hannchen aber war ganz vergnügt, frisch und munter. Diese Aussprache, sagte sie, hätte ihr wohlgetan. Nun hätte sie mit allen, aber auch mit allen, eine glatte

Rechnung, und nichts mehr könne sie von dem Wege abbringen, den sie zu gehen hätte.

Da aber die Zeitschrift mit der übernächsten Nummer ihr Erscheinen einstellte (Frau Jakob, der Mutter von Johannes Hansen, war die Sache doch zu dumm geworden, und sie sperrte mit Hilfe eines Gerichtsbeschlusses ihrem Sohne die Gelder), so sah Fritz Eisner leider nie die Früchte seiner Bemühungen um die südwestdeutsche Kultur, die aus diesem Grunde vielleicht noch heute etwas im argen liegt.

„Wo seid ihr denn so lange bei dem Regen gewesen?“ rief Frau Luise Lindenberg, „die Kartoffeln sind schon ganz kalt.“

„O, es ist sehr schön unten,“ rief Hannchen, „es war eine wundervolle Luft.“

Aber Frau Luise Lindenberg war mißgestimmt. „Kalte Kartoffeln“ war das Stichwort, auf das sie unausstehlich wurde. Und sie sprach von der armen kleinen Baumeistersfrau, die ihrer Meinung nach eine ganz gewöhnliche Person sei und das Kind in unverantwortlicher Weise vernachlässige.

Und als Annchen einwarf, daß doch fast alle Tage der Arzt zu dem Kleinen käme, rief Frau Luise Lindenberg mit Emphase: daß ein Arzt niemals die Liebe einer Mutter ersetzen könne. Und damit ging sie deklamatorisch in das Gebiet des Sentimentalischen über und plätscherte wohl- und selbstgefällig darin umher: sie hätte auch ihr Leben sich anders gestalten können, wenn nicht eben die Rücksicht auf ihre beiden Kinder ... und so weiter, und so weiter.

Lucie aber, mit ihren Augen und Löckchen, lag Hannchen im Arm. Fritz Eisner mit seinem überragenden Geist des Mannes schien für sie nicht mehr vorhanden zu sein. Als er aber bat, Annchen möchte noch etwas spielen, wurde er überstimmt. Man hätte genug Musik heute gehört, und so gingen Fritz Eisner und Annchen auf den Balkon hinaus unter das improvisierte Regendach und blickten zusammen über den dunkeln, dampfenden Park mit seinen sich leise in sich rührenden Laubmassen hinweg. Hin und wieder wimmerte ein Waldkauz in der Ferne, und ein Vogel zwitscherte drüben im Schlaf. Für Nachtigallen war es wohl zu kühl heute.

Wo die Schlösser lagen, war ein Lichtschein, und die abgerissenen Klänge einer altmodischen Militärmusik schwirrten in Abständen, monoton sich immer wiederholend, herüber, die Töne irgendeines seltsamprimitiven und doch zwingenden Marsches, unter dem vielleicht einst friderizianische Bataillone in die feuerspeienden Spontons russischer Stellungen gelaufen waren, und der manchem gewiß schon zum Trauermarsch geworden war — ehern, urtümlich in seinen harten Tonbildungen, und den man doch nie vergessen konnte, wenn man ihn einmal gehört hatte.

Auf der andern Hälfte des eisernen Vogelnestes sprachen ganz leise und scheinbar sehr bekümmert der Baumeister und die Baumeistersfrau. Die Baumeistersfrau schien sogar zu weinen. Sie hatte wohl Sorge um das Kind, das ja nicht gedeihen wollte, meinte Fritz Eisner. Ach nein, sie sprachen ja von etwas anderem.

„Und was hat denn nun deine Frau da gesagt?“ schluchzte die Baumeistersfrau.

(Gott — das arme Ding!)

Dann aber wurde nebenan die Tür geschlossen, und man hörte das Rascheln sich vorziehender Gardinen. Für ein Brautpaar aber ist es nicht angenehm, wenn nebenan ein Ehepaar die Fenster schließt und Nacht macht. Nein, angenehm ist das nicht.

„Hör' mal, Fritz,“ sagte Annchen, „fahr' lieber mit dem nächsten Zug! Du kommst mit dem letzten Zug wieder so spät nach Hause, und Mutti ist schlechter Stimmung. Da ist es am besten, sie kommt früh zu Bett. Wir haben es nachher nur auszubaden. Und wir müssen auch noch Lucie unterbringen. Immer Hannchen mit ihren abscheulichen Freundinnen. Ich mache mir gar nichts aus Lucie.“

Und Fritz Eisner ging hinein, um sich zu verabschieden.

Nein, Annchen solle aber bei dem Regen ja nicht mit zur Bahn gehen, rief Frau Luise Lindenberg; sie neige sowieso zu Erkältungen.

Dann also auf Wiedersehen.

Unten im Halbdunkel neben dem Haus an der Gartentür, dort wo es von den Bäumen bung, bung, bung, bung auf die vier Laubendächer tropfte — der Regen selbst hatte inzwischen seine Tätigkeit eingestellt — standen die Kapitänswitwe und Doktor Fischer. Sie schienen eine sehr erregte Auseinandersetzung gehabt zu haben. So etwas merkt man an der Art des Schweigens.

„Und ich kann dir ja den Brief der Frau Major von Dorgelow morgen zeigen, wenn du es nicht glaubst," sagte die Kapitänswitwe etwas schrill. „Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr. Ich muß auch noch zur Apotheke, bevor ich zu ihr gehe."

Und damit wandte sich die Kapitänswitwe, ging fort und ließ den Doktor Fischer stehen, ohne sich noch einmal nach ihm umzublicken. Sie war wohl eine etwas energische Dame.

Fritz Eisner aber zog den Hut, um an Doktor Fischer vorbei auf die Straße zu gelangen, der da mit breiten Schultern und dem mächtigen Kopf, von dem die Haare lang herabhingen, wie immer in seinem langen halboffenen Flauschmantel und seiner Samtweste schwerfällig und melancholisch im Halblicht stand.

„Sie gehen zur Bahn vor," sagte er müde. „Sie haben noch Zeit, junger Freund. Ich werde ein Stück mitkommen. Wer spielt bei Ihnen so hübsch Klavier?"

„Das ist meine Braut," sagte Fritz Eisner mit mehr Stolz, als wenn er es selbst wäre.

„So? Sie wollen heiraten? Sie haben Mut."

Fritz Eisner lachte.

„Ja, die Ehe ist ein Arbeitshaus für den Mann, eine Leibrente für die Frau und eine Futterkiste für die Kinder. Wozu wollen Sie ins Arbeitshaus gehen?" Er sprach so ernst, monoton, knurrend und schwer, wie er selbst war.

„Aber, wenn man eben ein Mädchen so gern hat, daß man ..."

„Ich habe noch keine Ehe gekannt, die gut war. Entweder ist die Frau tüchtig, gescheit, modern, dann geht die Ehe kaputt. Oder sie ist es nicht, dann geht der Mann kaputt."

„Aber es heiraten doch trotzdem immer wieder ..."

„Das beweist doch nur, daß die Menschen unverbesserlich sind. Alle großen Dinge dieser Welt, an die sie glauben, sind doch ein Bluff und ein fauler Schwindel, wenn man dahinterkommt. Das werden Sie auch noch sehen, junger Freund. Die Wissenschaft ist eine euphemistische Umschreibung für die menschliche Unkenntnis. Das Vaterland ist ein von den Regierungen erfundenes Ammenmärchen."

„O," rief Fritz Eisner ungläubig. Er verachtete zwar alle Politik, aber das stimmte wohl doch nicht so ganz.

„Ja, das einmal so und einmal anders erzählt wird, je nach Nützlichkeit. Die Erwachsenen unterscheiden sich von den Kindern gerade durch den Mangel an Anteilnahme für die wirklich erlebenswerten Dinge des Daseins; Mangel an gutem Willen und Mangel an Anständigkeit der Seele ... das sehe ich täglich vor mir ... und durch ein Übermaß an all jenen Gaben, die sie den Kindern abzuerziehen versuchen. Die meisten Erwachsenen sind einfach entgleiste Kinder. Die Liebe jedoch ist eine Mausefalle. Wenn man endlich mal herauskommt aus ihr, ist man müde und weh, nur noch eine einzige schrindende Wunde. Die Ehe aber frißt einen Mann stückweise auf. Sie ist einfach dem Tod gleichzusetzen. Das einzig Versöhnliche an

der Ehe ist, daß der Mann meist vor der Frau stirbt."

„Sie ermuntern mich gerade nicht, Herr Doktor."

„Was sind Sie doch?" meinte Doktor Fischer, in seiner schwerfälligen Art ganz langsam dabei einen Fuß vor den andern setzend.

„Ich bin Schriftsteller."

„Sie haben studiert, Herr Eisner?"

„Ja, ich habe mich besonders mit Kunstgeschichte ..."

„O, das ist schön." Fritz Eisner sah, wie die schwarzen großen Leonberger Augen Doktor Fischers Feuer bekamen. „Man sollte für den Denkmenschen, den sich auf sich selbst besinnenden Schreiber Klöster bauen, hochgelegen, mit einem Blick über Wälder, Flüsse und Städte fort. Sie können dort hingehen, aber sie können auch jede Minute wieder in die Welt zurückkehren. Zellen müßten die Klöster haben. Refektorien, Bibliotheken, Kreuzgänge und Gärten, Gärten vor allem. Frauen wäre jeder Zutritt verboten ... aber jede Zelle müßte eine Hintertür haben, eine ganz geheime Hintertür, die zu einer ..."

Doktor Fischer schwieg. In der Ferne hörte man den Zug heranbrausen. Er heulte immer wie eine Sirene durch das letzte Stückchen Wald. Sie waren noch weit vom Bahnhof.

„Ich muß mich aber sehr eilen, wenn ich den Zug noch —"

„Lassen Sie nur, junger Freund, Sie bekommen ihn doch nicht. Den nächsten bekommen Sie dafür sicher. Wozu wollen Sie eine komische Figur werden? Der

Mann, der den Zug verſäumt, iſt immer eine komiſche Figur. Sehen Sie mich an! Kommen Sie! Gehen wir noch!“

Alſo, es war wirklich zu ſpät für den Zug. Fritz Eisner hätte nur allein eine Stunde auf der Bahn warten müſſen. So hatte er wenigſtens Geſellſchaft.

„Sie machen ſich wohl auch nicht viel aus Büchern?“ begann Doktor Fiſcher wieder. „Das tun die meiſten, die bildende Kunſt lieben. Ich finde, die jeweilige Literatur iſt vor allem der Dolmetſcher für die Erotik ihrer Zeit. Alles andere kommt für ſie erſt in zweiter Linie. Und das iſt mir eigentlich zu wenig.“

Aber Doktor Fiſcher ſolle doch nur an die Großen von heute denken, an Tolſtoi und Ibſen mit der Vielſeitigkeit ihres Weltbildes; an Goethe oder etwa an Schopenhauer, was ſie uns geben.

„Ob das wirklich ſo viel iſt?“ meinte Doktor Fiſcher und blieb ſtehen und atmete in tiefen, hörbaren Zügen zwiſchen den Sätzen. „Mit den meiſten Großen geht es doch dem Bewunderer, wie es Fauſt in der Walpurgisnacht geht, als die nackte Schöne mit geſchloſſenen Füßen an ihm vorübertreibt und er meint, es wäre ſein Gretchen — denn jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor. Jeder findet ſich nur in ſeinen Großen wieder, ſucht ſich ein Eckchen, ein Winkelchen, einen Ausſchnitt von ihm. Seinen Goethe, ſeinen Nietzſche, ſeinen Schopenhauer. Und auch dieſes Winkelchen formt er noch nach ſeinem Bilde. Und kaum einer fühlt, daß da nackt und unverhüllt die uralte, geheimnisvolle, tauſendſpältige Lilith an ihm vorübergezogen iſt,

die den Kopf auch unter dem Arm tragen kann. Denn eigentlich kennt unſer Leben ja doch nur eine Frage. Der junge Menſch ſtellt ſie, der Mann ſtellt ſie, und der Greis ſtellt ſie. Es iſt immer die gleiche Frage; nur der Ton, mit dem wir ſie vorbringen, ändert ſich. Je näher wir der Antwort kommen, deſto leiſer und unſicherer wird er."

„Aber," warf zaghaft Fritz Eisner ein (dieſem Mann ſteht doch das Wort ſeltſam zur Verfügung: das muß auch einer vom Bau ſein!), „unſere Dichter..."

„Nennen Sie Dichter die, die Bücher ſchreiben und Verſe machen?" rief Doktor Fiſcher in die Nacht hinaus. Sie waren jetzt über den Bahnhof hinausgekommen und gingen auf der Landſtraße, die in die Dunkelheit führte. „Sie glauben wohl auch, wie die meiſten jungen Menſchen, daß Dichten darin beſtände, daß man Verſe mache? Sie halten ſich wohl auch für einen verhinderten Goethe?"

„Ich mache keine Verſe," ſagte Fritz Eisner trotzig.

„Ich habe eigentlich nur einen Dichter kennengelernt in meinem Leben," rief Doktor Fiſcher (was erregte den Mann nur ſo?), „das war ein Dachshund. Ich hatte da in der Gärtnerei eine Hündin, ein hübſches Luder, aber ſie taugte nichts. Und immer brannte ſie durch des Nachts, und immer mußte man irgendwelche Spitze oder Doggen mit Stöcken aus der Gärtnerei jagen und alle paar Tage mal die Löcher flicken, wo ſie durch den Zaun krochen. Nur ein Dachshund lag Tag für Tag draußen — verſtehen Sie, draußen auf der Straße — matt, müde, melancholiſch, ungepflegt,

mit hängenden Ohren, ein ziemlich altes Tier schon. Immer wenn ich vorbeiging, kam es herangekrochen, wedelte und ließ sich bemitleiden und sagte mit den Augen: Schicksalsgenosse! Das ist der einzige Dichter, den ich je kennengelernt habe."

Fritz Eisner verstand zwar nicht, was jener Doktor Fischer eigentlich damit meinte, aber ihn begann dieser unheimliche, unglückliche Mann zu interessieren. Der Literat in ihm wurde hellhörig. Das war ja geradezu eine „Figur".

„Welch eine Narrheit eigentlich," rief Doktor Fischer und blieb wieder stehen. „Wir streiten um Höchstes, um Besitz, um Erkenntnis, um den Kitzel der Kunst und gehen an dem Tier in uns, an der Unmöglichkeit, das Leben ohne jenes andere Tier mit den langen Haaren, das von allen jenen Dingen nichts weiß, zu ertragen, daran gehen wir zugrunde."

Fritz Eisner (er wußte ja noch sehr wenig vom Leben: kaum ein paar Zitate und Randbemerkungen) hatte das unabweisbare Gefühl, als ob das, was dieser etwas skurrile Herr da vorbrachte, in irgendeinem unklaren Zusammenhang mit der Kapitänswitwe stehen müßte.

„Sie haben Ihre Braut aufrichtig gern, nicht wahr?" rief Doktor Fischer, „und wie könnten Sie auch jetzt schon verstehen, daß man eine Frau bis zur Raserei lieben und bis zum Ekel dabei verachten kann! Ich wünsche Ihnen, daß Sie es nie verstehen lernen. Gott ja, zum Schluß liegt es wohl in uns, daß wir das hassen müssen, was wir anbeten. Gott ja, Gott ja,

ich begreife: es ist wohl Apachenart, einem ins Gesicht zu treten, wenn man ihn niedergestochen hat. Aber ein anständiger Mensch begnügt sich doch eigentlich damit, den anderen einfach hinterrücks niederzustechen."

Doktor Fischer schwieg. Eine ganze Weile ging er dann stumm, schwarz und schwer neben Fritz Eisner, der auch nicht recht wußte, was er sagen sollte. Endlich war der Mann da neben ihm doch fünfundzwanzig Jahr älter als er. Vielleicht war er auch noch gar nicht so alt, war nur ein früh gealterter Mensch. Das empfand Fritz Eisner. Aber sie konnten doch nicht zueinander, wenn auch Fritz Eisner so dumpf etwas fühlte und verstand von dem, was da in dem drüben vorging. Denn Gefühl ist ja die unter dem Bewußtsein sich vollziehende Denkäußerung der Seele. Nein — sie konnten nicht zueinander, denn man kann nicht über zwei Jahrzehnte springen.

„Man will doch saubere Finger haben. Ich bin gegen Mord. Nur e i n e n Mord könnte ich begreifen." Das aber sagte Doktor Fischer mehr für sich als zu seinem Weggenossen.

Fritz Eisner spitzte die Ohren. „Sie sollten sich losmachen und fortreisen. Sie sind doch unabhängig."

„Ich reise nur noch einmal ... nach Hamburg ... bevor ich den Rest meines Daseins in einer Konservendose verbringe, nicht viel größer als eine solide Zweipfundpackung von Stangenspargel ... Es gibt in Geschäften, die Bettfedern verkaufen, solche Glastrommeln, die immer rundherum gehen und die Federn sinnlos durcheinanderwirbeln. Davor bleibe ich stets stehen.

Das ist das Leben. Man wird sinnlos herumgeschleudert, bis man liegen bleibt. Und dabei nehmen wir uns doch so unendlich wichtig, wie Kinder, die Mühlräderchen im Bach bauen und sich und andere glauben machen, sie brächten wirklich etwas zuwege. Kennen Sie das Wort: ‚Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein'?"

„Ja, gewiß," lachte Fritz Eisner.

„Ach nicht, daß Sie es gelesen haben und wissen, wo es steht; das weiß jeder Backfisch. Ob Sie es verstanden haben? Der Begriff der Zeit ist ein anderer, wenn man allein ist, als wenn man zu zweien ist oder mit vielen zusammen. Aber den Morgen einsam in der Gefängniszelle eines Hotelzimmers in einem Hotelbett erwachen, zwischen hundert Menschen, die man nicht kennt, und wenn der Regen dann noch gegen die Scheiben trommelt, ebenso gut könnte man sch o n in seinem Grab liegen."

„Sind Sie viel gereist, Herr Doktor?" sagte Fritz Eisner. Er fühlte, das Gespräch hatte den Berg überschritten und wandte sich langsam zur gleichmäßigen Ebene.

„O ja, aber ich reise jetzt anders. Wenn ich in meinem Warmhaus ein Adiantum — Sie kennen Pflanzen? — oder irgend solch ein exotisches Farren zur Hand nehme und es betrachte, und nachher zu meinen Chrysanthemen hinübergehe, dann bin ich durch Hunderttausende von Jahren gereist. Früher war ich viel in Italien, und ich denke sehr oft daran. Aber ich möchte es nicht mehr wiedersehen. Wenn ich Dichter wäre, würde ich

ein Gedicht machen auf die Mädchenköpfe, die in Italien von Mori an bis nach Syrakus auf den Bahnhöfen oben aus den Fenstern sehen. In dem kleinsten Nest, überall eins oder ein paar, und immer andere. Nie daß eine dein Lächeln erwidert. Sie beachten dich nicht; sie beachten niemand. Aber sie sehen jeden. Sie sind alle verschieden. Und sie sind meist sehr jung. Ich möchte wissen, was in ihren Köpfen hinter den hohen Stirnen da ist. Oder ich möchte ein Gedicht schreiben auf einen melancholischen Abend bei Messina, wie so langsam sich das Trajekt vom Hafen löst und drüben die Küste sucht, während die Reihe von Palästen vor uns in das Nichts zurückgleitet. Ja, ich möchte einmal doch wieder das Museum in Neapel sehen. Ich möchte nicht hinreisen, ich möchte da sein. Alle anderen Museen der Erde sind endlich nur ein paar letzte verklungene Töne einer verhallten Zeit. Das ist noch eine ganze Welt: mit seinen Bronzen, Marmorbildern, Fresken und Mosaiken; und es gibt nichts, das über sie hinausreicht."

Wundervoll, das war ja ein Kunstgespräch! Und Fritz Eisner hakte erleichtert ein.

Wirklich, er könne das kaum glauben. Wie seltsam — ob ihm das einmal aufgefallen — überhaupt das Gefühl in den Dingen der Kunst: Es gibt etwas, das über sie hinausweist. Was wir gerade sehen, lesen, hören, ist nicht das Letzte, das Vollendetste. Woraus schließen wir das? Haben wir in uns die Vorstellung des Diamanten? Wissen wir von Urbeginn an um den feinsten Klang der Worte, der Töne, um den

verborgenen Rhythmus, der im Leben und in den Dingen ſteckt?

Und von da kam Fritz Eisner auf den Naturalismus. Er haßte alle Stiliſten und Äſtheten, von denen er ſagte, daß ſie im beſten Fall nur die eine Form gefunden hätten, nämlich die ſich lächerlich zu machen. Es war ſeine Puſchel, daß es keinen Stil gäbe, und daß man die Kunſt immer wieder neu aus dem Leben ableiten müſſe. Nur ſo könne man ſie und ſich vor Erſtarrung bewahren. Und Fritz Eisner tat ſich viel darauf zugute, trotzdem er ſo ganz geheim ſich doch ſagen mußte, daß Dürer und Leonardo vor ihm das Gleiche ſchon beſſer ausgeſprochen hatten.

Aber der Doktor lachte breit und ſchwerfällig, reichte Fritz Eisner eine Zigarre und brannte ſich ſelbſt eine Zigarre an. Jetzt war er ein ganz anderer.

Fritz Eisner gefiel dieſes Lachen nicht. Dieſer Mann nahm anſcheinend ſeinen Naturalismus nicht ernſt. Er war eben wohl doch etwas unmodern, gehörte zum alten Eiſen. Aber der Doktor lachte immer noch.

„Junger Herr, Sie haben ganz recht," rief er. „‚Kunſt und Natur ſei eines nur.' Ich hatte das nie ſo recht begriffen. Aber plötzlich verſtand ich es. Es war damals in Rom. Eine Malerin ſtand da unten vor dem Portal des Franzöſiſchen Inſtituts, auf dem Platz direkt über der Spaniſchen Treppe. Klein, ſchwarz, lachend, vollbuſig, mit Schnecken und einem leinenen Malkittel, beſchmiert, beklext, betupft in allen Farben des Regenbogens, von oben bis unten, vorn und hinten. Und die war umſtanden von dreiundzwanzig ſpitzbärtigen

Malkollegen, den zukünftigen Bonnats und Gérômes Frankreichs — denn die Manets kriegen keine Staatspreiſe —, die alle mit großen Handbewegungen ein eifriges Kunſtgeſpräch mit ihrer Kollegin führten und alle doch nur die Natur meinten. ‚Denn das Naturell der Frauen iſt ſo nah mit Kunſt verwandt!‘“

Langſam gingen ſie wieder — Fritz Eisner wußte gar nicht, wo ſie durch die Nacht hingelaufen waren — gingen ſie wieder zum Bahnhof zurück, deſſen Lichter wie ferne Zeichen winkten.

Der Doktor Fiſcher ſprach wenig, wie einer, der das Gefühl hat, daß er zu viel geſprochen habe.

„Gott,“ ſagte er mehr für ſich, „endlich gibt es doch Blumen, denen man gut ſein kann und die dankbar ſind und Kinder. Wozu alſo? ‚Il faut cultiver son jardin,‘ das war ſchon Voltaires letzte Weisheit.“

An dem Bahnhof aber reichte er Fritz Eisner die Hand:

„Wenn Sie einmal für Ihre Braut ein paar Pflanzen haben wollen, ſo was Beſonderes, was Sie nicht bei jedem Gärtner kriegen, kommen Sie ruhig zu mir. So oft Sie wollen. Ich habe immer was für Sie.“

Und damit — hinten kam wieder der Zug mit Sirenengeheul durch den letzten Waldſtreifen gebrauſt — wandte ſich Doktor Fiſcher und tappte in ſeinem rieſigen Flauſchmantel mächtig und ſchwerfällig davon.

Fritz Eisner war müde und doch nicht müde, war überrege. Dieſer ganze Tag, und der Mann dann noch mit ſeiner Verbiſſenheit und ſeinem Unglück (denn er war unglücklich, es klappte da irgend etwas nicht)

hatten ſeine Nerven in Schwingungen gebracht, daß ſie nicht ſo bald zur Ruhe kamen.

In Potsdam ſtieg noch ein Burſche mit Kränzen von Kirſchlorbeer ein und brachte zudem noch den Geruch von Friedhof, den jeder haßt, der ihn kennt, in den Abteil, in dem ſonſt nur noch ein abgeflattertes, letztes Pärchen müde weiterduſelte und kaum ein Wort und einen Blick füreinander fand.

Als aber Fritz Eisner nachher noch ſeine Schritte — es war zwölf Uhr in der Nacht — in irgendein Beiſel von Café lenkte, wo allerhand beſcheidene und noch völlig unabgeſtempelte Bohême verkehrte, in deren Mitte Fritz Eisner ſich heimiſch fühlte, da ſaß dort mit unruhigem Augenzwinkern hinter ſeinen Kneifergläſern Egi Meyer und ſpielte wieder einmal hoffnungslos verbieſtert Schach. Er hatte das ſeit drei Uhr nachmittags getan.

Da für Fritz Eisner aber Geld immer noch, wenn er es auch nicht gern eingestehen wollte, ein sehr unregelmäßiges, schwer abzuwandelndes Zeitwort war mit Aoristen und heimtückischen Konjunktiven, wie „würde gehabt haben", so konnte er doch keineswegs so viel zu Annchen nach Potsdam hinüberfahren, wie er es gern mochte. Und wenn schon einmal ihm ein paar Goldstücke in den Beutel geflogen waren, so wußte er immer noch nicht, aus welcher Ecke Berlins oder Deutschlands die nächsten heranfliegen würden. Und in letzter Zeit hatten sie gerade sich in ihrer Flugtätigkeit außerordentlich schwerfällig gezeigt.

So also kam es, daß Fritz Eisner nicht dabei war, als Lucie das Zeitliche segnete, weil sie einem ihrer Freunde, nachdem er sich vorzeitig oben bei Linden-

bergs verabſchiedet hatte, noch ein Plauderſtündchen bis halb Drei nachts in ihrem Gartenhauſe gewährt hatte, von wo er dann — ungeſchickt genug — unter vergnügtem Klingeln und Abſingung eines derben Wanderliedes auf ſeinem Rade davonfuhr.

Frau Lindenberg meinte: früher wäre ſo etwas unmöglich geweſen; aber die Menſchen wären eben heute ſehr frei in ſolchen Dingen, — ohne ſich dabei etwas zu denken. Ihrer Meinung nach wäre ja ſicher nichts Schlechtes vorgekommen, aber man könnte es doch vermuten, und es ſchickte ſich eben nicht, wenn Lucie bei ihr als Logierbeſuch wäre, wo ſie ſogar zwei Bräute im Hauſe hätte. Und unter dem Vorwand, daß Tante Trautchen jede Stunde eintreffen könne — dabei war das Sängerfeſt in Melſungen erſt am Zehnten —, erklärte Frau Luiſe Lindenberg kategoriſch, daß es ihr unendlich leid täte, daß ſie aber das Gartenzimmer jetzt unbedingt benötige. Was Lucie — es war ihr wohl ſchon Ähnliches begegnet — verſtand und alsbald ſamt Augen und Löckchen unter Küſſen von Frau Luiſe Lindenberg, Annchen, Hannchen und Mohrch Abſchied nahm.

Ja — und was gab es noch? Richtig: Als dann Fritz Eisner das nächſtemal herauskam, da war der Witwenkongreß, der da in dem Schaufenſter der Putzmacherin ſtand, um ein ganz beſcheidenes kleines Hütchen, das billigſte wohl von allen — es hatte kaum eine Krepprüſche und ein ganz kurzes Tüllſchleierchen — ärmer geworden. Keines, das mit dreifach wehenden ſchwarzen Fahnen in der Mitte des Fenſters prangte

und prunkte, ſchwer wie ein Beethovenſcher Trauermarſch, fehlte; keins, das etwa ein Loch in die Auslage geriſſen hätte. Nein, nur ſo ein ganz beſcheidenes aus der Peripherie war verſchwunden. Und es war zu der Frau Baumeiſter gewandert, die doch bei der Beerdigung des Kindes wenigſtens einen Trauerhut aufhaben mußte. Gerade an dem ſammetblauen Morgen, da vor dem Fenſter die rote Kaſtanie aufbrach mit den glühenden Kerzen im dunklen lackigen Laub — dieſer wundervolle Baum, den der Maler Renoir ſo liebt —, gerade an dem Morgen war der dünne zitternde Lebensfaden geriſſen, und die großen dunkeln Augen dieſes altdeutſchen Chriſtkindchens, das ſo früh ſchon um allen Kummer der Welt wußte — hatten ſich, vor der Zeit vom Leben ermüdet, geſchloſſen ... vom Leben ermüdet, das ohne ſie weiterglühte und ſie ſehr, ſehr ſchnell vergaß.

Wahrlich, es wurde nicht ſehr viel Aufhebens davon gemacht.

Der Baumeiſter hätte nicht einmal einen Trauerflor am Arm getragen, meinte Annchen, Verwandte wären gar nicht zur Beerdigung gekommen, und nur drei Kränze hätte es gegeben. Einer von den Eltern. Einer von ihnen. Und ein ſehr ſchöner mit großen Veilchen- und Maiglöckchentuffs vom Doktor Fiſcher. Der Baumeiſter wäre jetzt wenig draußen, und die junge Frau wäre ſehr unglücklich und weine viel. Sie, Annchen, könne deshalb nicht einmal Klavier ſpielen. Denn das müſſe ihr doch ſchrecklich ſein. Sie ſelbſt möchte einmal kein Kind haben, wenn ſie es doch wieder hergeben müſſe

Egi Meyer meinte etwas roh, daß auch bei den Deutſchen die paternité incerte wäre, denn man ſage doch: er iſt zu ſeinen Vätern verſammelt worden.

Aber das ſind ſo juriſtiſche Witze fortgeſchrittener Semeſter.

Mit dem wilden, lockenſchüttelnden Abgang des hechtgrauen Fremden Johannes Hauſen war nebenbei eine ſchöne Ruhe in Hannchens Leben gekommen, die nur geſtört wurde durch die Phaſen der hoffnungsloſen Verzweiflung und des weltbewegenden Jubels, die ſie mit ihres Bräutigams Eginhard Meyer Doktorarbeit zu durchleben hatte. Sonſt ging ihr alles nach Wunſch.

Das heißt: mit den kleinen Mädchen der Kapitänswitwe aber hatte Hannchen keine guten Erfahrungen gemacht. Der Südſeetyp — er ſpielte jetzt mit Vorliebe taubſtumm, denn er war in einer Kindergeſellſchaft mit einem taubſtummen Kind zuſammengeweſen, und das hatte ihm ſehr gefallen — der Südſeetyp entzog ſich Hannchen durch eilige Flucht und erklärte ihr rund heraus: ſie wolle nichts lernen. Nachher ſtürbe man, und dann könne man es doch nicht mehr brauchen.

Eine Erkenntnis, die dem Südſeetyp anſcheinend durch den Tod des kleinen Baumeiſterkindes (die Kapitänswitwe hatte es ihr gezeigt) gekommen war, und der man eigentlich kaum mit Vernunftgründen widerſprechen konnte.

Lottchen aber mit der mongololden Augenfalte war unter Hannchens Nachhilfe in der Schule, in der es ihr bisher doch ganz gut gegangen war, bedenklich

heruntergekommen, ſo daß ſie auf alle Fragen, wo ſie ſäße, nur noch „ans Fenſter“ antwortete. Was die Kapitänswitwe darin beſtärkte, von der neumodiſchen Theorie des Fräuleins Hannchen wieder zur altmodiſchen Ohrfeigenmethode zurückzukehren, mit der ſie auch ſchon bei den beiden Älteren (Wikingertyp und Mittelmeerraſſe) vorzügliche Reſultate erzielt hatte. Die Mittelmeerraſſe behauptete nebenbei, daß man die Bücher, die ihr Hannchen aufgeſchrieben, in der Leihbibliothek bei Schnabel nicht bekäme, und daß ihr der Mann ſtatt deſſen „Yvette“ von Guy de Maupaſſant gegeben hätte — und das wäre himmliſch!

Und ſo kam es wie von ſelbſt, daß ſich Hannchen mehr Blanche und Anatole näherte, den vermickerten „va vite“-Kindern der Frau Direktor Liebenthal. Der Herr Direktor ſelbſt war leider immer noch im Sanatorium, und es war gar nicht abzuſehen, wann ſeine Geſundheit ſich ſo weit geſtärkt haben würde, daß ihn der dirigierende Arzt mit gutem Gewiſſen entlaſſen könnte.

Die Frau Direktor ſchien oftmals darüber recht verſtimmt zu ſein. Denn man hörte ſie ziemlich lange und erregte Geſpräche mit ihrer Mutter, einer gleichgültigen Dame, deren Geſicht nur aus Falten beſtand, führen.

Frau Direktor Liebenthal und Frau Luiſe Lindenberg gingen zwar höflich grüßend vorerſt noch umeinander herum, beſchnuffelten ſich vorerſt noch nur aus der Ferne; aber es war klar, daß ſie binnen kurzem ſich in die Arme fliegen mußten, um die Saiſon über

durch rückſichtsvolle Freundſchaft verbunden zu bleiben, da ſie doch beide eigentlich den gleichen Kreiſen angehörten (ſicherlich hatten ſie ſogar gemeinſame Bekannte, denn den Namen Direktor Liebenthal erinnerte ſich Frau Lindenberg irgendwo ſchon gehört zu haben). Und da ſie beide hier unter Menſchen lebten, von denen ſie doch fühlten, daß ſie geſellſchaftlich ihnen nicht ganz ebenbürtig wären, ſo war das, was ſich zwiſchen ihnen vollziehen mußte, einfach das Experiment mit den beiden magnetiſchen Nähnadeln, die man ganz vorſichtig auf eine Waſſerfläche legt, allwo ſie ſo lange umhertreiben, bis ſie plötzlich aufeinander zuſtreben, ſich Seite an Seite legen und untrennbar ſcheinen. Nur dieſes letzte geheimnisvolle movens fehlte noch, aber es mußte jeden Augenblick kommen. Das fühlte jedes von ihnen.

Und dieſes letzte geheimnisvolle movens kam eines Tages ſozuſagen eruptiv — mit Naturnotwendigkeit. Man hätte Tag und Stunde vorherbeſtimmen können. Nur vollkommene biologiſche Unkenntnis nämlich konnte auf die Dauer annehmen, daß einzig das überreichliche Futter — Frauen verſtehen ja Hunde nie zu behandeln — daß einzig das verantwortlich zu machen ſei dafür, daß das Mohrchen ſo zuſehends von Woche zu Woche an Körperfülle zunahm und an Schlankheit der Figur — ſie aber war das hübſcheſte an ihm geweſen — einbüßte. Mal mußte die Erkenntnis jedem kommen, daß es ſich hier doch um höchſt geheimnisvolle und ungeklärte, ſtets von neuem wunderſame Lebensvorgänge handelte, deren Gefäß das Mohrchen geworden war.

Je nach dem Temperament nahm jeder anders dazu Stellung.

Frau Luise Lindenberg und Egi Meyer waren für Entfernung Mohrchens durch den Milchmann. Fritz Eisner begnügte sich damit, Mohrchen eine jener Reden zu halten, deren szenische Wiedergabe wir oft in den holländischen Gemälden des siebzehnten Jahrhunderts finden, die in den Museumskatalogen schamhaft unter der Spitzmarke „Väterliche Ermahnung" geführt werden. Hannchen und Annchen erklärten aber, daß sie sich gerade jetzt um keinen Preis von Mohrchen trennen würden; und Hannchen begann schon im Konversations-Lexikon nachzulesen und sich nach der Adresse eines Tierarztes zu erkundigen.

Nur der zunächst Beteiligte, das Mohrchen, war ganz ruhig, ließ es sich nicht anfechten und tat, als ginge es die Sache gar nichts an. Es hüpfte, sprang, wedelte, gab Pfote wie stets, war vielleicht einmal etwas weniger munter als sonst, lag auch am Tage mal faul in seinem Korb herum; aber es beklagte sich auch nicht mit dem kleinsten Mauzen und Winseln über sein Schicksal. Nein, Mohrchen benahm sich vorbildlich anständig; und eines schönen Morgens — keiner hatte etwas davon gemerkt — lagen neben ihm fünf kleine Hunde im Korb, die Mohrchen sorgsam von Kopf bis Fuß ableckte mit Ernst und Gewissenhaftigkeit, wie jemand, der sich voll bewußt ist, daß er nun vor neuen Lebensaufgaben steht.

Die Kinder der Kapitänswitwe hatten schon öfters junge Hunde gesehen. Außerdem sagten sie: die wären

nicht raſſerein. Und damit hatten ſie recht. Sie waren geradezu in ſich ein Merkblatt für Hundezüchter. Keins war wie das andere, und jedes trug die Spezimina von mindeſtens drei Gattungen.

Es müßte das irgendwie am Hauſe liegen, meinte Fritz Eisner, denn auch die Kinder des Kapitäns waren ja ſo ſeltſam raſſeverſchieden.

Die Kinder der Frau Direktor Liebenthal jedoch hatten noch n i e junge Hunde geſehen; und ſo hockten Blanche und Anatole mit runden ſchwarzen Augen ſtundenlang oben vor dem Korb, in dem die Kleinen, mit Gummibeinen, krabbelnd, übereinanderpurzelten, liefen immer wieder hinauf und waren gar nicht fortzubekommen. Worauf ſich Frau Direktor Liebenthal genötigt ſah, zu Frau Luiſe Lindenberg zu bemerken: ſie möchte nur ruhig die Kinder hinausjagen, wenn ſie ſtörten. Worauf Frau Luiſe Lindenberg ſich genötigt ſah zu bemerken: ſie ſtörten gar nicht; im Gegenteil, es mache ihr Freude, wie die Kinder ſich freuten; ſie wären reizend. Worauf Frau Direktor Liebenthal erwiderte: die Kinder könnten vor Aufregung kaum einſchlafen des Abends, und ſie ſpielten abwechſelnd Tante Annchen und Tante Hannchen und Mohrchen und Puſſy. Blanche wollte immer Mohrchen ſein; aber Anatole weigere ſich, das Geſicht ſich von Blanche ablecken zu laſſen. Sie habe es ihr auch verboten. Worauf das Geſpräch, ſich in angenehmſten Bahnen bewegend — wenn es auch etwas ſprunghaft von jungem Gänſebraten zum Zoologiſchen Garten ... vom Zoo zum Juſtizrat Sommerfeld, der auch aus Croſſen

ſtamme, und den ſie doch kennen müſſe ... und von dem zum „Johannes“ von Sudermann, über den man ſich — das heißt über den erſtgenannten — einigte, daß er pervers wäre, irrlichterierte — das Geſpräch nun ein und eine Viertelſtunde lang auf dem Treppenabſatz weiterging und noch fürder viele gleichanregende Fortſetzungen in der Laube Lindenberg und Liebenthal oder auf den Balkons fand.

Da man aber doch unmöglich die Wohnung auf die Dauer in einen Hundezwinger, in ein Zahna, in ein „aut Cæsar aut Minka“ verwandeln konnte, ſo beſchloß man, Mohrchen mit drei Jungen an einen apoſtoliſchen Schuſter — ſeine Mutter kam zu Lindenbergs für die grobe Arbeit als Aufwartung — zu geben, der mit Chriſtuskopf, Wollhemd, Knickerbocker und Wadenſtrümpfen inmitten von Hunden, Hühnern und Katzen ein ſehr ſeltſames Anachoretenleben führte; Puſſy aber — er war einfach ſüß, ſah aus wie ein Baſtard zwiſchen einer Ratte und einer Stiefelbürſte — zu behalten und den kleinen Spielzeughund mit den braunen, wie angenähten Ohren, der immer mucksmäuschenſtill ſtand, daß man glaubte, er hätte Räder unter den Füßen oder wäre auf ein Brett aufgenagelt, an Blanche und Anatole zu geben, um den Kindern eine Freude zu machen. Allwo er jedoch keine bleibende Stätte fand: denn Blanche und Anatole hatten trotz der Franzöſin und „va vite“ über die Frage, wer den Spielzeughund ins Bett nehmen ſollte, ein ſolches Gebrüll erhoben, das in eine wilde Keilerei ausartete, daß Frau Direktor am nächſten Morgen

den Spielzeughund ſamt einem harten Taler dem Milchmann aushändigte.

Von Puſſy iſt zu bemerken, daß er trotz Schwefelblüten, die Hannchen reichlich ſeinem Futter zuſetzte (oder vielleicht gerade durch ſie), der Staupe nicht entging und in ihr verblieb. In ſeiner kurzen Lebenszeit aber konnte er ſich mit dem ausgeſtopften Äffchen von der Konſole ebenſo wenig anfreunden wie ſeine Mutter, trotzdem ihm Annchen oft genug damit auf die Naſe ſtubſte und ihm unter verſtecktem, bauchredneriſchem Gebläff und Gewinſel einzureden verſuchte, daß der Lar, der da mit Engländerzähnen an der Haſelnuß herumknackte, ein lebender Konkurrent von ihm wäre.

So war zwar die Familie Mohrchen nach allen Seiten alsbald verweht und in die Brüche gegangen; aber gleichſam über ihren Grabſtein fort hatten ſich Frau Direktor Liebenthal und Frau Luiſe Lindenberg in Freundſchaft die Hände gereicht.

Und ſie waren wirklich aufeinander angewieſen. Denn es regnete ziemlich viel in dieſem Frühling. Das Land war mit ſeinem Regen wie ein Kind, das Ball ſpielte. Alle zwölf Stunden einmal warf es das Waſſer in Form von Nebel in die Luft, und alle zwölf Stunden fing es das Waſſer wieder auf mit den geöffneten Händen der Felder, Wälder und des breiten Fluſſes. Und wie ein Kind nicht müde wird ſein Spiel zu wiederholen, ſo wurde das Land dieſes Spiels nicht müde. Ja es zählte ordentlich, wie oft es das Waſſer hochwerfen und wieder fangen könnte, ohne auch nur einmal

zu pauſieren und ſich zu verſchnaufen ... eine, zweie, dreie, viere und ſo fort. Es ſetzte ſcheinbar ſeinen Stolz darein.

Aber die Natur ließ ſich dadurch nicht ſtören. Sie blühte weiter, ſie wuchs weiter, ſie reifte weiter.

Es kamen Spargel, und es gab die erſten Werderſchen Erdbeeren und die erſten Werderſchen Frühkirſchen. Und Frau Luiſe Lindenberg, die ſich wieder nur allein der Küche widmete — ſie ſei geſegnet dafür — kaufte ſie auf dem Markt drinnen in Potsdam unter dem Obelisken und vor dem Rathaus, wo ſie alte Frauen mit Wachstuchhüten feilboten, fein ſäuberlich, immer abwechſelnd eine Kirſche und eine junge Schote an weiße Stöckchen gebunden: ein eßbarer Wedel aus Saftgrün und Hellrot.

Und Fritz Eisner und Annchen Lindenberg ließen ſich auch nicht ſtören durch den Regen. Es war ſo ſchön, wenn ſie gingen, und die Wolken kamen aus der Erde herauf, ſtiegen ſchwer hoch aus den Wäldern und zogen ohne Verweilen weiter. Und ſie hingen noch herab wie das graue Schultertuch einer Rieſin, das halb herabgefallen über den Boden ſchleift, mit den Franſen die Felder und Wieſen ſtreift, das mit tänzelnden Bändern enteilenden Schritten nachgezogen wird, während es drüben doch ſchon wieder blau wurde, blauweiß wie Phlox in den Sommergärten der Bauern. Und während dann die paar letzten grauen, tanzenden Franſen hinwegbuſchten, jauchzten ſchon alle Fernen unter der neuen Sonne, und der ganze Wald grünte wieder auf in Hunderttauſenden von ſmaragdenen Flecken.

Fritz Eisner und Annchen Lindenberg kamen dann beide erhitzt und unmöglich aussehend zum Mittagessen mit einem ununterdrückbaren Glanz in den Augen, der selbst unter den strengen Blicken der Frau Luise Lindenberg aus dem scheinbar gebändigten Ernst ihrer Gesichter immer wieder in gleichen Abständen hervorquoll mit dem plötzlichen Aufblitzen eines Blinkfeuers.

Frau Luise Lindenberg aber gefiel das durchaus nicht, und sie sagte ihnen, daß jetzt Tante Trautchen käme, und daß sie in Rücksicht darauf ein mehr gesittetes Benehmen zur Schau tragen müßten, denn sie wünsche nicht, daß einer ihrer Töchter etwa in ganz Melsungen Übles nachgeredet würde. Annchen und Fritz Eisner könnte das ziemlich gleichgültig sein, aber es würde in Melsungen auf sie zurückfallen. Ihr jedoch wäre das nicht gleichgültig.

Und Fritz Eisner und Egi Meyer wurden beordert, beim Empfang Tante Trautchens vorhanden zu sein, damit sie ihr sofort vorgestellt werden könnten. Und außerdem schicke sich das. Denn sie käme vorzüglich ihretwegen, um sie kennenzulernen. Eine diplomatische Bemerkung, die sich wie die meisten ihrer Art nicht mit den historischen Tatsachen deckte.

Fritz Eisner kam ziemlich früh, an einem Montagmorgen, denn Tante Trautchen war wie bei einer Durchquerung Afrikas in Etappen gereist, und sie hatte vorher noch einmal bei Verwandten in Kreiensen und einmal bei Verwandten in Magdeburg übernachtet.

Es war ein schöner blauer Junimorgen, und die noch ungekehrten Stufen der Bahnhofstreppe zeigten

das gleiche Stilleben wie an jedem Montag früh hier draußen: — einen Kiefernzweig, eine Haarnadel und einen Bluſenknopf in traulichem Beieinander.

Annchen, die — das lag hier ſo in der Luft — ihr königstreues Herz entdeckt hatte, ſtrahlte: ſie hätte Glück gehabt. Sie wäre vorher drüben mit anderen auf das flache Dach eines Hauſes geklettert, und ſie hätte von da ganz genau beobachten können, wie der Kaiſer, der fortreiſte, von ſeiner Familie Abſchied nahm. Es wäre hochintereſſant geweſen. Und das Reizendſte dabei, daß weder er, noch ſeine Frau, die Kaiſerin, noch die Prinzen ſich hierbei anders benommen hätten, als es bürgerliche Menſchen in der gleichen Lage auch tun würden. Das aber wäre gerade das Überraſchende geweſen.

Egi Meyer, der den Zug verſäumt hatte, war noch zu erwarten, und Hannchen verteidigte ihn: er käme ſicher mit dem nächſten Zug, der ja auch gleich eintreffen würde. Ihre Mutter müſſe doch wirklich einſehen, daß die Morgenſtunden ſeine beſte Arbeitszeit wären, und jetzt, da außerdem mit ſeiner Doktorarbeit ſeine ganze zukünftige Exiſtenz auf dem Spiele ſtände uſw. uſw.... Innerlich aber weinte Hannchen faſt: ſo war das nun immer!

Und der Zug kam wieder mit Sirenengeheul durch den Waldſtreifen (und ganz von fern hörte man auch ſchon den von der anderen Richtung kommen). Und als er hielt, entſtieg ihm als einziger Fahrgaſt eine kleine Dame in einem ſpinatgrünen Sammetrock und in einer fliederfarbenen, ſtraffen Muſſelinbluſe mit mächtigen Schinkenärmeln. Um den Hals aber, über

dem gewölbten Rücken hatte sie ein helles kurzes, seltsam gezacktes und bekurbeltes Cape mit Stuartkragen — solche Art von Halsschild irgendeines vorweltlichen Reptils. Auf dem Kopf jedoch hatte Tante Trautchen einen schrägen, großkrempigen Rembrandthut, gleichfalls aus grünem Samt mit einer leuchtenden weißen Straußenfeder.

Aber Annchen, Hannchen und Frau Luise Lindenberg hatten sich noch nicht von den Quadratküssen von Tante Trautchen erholt — Fritz Eisner war bisher nur mit einer bestickten Reisetasche belastet, aber noch keiner Ansprache gewürdigt worden — als auch schon der Zug von der anderen Richtung kam und Egi Meyer entließ. Egi Meyer war auf besondere Karte Hannchens hin in strahlend gestärkter Wäsche und so glatt rasiert wie ein neugeborenes Kind. Er trainierte damit sich wohl schon auf das Examen. Aber es gelang ihm noch nicht so recht, denn in den Rillen zwischen Ohr und Kinn war ihm der Seifenschaum vom Rasieren noch stehengeblieben und hob sich in amüsanter Linie ab, so wie ein Streifen Schnee in einer Ackerfurche, wenn alles sonst schon abgetaut ist.

„Sage mal, kennst du die eigentlich?“ sagte Fritz Eisner nachdenklich.

„Gott sei Dank noch nicht,“ versetzte Egi Meyer.

„Aber ich,“ meinte Fritz Eisner wieder, „ich muß sie schon irgendwo früher gesehen haben. Ach ja, jetzt weiß ich, jetzt erinnere ich mich deutlich. Das ist ja die Königin von Hawai aus dem Schaubeckschen Briefmarkenalbum. Zwei Cents, weinrot, 1869.“

„Wirklich," rief Egi Meyer, der als Junge auch Marken gesammelt hatte, „natürlich, das ist sie. Ich glaube, sie heißt die Königin Likataua oder so ähnlich."

Für Egi Meyer, der demnächst seinen Doktor machte und Jurist war, wie Frau Luise Lindenberg erklärte, schien die Königin Likataua sogleich viel übrig zu haben. Denn Tante Trautchen hatte des öfteren bei kleinen Beleidigungsprozessen (jede Freundschaft artete zum Schluß bei ihr in eine nicht zu bändigende Klatscherei aus ... die Prozesse endeten nebenbei alle — bis auf eine Geldstrafe — mit Vergleich) in Melsungen mit Juristen zu tun gehabt. Und ein wichtiger Abschnitt ihres Lebens, ihre Ehe, hatte sich zum größten Teil unter der Assistenz von Juristen abgespielt.

Tante Trautchens verflossener Mann war nämlich nach kurzer, aber sehr bewegter Zeit mit ihrer Mitgift und einem einfachen Mädchen aus dem Volke nach Amerika durchgegangen — der Lump. Das heißt, wenn man Tante Trautchen sah, mußte man zugeben, daß das zweite immerhin entschuldbar war, während man das erste kaum verteidigen kann. Nebenbei hatte er später die Mitgift, die er wohl nur als ein unfreiwilliges Darlehn ansah, gutwillig wieder herausgegeben und — er war überhaupt und von je ein anständiger Kerl — das einfache Mädchen aus dem Volke als braver Handschuhfabrikant auf dem Broadway in Neuyork noch geheiratet, trotzdem längst Verjährung eingetreten war. Tante Trautchen aber war der festen Meinung, daß sie ihre paar tausend Taler nur den vorzüglichen Melsunger Juristen verdanke, sah Juristen

deshalb als sehr notwendig im Staat an und ließ auf Juristen durchaus nichts kommen.

Für Fritz Eisner hatte sie weniger übrig. Für romantische Berufe war sie nicht. „Hören Sie mal," sagte sie, „bei mir werden Sie nicht viel Glück haben. In mein Haus kommt's ganze Jahr kein Buch."

Aber Annchen behauptete, daß die Bücher ihres Bräutigams sehr „schön" wären (ihre schmückenden Beiworte waren stets ziemlich undifferenziert), und daß Tante Trautchen sie unbedingt lesen müsse, sie nähme es sonst übel.

Tante Trautchen aber versprach gar nichts derart; sondern begab sich (sie hätte Hunger!) im schnellsten Schritt nach Hause. Sie zog Frau Luise Lindenberg ordentlich nach sich. Denn Tante Trautchen hatte, so klein und bucklig sie auch war, einen überraschend schnellen Gang am Leibe.

„Herrgott, rennt die aber," meinte Fritz Eisner, der mit der gestickten Tasche — sie steckte wohl voll von Geschenken — kaum folgen konnte.

„Ja," entgegnete Annchen, „das tut sie immer. Sie wird deshalb in ganz Melsungen nur das ‚Unglück' genannt, weil doch schon Schiller sagt: ‚und das Unglück schreitet schnell'."

Fritz Eisner und Egi Meyer begannen Sympathien für Melsungen zu fassen.

Als man zu Hause ankam, stand schon die Frau Direktor Liebenthal am Fenster und nickte verbindlich, denn sie war nicht nur in Kenntnis gesetzt, sondern auch für den Nachmittag zum Kaffee gebeten worden.

Die Kapitänswitwe kam ſogar auch auf den Treppenabſatz in einem ſandfarbenen Reitkleid und machte die Honneurs als Wirtin und Beſitzerin. Tante Trautchen aber bat ſich oben gleich die Reiſetaſche aus — ihr Koffer ſchwamm noch, mußte aber auch bald eintreffen — und packte die Geſchenke aus, um ſie gut wegzulegen: geſtickte Deckchen, Filetarbeiten, Pulswärmer, Schlüſſeltaſchen, Briefpapier mit Anſichten vom Unterharz, ja ſogar einen kleinen Schinken und ein paar Würſte, die ſchon alle mit kleinen Zettelchen verſehen waren, damit keine Verwechſlung ſtatthätte, und von denen jedes für einen anderen Verwandten in Berlin beſtimmt war. Der angenehmen homeriſchen Sitte der Gaſtgeſchenke ſchien ſie aber nicht zu frönen. Hannchen äußerte, ſie hätte ſie wohl noch im großen Koffer.

Frau Luiſe meinte, daß ſie doch manches mit Tante Trautchen zu beſprechen hätte, was die Kinder nicht intereſſiere, und die ſollten nur den ſchönen Tag — es war ein Himmel wie eine blaue Sammetdecke, die gegen den Strich gebürſtet war — benützen und bis Mittag ſpazierengehen. Nachmittag bliebe man zu Haus, und des Abends wollte man einmal ins Theater gehen. Man verkomme ja hier ganz!

Egi Meyer proteſtierte. In ein hiſtoriſches Stück brächten ihn nicht zehn Pferde. Er haſſe „Wämſer“. Aber Frau Luiſe Lindenberg verſicherte, daß ſie ein reizendes Luſtſpiel gäben, das gewiß auch den Beifall ihrer literariſch ſo verwöhnten Herren Schwiegerſöhne finden würde. Denn ſie hätte es von ganz anderen Menſchen noch loben hören.

Und Fritz Eisner und Egi Meyer faßten ihre Mädchen unter und zogen los durch die blühenden, gepflegten, vormittäglich stillen Parkwege. Gerade an hellen Vormittagen haben Parks etwas so Unwahrscheinliches, Nutzloses, Theaterhaftes. Was wollen sie eigentlich, und wozu sind sie da, die grünen verlogenen Lebenskulissen des Reichtums? Aber für Brautpaare, die spazierengehen wollen, sind sie ein reizender Hintergrund. Sie können sich nichts Besseres ersinnen. Denn im letzten Grunde sind ja beide einander so ähnlich mit ihren theaterhaft verspielten, angenehm verlogenen Kulissen eines vor der Wirklichkeit nur allzu schnell zerstiebenden, nur für kurze Dauer erliehenen Reichtums der Seele.

Egi Meyer hatte nicht viel Natursinn. Er sah die Welt nur und ausschließlich durch das Medium der Bücher, solange er sich erinnern konnte. Und trotzdem er zwischen Grün und Bäumen im Landhaus seiner Eltern aufgewachsen war, war er doch so ganz und durchaus Großstädter und geistiger Arbeiter, daß er Einzelheiten in der Natur keinerlei Beachtung schenkte. Über die gröbsten Unterscheidungen von Baum, Busch, Gras, Blume, Morgen, Mittag, Abend war er kaum je hinausgekommen und wünschte es auch nicht. Und es ist fraglich, ob er den sommerlichen Anstrich der Welt nicht als eine Naturnotwendigkeit nahm, über die es sich erübrigte, mit seinen Empfindungen in irgendwelche Debatte zu treten.

Hannchen stand hingegen der Natur deklamatorisch gegenüber, mit großzügigem Pathos, da ja die Liebe

zur Natur auch als ein Moment der Pädagogik nicht zu unterschätzen sei.

Fritz Eisner hatte eine Puschel für Botanik und ließ andere gern in dem Glauben, er verstände etwas von ihr, was in Wahrheit keineswegs der Fall war. Er sah Einzelheiten, wurde aber lästig dadurch, daß er sie anderen zeigte, die sie doch in fünf Minuten wieder vergessen hatten und für die komplizierten Vorgänge der Blütenbiologie an Sauerdorn, Salbei oder Orchideen vollendete Gleichgültigkeit hatten.

Annchen hingegen liebte die Natur mit einer aufrichtigen Zuneigung und konnte sich ihr lachend und liederträllernd ganz hingeben, gleichsam angenehm und völlig gedankenlos in ihr ruhend wie in den Tönen und Rhythmen eines Musikstücks, das sie gefangennahm. Denn endlich steht trotz allen Geredes von verfeinerten Nerven und verfeinertem Empfinden des Mannes die Frau doch der Natur näher, eben weil sie ein Radius ist, während der Mann nur eine Tangente zum Kreis des Lebens darstellt.

Und Fritz Eisner und Annchen Lindenberg freuten sich, den anderen alles zeigen zu können. führten sie zu den geheimsten Winkeln, versteckten Ecken mit alten Denkmälern und Grabsteinen von Pferden, die einst den Alten Fritz durch den Kugelregen getragen, zu vergessenen Tempelchen und Lauben, zum Römischen Haus und zu kleinen, ganz vermoosten und verwunschenen Wasserarmen voller Seerosen, auf deren Blättern kleine Libellen wie Smaragdnadeln saßen. Sie zeigten ihnen Gartenhäuser, die ganz in Rankenwerk

eingeſponnen waren, und alte Sonnenuhren, die längſt ihren Beruf verfehlt hatten, denn es kümmerte ſich niemand mehr um ſie. Sie führten ſie neben den Terraſſen des Schloſſes hinauf und machten ſie aufmerkſam auf echte Kaſtanien, die eben blühten. Und ſie gingen mit ihnen die ſchönen Gartenrampen der Galerie entlang, die ſchon mit ihrem Schnörkelwerk und ihren Sandſteingruppen von Negerkindern Menzel entzückt hatten; um ſie dann beſonders auf die Muſchelgrotte fern am Eingang hinzuweiſen, auf dem ſtets die blendenden Marmorgötter ſo wundervoll und köſtlich von den grüngoldenen Sonnenlichtern überfunkelt und gefärbt werden.

Aber die Doktorarbeit war auch bis hier heraus hinter dem Cand. jur. Eginhard Meyer hergelaufen, und die ganze Zeit ſetzte er Hannchen auseinander, weshalb und warum er Abſchnitt drei und Abſchnitt vier austauſchen möchte, welches zwar ſcheinbar der Dispoſition der Arbeit widerſpräche ... aber auch nur ſcheinbar.

Und Hannchen, die im letzten Sinne kein Wort von alledem verſtand, hatte ſich feſt bei Egi Meyer eingehakt und himmelte mit ihren großen Augen elegiſch von der Seite zu ihrem Bräutigam hinüber, denn die Mitarbeit an den Werken ihres zukünftigen Mannes ſollte ja — wie ſie ſich ausmalte — mit den ſchönſten Teil ihres ſpäteren ehelichen Lebens bilden. Und damit kann man nicht früh genug beginnen. Hannchen wollte eben keine „Frau“ ſein, ſondern ein „denkender Menſch“. Und ſo etwas iſt immer ein Unglück.

Als die vier heimkamen, zitterte Frau Luise Lindenberg schon, daß die Suppe etwa zu lange auf dem Feuer gestanden haben könnte. Denn das darf sie wieder auch nicht.

Tante Trautchen hatte es sich — der Koffer war inzwischen eingetroffen — bequem gemacht, ganz als ob sie zu Hause wäre. Und sie hatte ihre kleine, breite, ein wenig verwachsene Gestalt in eine Matinee gehüllt, die aus einem alten türkischen Longshawl mit tellergroßem Granatäpfelmuster entstanden und reichlich und überreichlich mit unechten Spitzen besetzt war. Ihre Kehrseite zeigte durch diese Umhüllung eine solch erstaunliche Breite, daß Fritz Eisner Egi Meyer verwundert fragte: ob er es für möglich hielte, daß das wirklich nur vier Buchstaben wären.

Tante Trautchen hatte schon ein Programm für die nächsten Tage ausgearbeitet, was sie alles in Berlin und Potsdam sehen müsse; denn ihre Nerven waren so beschaffen, daß sie zwar unter einem Minimum von Arbeit zusammenbrachen, aber ein Maximum von Vergnügungen, dem selbst ein Herkules erlegen wäre, mit spielender Grazie bewältigten.

„Weißt du, Tante Trautchen, du solltest überhaupt nach Berlin ziehen," meinte Hannchen nicht ohne Doppelsinn, als die Königin Likataua ihren Feldzugsplan eröffnete.

„Nein, Dummchen," entgegnete Tante Trautchen — auf Ironie war ihr immerhin einfacher Geist nicht eingestellt — „in Berlin sind mir doch zu viel Menschen. Ich wundere mich überhaupt immer, daß jeder weiß,

wo er hin will. Und dann, so schön es ist: nach Berlin möchte ich doch nicht hinziehen, da würde ich zu ungern sterben. Und ich sage mir immer: was man versäumt, ist gewonnen." (Ohne Zweifel ein nettes und tiefes Wort — auch wenn man nicht danach handelt.)

Wie es aber manchmal vorkommt, daß ein Dichter ein Gedicht schreibt, ein Maler eine Studie macht, die eigentlich für ihn zu gut ist, einer höheren Klasse angehört, außerhalb der Grenze seines Könnens liegt, und über die er eigentlich sich keine Rechenschaft ablegen kann, so hatte auch die Kochkunst der Frau Luise Lindenberg Stunden und Tage einer geheimnisvollen Weihe, in denen vielleicht der durch die Zeiten irrende Geist eines Vatel, eines Lavarenne, Maître Close oder eines Jean Carême über sie kam und ihre Kochinspirationen über sich selbst hinaustrug. Und solch ein Glückstag war heute für sie gewesen. Eine Krebssuppe hatte sie komponiert, die vor Schönheit einfach nicht aus den Augen gucken konnte. Und während Fritz Eisner und Egi Meyer sozusagen, in stille Andacht versunken, sich dahinein knieten (man darf dieses Bild schon wegen der Fettflecke in den Beinkleidern nicht wörtlich nehmen, so ungefähr wie die irischen Mönche des zehnten Säkulums, die Vergleiche und Metaphern der Bibel gegenständlich versinnbildlichten und, sagen wir, den brüllenden Löwen zeichneten, der umherirrt, während ihm die halbe Seele des verschlungenen Gottlosen zum Maule heraushängt)... also sich andachtsvoll dahinein knieten, und Annchen und Hannchen des Lobes voll waren: so würden sie das nie lernen! stand doch

Tante Trautchen der Krebssuppe kritisch gegenüber, sagte, es fehlte etwas daran, jedenfalls mache man sie in Melsungen anders. Melsungen war nämlich für Tante Trautchen der Maßstab für die Welt.

Das verstimmte jedoch Frau Luise Lindenberg. Denn jeder Künstler will, daß man sein Werk lobt. Und außerdem fühlte sie sich mit ihrem Kochen als Märtyrerin, die sich für die Ihrigen aufopferte. Denn Frauen sehen stets ihre Arbeit als Aufopferung an und die der Männer als Selbstverständlichkeit.

Und als dann eine junge Gans auf den Tisch flog, zart, nußbraun und knusprig, von Fett träufelnd, deliziös — aber doch von der Größe einer Gans, die nicht das Vollgewicht gesetzteren Alters erreicht hatte (sie glich die fehlenden Pfunde durch wirkliche Gemütsvorzüge aus), da begann Tante Trautchen statt allen Urteils von einer Pute zu erzählen, die sie noch vor sechs Wochen gehabt hätte, und die unersinnbar ausgiebig gewesen sei: je mehr man davon abgeschnitten hätte, desto größer wäre sie geworden.

Frau Luise Lindenberg liebte es aber durchaus nicht, daß man in Gegenwart ihrer jungen Gans von den ehemaligen Vorzügen einer verflossenen Pute sprach, und wenn sie auch noch so märchenhaft gewesen sein mochte. Und ihre verwandtschaftlichen Gefühle begannen sich merklich abzukühlen. Denn daß die Verwandtschaft unser Essen lobt, ist doch die simpelste Voraussetzung; irgendeine angenehme Seite muß sie doch auch haben.

Und erst als Tante Trautchen dem Zitronenauflauf — das heißt, sein Name deckte noch fünfzig geheime

Ingredienzien — Gerechtigkeit widerfahren ließ, denn er war wirklich in der Bratröhre prächtig aufgegangen, und als man mit dem Löffel in ihn hineinstach, sank er langsam mit leisem Klageton in sich zusammen, wie das aufgeblasene Gummischweinchen vom Weihnachtsmarkt, wenn es seinen Geist aufgibt ... erst dann glätteten sich allmählich die verärgerten Züge von Frau Luise Lindenberg wieder. Denn — man mag es eingestehen oder nicht — endlich wärmt uns doch nichts so innerlich wie das Lob unserer Familie. Vor den anderen ist es sehr leicht, den großen Mann zu spielen; aber die Familie durchschaut einen und hat außerdem, da sie einen von den Windeln an kennt, äußerst selten die nötige Achtung vor uns. Nach dem Essen aber begann Tante Trautchen die Chronique scandaleuse der weiteren Verwandtschaft vor den Tischgenossen auszubreiten. Als Tante Pauline eben gestorben, wäre Tante Klara hingekommen und hätte zum Dienstmädchen gesagt, es müßten doch noch die Mandarinen da sein, die sie ihrer armen Schwester gestern mitgebracht hätte. Sie möchte sie wieder mitnehmen. Und der Tod von Onkel Oskar hätte sich auch besonders tragisch gestaltet. Er hätte doch so schlecht mit seiner Frau gelebt, die seiner unwürdig gewesen wäre. Und er hätte deshalb dem Arzt im Krankenhaus eine Photographie überreicht mit dem Bemerken: „Wenn diese Dame kommen sollte, so lassen Sie sie bitte nicht zu mir.“ Eine tief ergreifende Geschichte, die leider das mit vielen historischen Geschichten gemeinsam hatte, daß sie ein Treppenwitz war und auf freier Erfindung beruhte.

Da Fritz Eisner jedoch einsah, daß Tante Trautchen, wie man sagt, Generationen mit ihrer Langenweile ersäufen könnte, so bat er Annchen, etwas Musik zu machen.

Er hätte es nicht tun sollen. Denn das war Wasser auf die Mühle von Tante Trautchen, die sich des öfteren noch in Wohltätigkeitskonzerten in Melsungen vernehmen ließ und irgendwelche geheimnisvollen Beziehungen zu einer privaten Operngesellschaft unterhielt. Dank einer merkwürdigen Verschiebung ihres Organs konnte Tante Trautchen auch die männlichen Tenorpartien zur Geltung bringen, und so forderte sie sogleich Annchen zu Duetten heraus, nahm in ihrer Matinee aus dem Türkenshawl mit dem Granatapfelmuster neben dem geöffneten Klavier Aufstellung und tremolierte mit offenem Munde, daß ihr Haarbeutel — sie trug einen Chignon — wackelte, aus der Oper „Romeo und Julia".

„Vor Romeos Rächerarmen soll kein Good, kein Good, dich schüützen."

Und sie hielt nur inne, um zum „Täubchen, das entflattert ist" sich zu wenden; und scheinbar zusammenhanglos von ihm auf das süße Lied überzugehen, das verhallt, während sie zum erstenmal allein sind.

„Ich weiß mit der mexikanischen Göttersage nicht genau Bescheid," meinte plötzlich nachdenksam Egi Meyer, der, wie schon bemerkt, gern in allen möglichen Wissensgebieten sich umtat. „Aber ich erinnere mich so dunkel, daß die alten Mexikaner — oder waren es die Inkas — eine Göttin der Kuppelei hatten. Ich muß

doch mal im Völkerkunde-Museum anfragen, ob von ihr Bildnisse existieren."

Wer weiß, was noch Tante Trautchen alles vom Stapel gelassen hätte, denn sie wandte sich eben zu „Figaros Hochzeit": „So lang' hab' ich geschmachtet, ohn' Hoffnung dich geliebt", und Annchen antwortete: „Die wird gar oft verachtet, die sich zu früh ergibt", wenn nicht Frau Luise Lindenberg geschickt eingegriffen und sie in die Flucht geschlagen hätte.

Um Himmels willen, Tante Trautchen müsse sich ja noch umziehen. Die Frau Direktor Liebenthal käme gleich zum Kaffee; und so sie zu empfangen wäre ebenso unehrerbietig wie etwa zu spät zu kommen. Beim Kaffee finge man sofort an.

Und als Frau Direktor Liebenthal klingelte, erschien mit ihr zugleich Tante Trautchen, wieder in grünem Samt und violettem Musselin. Nur daß jetzt ein schwarzer Kantenshawl, den sie über den gewölbten Rücken gezogen hatte, ihre Absicht kundgab, daß sie nachher noch ins Theater gehen wollte.

Frau Luise Lindenberg ließ raten, welcher Napfkuchen vom Konditor Weiß wäre und welcher der selbstgebackene. Und sie war stolz, daß man es nicht herausfand. Frau Direktor Liebenthal war sehr gut angezogen, lächelnd, reserviert wie jemand, der doch immerhin einen anderen Zuschnitt der Geselligkeit gewöhnt ist, aber hier, sich bescheidend, vorlieb nimmt.

Und da in einer Gesellschaft immer der Neue das Wort führt, so sprach und erzählte sie unausgesetzt. Die Aufführung von Rostands „Cyrano" könnten hier

nur die gut finden, die eben die Aufführung in Paris nicht geſehen hätten. Es wäre ja ſchwer, dort Billetts dazu zu bekommen, es würden Tauſende von Francs dafür geboten; aber ſie hätten durch ihren Freund, den Direktor des Grand Hotel, für verhältnismäßig billiges Geld — das heißt, ſie haben noch genug gekoſtet! — ein paar wundervolle Logenplätze bekommen, direkt neben der Loge der Comteſſe de Noailles. Es wäre das aber nicht zu viel von dem Mann geweſen, denn ſie wohnten jedes Jahr noch aus alter Anhänglichkeit bei ihm, bevor ſie nach Monte gingen, trotzdem das Grand Hotel keineswegs mehr aller-, allererſten Ranges wäre. Ob ſie nebenbei dieſes Jahr noch den Sommer reiſen könne, wiſſe ſie nicht beſtimmt, hoffe es aber. Jedenfalls wolle ſie mit ihrem Mann, ſobald er aus dem Sanatorium käme, noch zur Nachkur nach Sankt Moritz gehen. Dort oben wäre gerade die vorgeſchrittene Saiſon die ſchönſte, und dann wäre da auch das gewöhnliche Publikum ſchon fort. Bucher-Durer hielte ihnen immer ein paar Südzimmer reſerviert, und wenn er ſie gerade vergeben hätte, mache er ſie für ſie frei.

Vor ſolcher Vornehmheit verſtummte ſelbſt Tante Trautchen aus Melſungen, und Frau Luiſe Lindenberg, die ſo etwas auch nur als Zaungaſt kannte, fühlte ſich innerlich erhoben, daß ein Beſuch aus ſolchen ihr doch geldlich weit überlegenen Geſellſchaftsſchichten an ihrer einfachen Kaffeetafel ſich niedergelaſſen hätte. Das heißt, ſo einfach, ſagte ſich Frau Luiſe Lindenberg, war doch die Kaffeetafel gar nicht, und auch vor der

Frau Direktor konnte ſie ſich wohl blicken laſſen und in Ehren beſtehen.

Annchen und Hannchen, Fritz Eisner und Egi Meyer aber fanden an der ein wenig materiell gefärbten Unterhaltung der Frau Direktor keine Freude. Denn die Jugend iſt ja im allgemeinen mehr dem Ideellen zugewandt. Fritz Eisner aber, der als kaum geheilter Bohémien noch den Bourgeois inſtinktiv als den Feind empfand, ſchlug wütend eine Sezeſſion auf den Balkon vor. Im Zimmer wäre es ſo heiß, und draußen wehe doch ein Lüftchen. Frau Luiſe Lindenberg hatte nichts dagegen, denn ſie fand, daß die Kinder überhaupt ſtörten.

Und ſo nahmen ſich die vier Stühle heraus und verteilten ſich ſo gut es ging, auf das halbierte eiſerne Vogelneſt. Der Tag war immer noch wunderbar blau, ohne eine Wolke, eitel blau und Sonne; und die Straße und alle Wege unten im Park waren mit hellgekleideten Mädchen garniert. Aus den Lauben hörte man die Kinder der Frau Direktor und die beiden Jüngſten der Kapitänswitwe, den Südſeetyp und Lottchen mit der mongolelden Augenfalte, die ihren Puppen ein Kaffeekränzchen gaben und dazu mit verſtellten Stimmen wie die Großen ſich gegenſeitig becourten. Sie machten es aber mit ihren Puppen wie die Prieſter mit ihrem Gott. Sie gaben ihnen ſcheinbar etwas zu eſſen und ſteckten dann die Brocken ſelber in den Mund. Da ſie ſich aber — ähnlich wie die Prieſter — über die Verteilung nicht einig werden konnten, ſo kamen die verſchiedenen Parteien und Bekenntniſſe — genau wie dieſe — hierbei des öfteren lärmend aneinander.

Unten am Zaun aber ſuchte eine Dame mit einem großen Federhut nach dem Eingang und rüttelte mit ringbeſetzten, dicken Fingern, von denen die Diamanten blitzten, unwillig an der verſchloſſenen Gartentür. Daß da nie jemand ſogleich den Eingang finden konnte!

„Höre mal," ſagte Egi Meyer, „was iſt das eigentlich für eine Frau Direktor Liebenthal?"

„Ich weiß auch nicht," meinte Fritz Eisner, „jedenfalls ſehr unangenehme Protzen. Der Mann iſt, glaube ich, Direktor irgendwelcher großer kaufmänniſcher Gründungen, die irgendwie mit der Börſe zuſammenhängen. Aber er ſoll ſehr überarbeitet und nervös ſein und in einem Sanatorium ſtecken. Das iſt alles, was ich gehört habe — hier beim Einzug von der Kapitänswitwe."

„So?" meinte Egi Meyer, „ſo — Liebenthal? — Direktor Max Liebenthal? Da fängt doch jetzt der Prozeß in der nächſten Schwurgerichtsſeſſion an, in vierzehn Tagen. Eine ganz große Sache, ein Millionenſchwindel. Ein Bucketſhop-Manöver mit ſüdafrikaniſchen Goldſhares, die überhaupt nicht exiſtieren ſollen. Jedenfalls ſind ſie an der Londoner Börſe nicht zugelaſſen. Wir haben hier ſo etwas noch gar nicht. Das iſt neueſter engliſcher Schwindelimport. Ich will ſogar zuſehen, ob ich zur Verhandlung mal Karten bekommen kann. Das muß ſehr intereſſant werden. Der Mann hat die erſten Verteidiger Deutſchlands. Er hatte ja eine Rieſenkaution geſtellt, ich glaube dreimalhunderttauſend Mark, damit ſie ihn aus der Unterſuchungshaft laſſen. Aber wenn ich der Staatsanwalt wäre, würde ich mich auch hüten. Der Mann ginge ihm glatt durch die Lappen.

Das gibt einen Monſterprozeß, ſage ich dir. Dreihundertzwanzig Zeugen ſind geladen. Ich bin feſt überzeugt, die Sache wird 'ne Senſation erſten Ranges."

„Glaubſt du wirklich, daß das die ſind?" meinte Fritz Eisner. „Na ja, Sanatorium und überarbeitet iſt ſchon oberfaul."

Während der letzten Worte hatte man aus der Nebenwohnung, deren Fenſter offenſtanden, einen ziemlich erregten Disput gehört, der vorerſt doch ſo leiſe geführt wurde, daß man nicht recht verſtehen konnte, um was es ſich drehte. Was war denn da? Zankte ſich da etwa der Baumeiſter mit ſeiner Frau? Aber nein, — das waren ja zwei Frauenſtimmen: eine leiſe, weich und ſchluchzend, die kannte Fritz Eisner; und eine grell, ſchrill und unangenehm, eine Hökerinnenſtimme oder eher die Stimme einer Schlächtermamſell — (ſie war fettiger). Und je leiſer die eine Stimme wurde, deſto lauter, ſchriller und durchdringender wurde die andere, bis ſie ſich in der Höhe beinahe überſchlug. Die aber kannte Fritz Eisner nicht. Es mußte zweifelsohne eine etwas robuſte und vierſchrötige Dame ſein.

„Was, Sie glauben nich, daß das meine Wohnung iſt? Na denn, Fräuleinken, kieken Sie mal hierhin, wenn Sie leſen können! Auf weſſen Name iſt denn der Mietsvertrag ausgeſtellt? Na, Fräuleinken, auf meinen oder auf den von meinem Mann; — auch wenn den mein Mann unterſchrieben hat? Des darf er, des hat er gerichtlich." Sie ſchnappte nach Luft. „Und nun will ick Ihnen nochmal eins ſagen: Nun reden Sie mal keinen Muck mehr, und packen Sie Ihre Siebenſachen;

ſonſt ſchmeiß' ick ſe Ihnen nach und mache Sie noch wegen Hausfriedensbruch haftbar. Wiſſen Se, Se ſind mir ja viel zu ordinär, ſonſt würde ick janz anders mit Ihnen reden. So ſo, Sie dachten, daß mein Mann nich verheiratet is? Ach ſo, Sie wußten das jar nich?"

Herrgott im Himmel, die Szene wurde ſehr peinlich. Die Dame mit den Brillantringen, die wirkliche Baumeiſtersfrau, war wohl doch keine ſehr feine Dame, denn ſie brauchte ſehr unfeine Worte, ſeeliſch und materiell unfeine. Wahrhaftig, ſie nahm kein Blatt vor den Mund. Sie ließ ſich gehen. Sie gab ſich ganz aus bis zu dem letzten Winkel ihres brutalen Weſens. Sie war die Stärkere, die Rohere. Sie war als Tochter eines Großſchlächters aus einer ſehr lebenskräftigen Familie, während die andere mit ihrem ſüßen Rokokoköpfchen als Kind eines armen, kleinen, frühverſtorbenen Provinzſchauſpielers einer vielleicht weicheren und feinnervigeren, aber keineswegs einer beſonders zähen und widerſtandsfähigen Raſſe angehörte. Die Schlächterstochter war die Siegerin, und da wollte ſie doch ihren Triumph wenigſtens auskoſten. Es hätte nicht viel gefehlt, und ſie hätte das arme Ding noch geſchlagen, das, ganz ſtill vor ſich hinſchluchzend, aus ein paar Schüben und Schränken ihre Bluſen und Röcke und ihr bißchen Wäſche zuſammenſuchte und heimlich ein Kinderjäckchen dazwiſchenwarf. Denn ſie wußte doch nicht, ob es ihr eigentlich gehörte. Von ihrem Geld hatte ſie es nicht gekauft.

„Nun mal dalli, dalli, dalli, aber rechnen Se nich bei der Anjelegenheit auf meinen Mann mehr! Reden

Se ſich das nur nich in! Der is Brot gewöhnt. Wenn ick nur pfeife, denn kann der morgen wieder als Polier auf den Bau gehn. Des weiß er janz jenau."

Es war wirklich eine ſehr peinliche Szene. Sogar die Kapitänswitwe ging hinauf und bat die Dame mit den drei Pleureuſen auf dem Hut, ſie möchte, wenn ſie hier etwas zu ordnen hätte, es in aller Stille tun. Denn das ſtöre die anderen Mieter. In ihrem Hauſe wäre ſo etwas nicht Mode.

Und alle waren froh, als die kleine Baumeiſtersfrau (die erſte) wie ein abgelohnter Dienſtbote mit einem Schächtelchen unter dem Arm und ihrem beſcheidenen ſchwarzen Trauerhut — dem aus der Peripherie des Witwenkongreſſes — abgezogen war. Es war doch ſehr, ſehr häßlich geweſen und paßte gar nicht zu einem ſo wundervollen blauen Tag mit Spaziergängen, Krebsſuppe, junger Gans und ſogar dem Theater noch in der Perſpektive.

Die richtige Baumeiſtersfrau aber ſetzte ſich auf den Balkon und fächelte ſich, — immer noch erregt, aber doch ſchon etwas ruhiger, — mit einem Spitzentuch, wie jemand, der ſagt: Es war zwar ein hartes Stück Arbeit; — aber nun iſt es geſchafft.

Die drei Damen, Frau Direktor Liebenthal, Frau Luiſe Lindenberg und Tante Trautchen, waren auch auf den Balkon herausgekommen, um zu hören, was es da eigentlich gäbe. Und ſie urteilten verſchieden, aber im ganzen eigentlich ziemlich gleich darüber.

Die Frau Direktor Liebenthal ſagte: ſie hätte dieſes Mädchen nie beachtet; — denn mit ſolchem Volk gäbe man ſich doch nicht ab.

Frau Luiſe Lindenberg meinte: ſie hätte das leider ſeit langem kommen ſehen. Sie bedaure, daß ihre armen unſchuldigen Töchter das hätten mitanhören müſſen; aber die ſogenannte Frau Baumeiſter wäre — das hätte ſie gleich bemerkt — eine ganz gewöhnliche Perſon geweſen. Männer aber lieben ja merkwürdigerweiſe ſo etwas.

Tante Trautchen — ſie hatte vielleicht perſönliche Erinnerungen — aber rief: ſie wäre an Stelle der Dame noch ganz anders mit dieſem elenden Geſchöpf umgeſprungen (Fritz Eisner glaubte ihr das ohne weiteres), und ſolche Geſchöpfe, die ſich in gemeiner Weiſe in eine glückliche Ehe hineindrängen und nur ihren Vorteil ſuchen, verdienen es auch nicht anders.

Immerhin hatte die Stimmung des ſonſt ſo ausgeglichenen Tages durch dieſen Zwiſchenfall gelitten, und alle atmeten auf, als ſich die Frau Direktor Liebenthal verabſchiedete und man gleich mitging, um ganz langſam und gemächlich in die Stadt hinein, in das Theater zu pilgern. Ja, es wäre ſogar kein großer Umweg und ſicher kühler und weniger ſtaubig, wenn man noch einmal durch den Park ginge.

Es war ein herrlicher Spätnachmittag, und der Park duftete in jedem Winkel anders.

Frau Luiſe Lindenberg und Tante Trautchen ſchritten voran, untergefaßt; Fritz Eisner und Annchen und Egi Meyer und Hannchen folgten gleichfalls paarweiſe und untergefaßt in geringem Abſtand. Alle waren ſehr würdig, und es ſah ganz nach verlobt und öffentlich aus. Nicht Liebespaare waren das mehr wie am

Vormittag, ſondern zwei richtige Brautpaare mit Konzeſſion unter Führung ſtrahlender, einverſtandener Anverwandter.

Die Gärten waren reich belebt von den alltäglichen Potsdamer Spaziergängern und von Fremden, denen polyglotte Führer mit Blechſchildern am Rock allerhand erſtaunliche Märchen erzählten. Ihr Gebiet war nicht die Kunſt, nicht die Architektur, nicht die Geſchichte, ſondern die unverbürgte Anekdote, die die Großen dieſer Welt dem Volk menſchlich näher bringt.

Tante Trautchen zeigte für nichts ſonderliche Anteilnahme. Sie kannte zwar das Wort nil admirari nicht, aber ſie handelte danach; ſie hatte wohl auch das Gefühl, daß ſie ſich eine Blöße gäbe, wenn ſie irgend etwas ungewöhnlich fände. Nur eine Marmorwanne, die irgendwo im Garten ſtand, erregte ihre geheimnisvolle Neugier; und als Egi Meyer ihr aufband, daß der Alte Fritz jeden Sonnabend um halb Sieben hier in dieſer Marmorwanne öffentlich in Champagner gebadet hätte, ſperrte ſie Mund und Naſe auf.

Und dann kam mit ihren ſchon abendlich beſtrahlten köſtlichen Häuſerreihen und grünen Laubwänden an trägen, ſchwanenbeſchwommenen Kanälen die Stadt, die Tante Trautchen nebenbei arg enttäuſchte. Sie hätte nach dem, was die Leute immer reden, eine großartige Sache ſich vorgeſtellt. Aber das wäre doch ein ganz altmodiſches Neſt. Da wäre Melſungen mindeſtens ebenſo ſchön.

Das Theater war wundervoll. Die Reſtauration beſtand aus einem Holzlädchen, das aufgeklappt wurde

und zwei Gläſer mit ſauerſüßen Bonbons zur Schau ſtellte. In den Parkettreihen und in den Logen ſaßen alte Damen in ſchwarzen Moireekleidern und mit Pompadours und häkelten in den Pauſen Streifen für den Wäſcheſchrank. Und die jungen Mädchen ſaßen dabei, häkelten zwar noch nicht, aber kicherten und ſahen lieb, blond und neckiſch aus ... wie aus Ottilie Wildermuth.

Mitten im Stück flog ein halbes Dutzend Schmetterlinge, die irgendwie ohne Billett in das Theater Einlaß gefunden, die in Regentagen hier irgendwo Zuflucht geſucht hatten ... flogen, aufgeſcheucht durch Licht und Lärm, Füchſe, Admiräle und Pfauenaugen, über den Rahmen der Bühne hin, flatterten über die Papierroſen der öligen, zittrigen Kuliſſen und kreiſten unſtet und ziellos hin und her über der Verſenkung des Orcheſters.

Im erſten Akt gab es ein fürſtliches Zimmer mit gerafften Gardinen und mit vergoldeten Stühlchen, die voll Troddeln hingen. Und der Gutspark im zweiten Akt war ein tropiſcher Urwald mit dem Manzanillabaum aus der „Afrikanerin“ und mit armdicken, braunen, großblumigen Lianen, die wie eine Boa Conſtrictor ſich herabzuſenken ſchienen auf jedes Liebespaar des Stücks, das da auf der weißen Gartenbank Platz nahm.

Und nun erſt das Stück ſelbſt. Man ſpielte irgendein ganz verſchollenes Luſtſpiel aus einer beſſeren Zeit, in der noch alle Menſchen genau ſo waren, wie ſie ſein mußten. Die Väter ſcheinbar hart, unbeugſam und ver-

fluchend, aber doch im Innerſten gut und mit Herzen weich wie Wachs. Die Mütter aber — man ſprach ſie damals anſcheinend nur mit „lieb Mütterlein“ an, arbeit- und tugendſam und von Sentenzen überfließend. Die Onkel jedoch gingen im Schlafrock, rauchten lange Pfeife und waren ſehr komiſch — in der Rolle mußte man Herrn Stolzenberg ſehen! —, hatten ſich aber trotzdem noch durchaus in den Kopf geſetzt, die Nichte zu heiraten. Was ſie nebenbei nachher ſchön bleiben ließen, aber ihr erklärten, daß ſie mal alles erben würde. Eine dürre Engländerin gab's ſogar, die nicht Deutſch ſprechen konnte, aber es trotzdem tat und deshalb in aller Harmloſigkeit Dinge ſagte, die recht shocking und doppeldeutig waren. Ein Leutnant kam natürlich auch vor. Ganz genau der Natur abgelauſcht, wie eben Leutnants ſind. Alſo: ſehr adlig, ſehr ſcharmant, ſehr näſelnd, ſehr leichtſinnig, ſehr ſporenklirrend, mit ſehr viel Schulden und ſtets bei köſtlichem Humor. Und dabei Herzensbrecher nach allen Windrichtungen. Das heißt: ſpäter würde er treu ſein. Und ſein Burſche. Alſo direkt abkonterfeit, wie Offiziersburſchen ſind: gut und dumm. Und das junge Mädchen erſt. Genau ſo, wie junge Mädchen ſind. Blond und blöd mit flächſernem Hängezopf (die Perücke ſaß ſchief), neckiſch und verliebt wie ein Bettſchatz, und dabei keuſch und züchtig wie eine Penſionsvorſteherin. Alſo, wenn ſie dem Leutnant, der ihr den erſten Kuß raubte, ſchämig mit dem Finger drohte und „ei, ei“ ſagte, da wurde einem ordentlich warm ums Herz. Aber die jugendliche Naive war auch eine zu ſüße

Perſon in dieſer Rolle. Sie ſprach wie ein Papagei jede Silbe einzeln. Auch ein biederer Handwerker konnte nicht umgangen werden, der die Kammerzofe liebte, der der Offizier „in die Backen gekniffen“ hatte; arm, aber ehrlich!

Und zum Schluß war alles reſtlos glücklich. Die Figuren des Dichters, daß ſie ſich trotzdem alle richtig bekommen hatten; die Schauſpieler, daß ſie ſich abſchminken konnten; das Publikum, das mit kaum zu überbietender Begeiſterung klatſchend für den genußreichen Abend dankte; unſere Brautpaare, die ſich noch vor Lachen ſchüttelten; und ſelbſt Tante Trautchen, die meinte, eine ſo vollendete Aufführung bekäme man doch nur in der Großſtadt zu ſehen

Nur ein Mann, ein Familienvater, den Frau und ſechs Kinder vergebens zu beruhigen verſuchten, war nicht glücklich. Denn ſein Hut war in der Garderobe vertauſcht worden. Und während das kleine Hütchen, das er dafür erworben, auf ſeinem mächtigen Schädel hin und her tanzte wie ein Fiſcherboot bei Windſtärke ſieben, hieb er mit der Fauſt auf den Holztiſch der Garderobiere und ſchrie einmal über das andere, er würde nicht eher weggehen, bis er ſeinen neuen Hut wiederhätte. Das wäre ja noch ſchöner. Da aber kein Männerhut mehr da war, ſo war es mehr als fraglich, ob die Garderobenfrau den Wünſchen des Herrn entſprechen konnte.

Fritz Eisner hätte zu gern das Ende der anregenden Szene noch abgewartet, aber die anderen drängten zum Aufbruch.

Und langsam — der klare Junitag hatte sich in eine noch klarere silberfarbige Mondnacht gewandelt, die immer noch von hellgekleideten Mädchen garniert und voll von Lachen, Gesang und Geflüster war — ging man heim. Nein, Egi Meyer und Fritz Eisner wollten noch nicht von hier fahren; sie wollten wenigstens ihre Mädchen nach Hause bringen.

„Höre mal," sagte Fritz Eisner zu Frau Luise Lindenberg, „was ist denn das eigentlich für eine Frau Direktor Liebenthal? Da erzählt doch Egi, daß nächstens ein großer Prozeß vor den Geschworenen beginnen soll gegen einen Direktor Max Liebenthal, der Riesenschwindeleien mit falschen südafrikanischen Goldshares gemacht hat. Ob das nicht etwa die Liebenthals sind?"

„Das ist unmöglich," rief Frau Luise Lindenberg mit Überzeugung, „der Mann ist ja seit langer Zeit krank und im Sanatorium."

„Na ja," meinte Fritz Eisner nachdenklich, „deshalb dachte ich es nämlich."

Aber da kam er bei Frau Luise Lindenberg schief an. Ihre Art wäre es Gott sei Dank nicht, von allen Menschen gleich das Schlechteste zu denken. Die armen Leute aber täten ihr leid, die jetzt durch eine peinliche Namensverwechslung gewiß viel Unannehmlichkeiten haben würden. Was könnten sie denn dafür, daß irgendein Betrüger ebenso hieße wie sie?

Fritz Eisner kehrte langsam zu Annchen zurück, die sich in Ermangelung ganz fidel auf der anderen Seite von Egi Meyer miteingehängt hatte; wodurch sie zwei Menschen ärgerte: nämlich Fritz Eisner und ihre

Schweſter Hannchen; und einen erfreute: nämlich Eginhard Meyer, dem eigentlich ſeine lebensfrohe Schwägerin nicht übel gefiel, wenn er auch überzeugt war, daß eben die geiſtig bedeutendere von beiden Hannchen wäre. Und erſt nachdem ſich Fritz Eisner auf der anderen Seite eingehakelt hatte — jetzt am Abend konnte man ſchon mal zu vieren in einer Reihe gehen — und als ſie nun gleichſam eine von Gemeinſamkeiten durchſtrömte Kette bildeten, glich ſich das Unharmoniſche wieder aus. Den ganzen Abend hatte Fritz Eisner nicht mehr an die Szene von vorhin und an die arme, kleine, falſche Baumeiſtersfrau mit ihrem Trauerhut gedacht. Und nun ſtand ſie greifbar vor ihm mit ihren großen Augen und dem Boucherkopf. Was mochte ſie jetzt machen? Na, hoffentlich würde ſich der Baumeiſter ihrer annehmen. Und ehe er es ſich verſah, ſang Fritz Eisner ſchon zum Takt ſeiner Schritte vor ſich hin:

„Fliegenſchmalz, Fliegenſchmalz lülüü, lalaa, Fliegenſchmalz lülüü, Fliegenſchmalz lala ... Sag' mal, Annchen, weißt du eigentlich, wie das Lied richtig heißt?"

„Keine Spur von einer blaſſen Ahnung," rief Annchen lachend.

„Schade," meinte Fritz Eisner, immer noch ganz in Gedanken, „jammerſchade. Man hätte doch die Baumeiſtersfrau einmal danach fragen müſſen. Nun iſt es zu ſpät."

Und damit kam das Geſpräch auf die Baumeiſtersfrau. Egi Meyer beleuchtete den Fall juriſtiſch. Sie könnte ſo gar an den Baumeiſter mit geldlichen

Ansprüchen herantreten. Hannchen stand auf der Seite der älteren Generation, und außerdem, man müsse soweit Herrin seiner Gefühle sein; während Annchen jener recht gab und sagte, daß die richtige Baumeistersfrau doch ein Knallpöbel wäre, und die andere ein reizender Mensch, den man einfach stundenlang hätte ansehen können. Und wie sie mit dem armen Kind gewesen wäre, das wäre rührend gewesen.

Hannchen sprach sehr beredt dagegen und verteidigte ihre Ansicht. Und während des ziemlich erregten Disputes — die vorn, Frau Luise Lindenberg und Tante Trautchen, hörten nichts davon; sie waren bei den Mitgliedern der beiden Alben und des Kastens mit der Laubsägearbeit — merkten sie kaum, daß sie plötzlich schon vor Nummer achtzehn standen.

Da oben aber auf der Hälfte ihres eisernen Vogelnestes saßen im Mondlicht und bei einer Windkerze die richtige Baumeistersfrau und der Baumeister. Und da es warm war, hatte er es sich bequem gemacht und saß in Hemdsärmeln. Und vor ihnen standen mächtige Gläser mit gutgekühltem Weißbier.

Der Baumeister war nämlich — seine Frau, die den Mietsvertrag in seinem Schreibtisch gefunden hatte, hatte ihm von ihrem Feldzugsplan nichts vorher verraten — war nämlich ganz harmlos, voller Sehnsucht und glücklich über den freien Nachmittag, herausgekommen und hatte, als er aufschloß, in dem Nest statt seiner süßen, zwitschernden Schwalbe seine dicke, keifende Madame Spätzin gefunden. Es war zu einer robusten ehelichen Auseinandersetzung gekommen, die naturgemäß

(wie die meiſten ihrer Art) mit Rührung, Verzeihung und Verſöhnung geendet hatte ... und die nunmehr mit gutgekühltem Weißbier noch gefeſtigt wurde.

Man denke aber, bitte, nun deswegen nicht etwa ſchlecht von dem Baumeiſter. Er war durchaus ein guter Kerl; vielleicht nur ein bißchen ſchwach, ... und er liebte ſeine Ruhe. Er war jedoch keinesfalls auch nur um einen Deut ſchlechter als die anderen Leute auch, als die meiſten von uns Männern. Er hatte die kleine Zwitſcherſchwalbe wirklich und aufrichtig gern gehabt; vielleicht nicht ſo, nicht ganz ſo lieb wie ſie ihn, aber ſie war die Freude ſeines durch Ehe und Sorgen zerquälten Lebens geweſen, von der Stunde an, da ſie das erſtemal in dem Eckladen beim Bau ihm die Zigaretten über den Ladentiſch gereicht hatte, bis zum heutigen Tage. Sie war ſeine letzte, ſeine allerletzte Jugend geweſen. Aber nun war es Zeit, daß mal aufgehört wurde. Ewig konnte doch die Sache nicht ſo weitergehen. Und da das Kind ja geſtorben war, band ihn doch eigentlich nichts mehr an dieſes Mädchen.

Ja, wenn es anders, wenn es gerade umgekehrt gelegen hätte, wenn die arme Schwalbe ſeine richtige Frau geweſen wäre und die dicke, alte, keifende Madame Spätzin mit ihrer gefüllten Scheuer, wenn die ſich ihm an den Hals geworfen hätte, da wären vielleicht ſeine Gefühle ſo unüberwindlich ſtark geweſen, daß er ihrer nicht Herr geworden wäre, und daß er alle Schranken der bürgerlichen Konvention hätte durchbrechen müſſen und die kleine Schwalbe hätte ſitzen laſſen. Aber ſo war — ich habe das hundertmal im Leben mitangeſehen! —

war er als Mann, als Gatte ſich, wenn auch ſchweren Herzens, ſeiner Pflichten bewußt und kehrte, reuig, nach harten Seelenkämpfen, in die Arme jener Frau zurück, die ihm vor Gott und Menſchen angetraut war, und der einzig und allein er angehören durfte.

„Alſo, Tante Trautchen," ſagte Annchen, „ich gebe dir dann noch das Buch von Fritz."

„Nee, nee," verſetzte Tante Trautchen tief erſchrocken, „ich bin gerade bei einem ſehr ſchönen Buch, und das beleſe ich mich ganz langſam." (Etwas, was nebenbei nicht mit ihrer Ausſage vom Morgen übereinſtimmte; aber zwiſchen Morgen und Abend liegt bekanntlich viel Zeit.)

„Nein, wir wollen lieber mal nächſtens," rief Frau Luiſe Lindenberg einlenkend, „alle zuſammen eine hübſche Tour machen, vielleicht eine Dampferfahrt, denn wir müſſen doch Tante Trautchen etwas von der Umgebung zeigen." Das jedoch war das Pflaſter auf die Wunde, die nun geſchlagen wurde. „Aber um jetzt noch einmal heraufzugehen, iſt es doch für alle zu ſpät geworden, und die Mädchen ſollen auch mal zeitiger ins Bett kommen und nicht noch nach dem Bahnhof mit vorgehen. Man kann auch hier Abſchied nehmen."

Gewiß, das konnte man ebenſo gut wie auf dem Bahnſteig. Das heißt, wenn da drüben nicht immer irgendſo ein junger geſchniegelter Herr von Fähnrich auf und ab ſtolziert wäre, der anſcheinend die Blicke nicht vom Haus ließ. So etwas iſt für Brautpaare ſtörend und läſtig, die gern beim Abſchied unbeachtet bleiben.

„Na, Mieze," rief Hannchen — es war die Mittelmeerraſſe, die an ihnen vorbeihuſchte, die Älteſte, die wieder mal die ihr empfohlenen Bücher bei Schnabel nicht bekommen hatte — „na, Mieze, wo willſt du denn jetzt noch hin?"

„Ach, Fräulein Hannchen, ich mache mit einer Freundin, einem Fräulein von Tresckow, heute abend noch eine Mondſcheinpartie. Mutti hat's erlaubt," ſagte Mieze und trendelte die Straße hinab.

Fritz Eisner ſah zu dem Fähnrich hinüber, ob der ſie immer noch beobachtete. Aber der war fort, als hätte er wie das Elfenmädchen in Anderſens „Elfenhügel" einen weißen Holzſpan in den Mund genommen und ſich damit unſichtbar gemacht. Und ſo ſtand dem richtigen Abſchiednehmen allſeits nichts mehr im Wege.

Aber Frau Luiſe Lindenberg rief ſchon von oben: „Annchen — Hannchen!" und das hieß, daß es wieder mal ein Privatiſſimum über Schicklichkeit und Unſchicklichkeit bei Brautpaaren ſetzen würde, wenn ſie nicht bald kämen. Und ſo entwanden ſich Annchen und Hannchen, wenn auch ſchweren Herzens, ihren Freunden und liefen hinauf; — denn dem wollten ſie ſich doch nicht ausſetzen.

Egi Meyer und Fritz Eisner gingen aber, nun wieder als Männer ernſteren geiſtigen Dingen zugewandt, langſam, in anregendem Geſpräch zum Bahnhof vor; und wenn ſie nicht noch haſtig zur Seite geſprungen wären, dann wären ſie um ein Haar von einem Dogcart umgeriſſen worden, der in ſcharfem, elegantem Trab mit ſtolz kurbettierendem Gaul um die Ecke der Allee

kam und nach dem Waldweg herüberbog. Tack, tack, tack, tack gingen die Hufe, und der Wagen wippte und federte nur so auf seinen beiden hohen Rädern.

„Teufel auch, Idiot," brüllte Fritz Eisner, der leicht aufbrauste, „nächstens werden sie einen hier noch kurz und klein fahren."

Aber der schmale Offizier, der da stocksteif auf seinem Sitz saß, die Zügel in den weißen Lederfäusten und die Ellbogen fest an den Leib gezogen, drehte sich nicht mal nach ihm um. Und die Dame neben ihm, — eine Dame in einem sandfarbenen Reitkleid, erst recht nicht.

Und schon kam der Zug mit Sirenengeheul durch den letzten dünnen Waldstreifen herangebraust.

Aber wenn Frau Luise Lindenberg sagte, sie wollten mal nächstens eine schöne Dampferfahrt machen, so bedeutete dieses „nächstens" noch lange nicht „nächstens". Was nebenbei durchaus keinen Schatten auf sie als Mensch werfen soll, sondern im Gegenteil ihr Menschentum in reicherem Lichte erstrahlen läßt. Denn es ist echt menschlich, daß, wenn jemand volltönend verkündet: „Ich werde nächstens meinen Onkel besuchen, meinen Schneider bezahlen, zum Arzt gehen," daß man dann versichert sein kann, daß er keins von alledem in den folgenden vier Wochen tun wird.

Immerhin bot die Dampferfahrt für alle einen schönen Gesprächsstoff. Aber einmal klappte es mit dem Wetter nicht so. Dann mußte Frau Luise Lindenberg bei einer befreundeten Familie (siehe Kasten

mit der kunſtvollen Laubſägearbeit) Kondolenzbeſuch machen — wozu eigentlich? Den Leuten war auch wohl, daß ſie die Sorge um den gelähmten Mann los waren —. Oder Tante Trautchen war bei irgendwelchen Verwandten (ſiehe Album zwei mit dem Spielwerk, das nicht ging) eingeladen, die ſchon beleidigt waren, weil ſie ſich gar nicht mehr bei ihnen hatte blicken laſſen. In Wahrheit hatten ſie geſagt: „Man muß die Perſon doch mal zu Tiſch bitten. Aber wen dazu? Roſenthals können wir das nicht zumuten. Wißt ihr was: Grete kann ſich vielleicht ihre beiden Freundinnen aus dem Seminar einladen.“ Und Tante Trautchen erzählte dann acht Tage lang von hochbegabten jungen Mädchen, die etwas lernten, obwohl ſie es gar nicht nötig hätten.

Ja, und dann war ja Egis Doktorarbeit — er hatte ſich den Termin ſchon einmal verlängern laſſen — in ein kritiſches Stadium getreten, ſo daß er ihr ungern einen Tag entziehen wollte. Gegen ſeine Überzeugung, nur unter ſchweren Seelenkämpfen hatte er ſich nach langen Beratungen mit Hannchen entſchloſſen, ſie doch vorerſt nicht auf jene breite Baſis zu ſtellen, die die Würde und Wichtigkeit des Themas beanſpruchte; denn dann hätte er ſie nach genaueſter Berechnung nicht unter zwei Jahren vier Monaten zweiundzwanzig Tagen vollenden können. Sondern er hatte darin eingewilligt, ein Kompromiß zu ſchließen und das Thema zunächſt nur dilatoriſch zu behandeln, ſich weitere Ausführungen für die Buchausgabe vorbehaltend; da ihm ja dann nach dem Geſetze der wiſſenſchaftlichen Republik das Thema als geſichert galt und er kaum

fürchten brauchte, daß ihm jemand hierin zuvorkommen würde. Und wenn wirklich, so würde *seine* Arbeit doch nur die Unzulänglichkeit der anderen beweisen können. Jetzt aber einen Tag sich und der Arbeit rauben, wäre leichtfertig von Egi Meyer gewesen. Er ginge nicht einmal zum Prozeß Liebenthal, ... doch würde er nach dem 20. Juli mit tausend Freuden ... Nachmittag hingegen käme er gern einmal hinaus ... um aufzuatmen.

Und Tante Trautchen, die zuerst sich immerhin etwas Zwang auferlegt hatte, solange sie sich noch als Besuch fühlte, begann langsam sich bei Lindenbergs zu Hause zu fühlen und sagte sich: Warum soll ich nicht Herrin bei mir zu Hause sein? Kurz, sie wurde unausstehlich: stand um zehn Uhr auf, rannte bis zwölf in Nachtjacke und mit Lockenwickeln umher und meinte dann enttäuscht des Abends: „Der Tag hält gar nichts mehr." Sie hetzte Annchen und Hannchen durch die Wohnung und treppauf, treppab, wollte alles hören, alles wissen, guckte in jeden Topf und bekrittelte jede Maßnahme, ließ keine Unterhaltung über irgend etwas aufkommen, sondern unterbrach sie sofort und überschwemmte alles mit ihrem gleichgültigen Gesabber über Menschen und Dinge, die auf die Dauer nicht einmal mehr Frau Luise Lindenberg interessierten. Und außerdem verstand sie jedes Wort falsch, bezog es auf sich und nahm es übel, so daß Annchen und Hannchen sie nicht mehr das „Unglück", sondern in Erinnerung an ihre Kochtätigkeit, den „Milchreis" nannten. Wie man es nämlich auch anstellte, immer war sie zum Schluß angebrannt.

Frau Luiſe Lindenberg ſagte zwar: „die Armſte“, und: „Laßt ſie doch, Kinder, ſie hat nicht viel Gutes im Leben gehabt,“ aber ganz im geheimen begann ſie ſich ſogar wieder nach Hannchens Selmas und Lucies zu ſehnen. Und wenn nicht eine neue Freundin, die Hannchen einmal angeſchleppt brachte, eine Lehrerin, ihr — ich glaube, man nennt ſo etwas heutzutage: männliche Betonung; damals war man noch nicht ſo weit in der Pſychologie — ihr doch gar zu ſpitznaſig, vertrocknet, arrogant und beſtimmt geweſen wäre, ſo hätte ſie ſchon Tante Trautchen erklärt, daß ſie leider die Zimmer jetzt notwendig brauche für einen Beſuch, der ſich ſchon ſeit Monaten bei ihr angemeldet hätte. So aber — als man die beiden gegeneinander abwog — beſchloß man doch, bei Tante Trautchen, eben der gewichtigeren, zu bleiben. Da wußte man wenigſtens genau, was man hatte; bei der anderen aber war gar nicht vorauszuſehen, was man bekam. Und außerdem: mochte Tante Trautchen auch etwas merkwürdig ſein — wer wird das nicht, wenn er älter wird?! — zum Schluß war ſie doch (darüber waren ſich Frau Lindenberg und ihre Töchter einig) ein gutes Tier.

Mit den Baumeiſtersleuten konnte man nun leider, nach dem, was vorgefallen, nicht mehr verkehren, und deshalb ging man nur noch ſtumm grüßend aneinander vorüber. Frau Luiſe Lindenberg wußte auch nicht, wie man ihm gegenüber einen unbefangenen Ton noch finden ſollte; und vor allem ihr gegenüber, dieſer unglücklichen Frau. Der Baumeiſter, nebenbei, der mit der Zwitſcherſchwalbe ſo weich, rückſichtsvoll und zuvorkommend

geweſen war, wie man es dieſem Herkules Farneſe gar nicht zugetraut hätte — die beiden zuſammen hatten Fritz Eisner immer an das Bild erinnert, das Lovis Corinth gerade in der Sezeſſion hatte: ein junges Mädchen, das einen wilden, ſchnaubenden Stier gebändigt hat und ihn nun wie ein Lämmchen an einem roſenroten Band führt... der Baumeiſter lebte mit ſeiner keifenden Madame Spätzin in einer ſehr angeregten Ehe, ſo daß zeitweiſe das Haus dröhnte. „König Lear" war ein Luſtſpiel dagegen.

Auch die Kapitänswitwe war zwar immer gleich zuvorkommend, ſchloß ſich aber nicht an. Sie ſagte einmal: ſie könne das nicht tun; denn wenn ſie das bei einem ihrer Mieter täte, ſo müßte ſie es bei allen tun, — und das würde zu weit führen. Auch ſchien ſchon ohnedem die Kapitänswitwe ſehr viel Umgang zu haben, denn ſie war nicht allzuviel daheim, und Frau Luiſe Lindenberg ſagte von ihr nicht ohne Stolz — denn endlich war es doch ihre Wirtin, und etwas von dem Glanz blieb doch auch an ihr haften —, daß ſie Beziehungen zu den beſten Kreiſen Potsdams hätte.

Hannchen meinte, ſie ſolle ſich lieber mehr um ihre Kinder kümmern. Sie verwahrloſten, und ſie behandle ſie ſchlecht. Das war nicht wahr. Schlecht behandeln tat ſie eigentlich nur die Kleinſte, den Südſeetyp. Sie hätte ererbte Ungezogenheiten, die man ihr abgewöhnen müſſe, meinte ſie. Bei der zweiten, bei Lottchen mit der mongololden Augenfalte, hatte ſie wieder mit dem Ohrfeigenprinzip für die Schule glänzende Erfolge erzielt. Das Wikingermädchen erſtickte ſie mit

ihrer Zärtlichkeit, und Mieze gegenüber (Mittelmeerraſſe) — ſie blühte auf von Tag zu Tag, wurde geradezu eine Schönheit — Mieze gegenüber war ſie ohne Zweifel (aber die Älteſten werden ja ſtets vorgezogen) faſt zu nachſichtig und gewährte ihr zu viel Freiheiten. Jedenfalls machte Mieze jetzt faſt jeden Abend mit ihrer Freundin, Elſe von Tresckow, eine Mondſcheinpartie, trotzdem der Mond doch ſchon längſt nicht mehr ſchien, ſondern es im Gegenteil ſtichdunkel war, daß man, wie es heißt, kaum die Hand vor den Augen ſehen konnte.

Die Frau Direktor Liebenthal war oft recht mißgeſtimmt. Sie hätte Sorge um ihren Mann, dem es leider immer noch nicht nach Wunſch ginge, ſo daß es noch gar nicht abzuſehen wäre, wann man ihn aus dem Sanatorium entlaſſen würde. Als aber eines Tages der Prozeß gegen den Direktor Max Liebenthal begann und die Zeitungen voll davon waren, wurde Frau Luiſe Lindenberg doch kopfſcheu, und ſie fragte die Kapitänswitwe, ob das nicht etwa die Liebenthals wären, weil doch der Mann uſw. uſw.

„O," rief die Kapitänswitwe, „ſoviel ich weiß, iſt das ein Vetter von ihnen."

„Siehſt du," ſagte Frau Luiſe Lindenberg am nächſten Sonntag zu Fritz Eisner, „was habe ich euch gleich geſagt? Es iſt natürlich ein Vetter, dieſer feine Herr Direktor Max Liebenthal. So etwas in der Familie durchzumachen, muß doch ſehr unangenehm ſein. Aber was können ſie dafür? In der ſchönſten Wohnung gibt's eben 'ne Rumpelkammer."

Der Prozeß war nebenbei sehr amüsant. Wie schon bemerkt, die Zeitungen waren voll davon. Besonders priesen sie die Elastizität und Ungebrochenheit des Angeklagten, der sich trotz der langen Untersuchungshaft benähme, als wäre er nicht vor Gericht, sondern leite die Vorstandssitzung einer Aktiengesellschaft. Tadellos gekleidet, mit Bügelfalten in den gestreiften Beinkleidern, Cutaway letzten Schicks, amerikanisch gestutztem Bärtchen in dem rosigen Gesicht — man hielt damals sonst noch allgemein bei Haby — goldenem Kneifer auf dem Nasenrücken, hörte er mit leicht spöttisch geschürzten Lippen den Ausführungen des Staatsanwaltes und der Zeugen zu, als beträfen sie irgend jemand anders. Und trotzdem er die besten und geschicktesten Verteidiger hätte — sie wären Waisenknaben, unmündige Kinder gegen ihn, er stecke sie alle in die Tasche. Die winzigste Lücke des Gesetzes, wo kaum eine Nähnadel durchfallen könne, er bohrte so lange, bis da ein Riesenloch wäre. Dreihundertundzwanzig Zeugen hätte der Staatsanwalt zur Belastung gegen ihn ins Feld führen wollen, und merkwürdig: die sichersten waren plötzlich erkrankt, verreist, unbekannt wohin ins Ausland verschwunden, man solle sie kommissarisch vernehmen, wenn man nicht auf sie verzichten könne.

Die besten Leute des Staatsanwalts fielen um wie Heuschober vor seinen Zwischenfragen, und diejenigen, die vom Staatsanwalt als die armen, braven, geschornen Lämmer dargestellt wurden, die, verlockt durch betrügerische Anpreisungen, ihre mühsam erarbeiteten Spargroschen sich von diesem dämonischen Betrüger

hatten abnehmen lassen, entpuppten sich in seiner Beleuchtung als ganz schwere Jungen und ausgekochte Berufsspekulanten, die ihn geschädigt hätten, und deren Geschäftsgebaren der Herr Staatsanwalt, wenn er sein Amt wirklich ernst nähme, endlich einmal die Aufmerksamkeit schenken könne, die sie verdiente.

Und was der Herr Staatsanwalt wollte? Diese Claims existierten nur auf dem Papier? Natürlich wären sie in Wirklichkeit vorhanden, sogar im Basutogebiet. Man möchte doch hinreisen. Sie wären ja auch auf den hier vorliegenden Situationsplänen verzeichnet, und wenn sie jetzt nichts mehr gebracht hätten trotz vorzüglicher Anfangserträgnisse, die plötzlich stockten, so läge das nur daran, daß die alten Maschinen sich abgenutzt hätten, und daß es mit sehr viel Schwierigkeiten verbunden sei, die neuen Maschinen — es müßten für die hier eigentümlichen Gesteinslagerungen ganz besondere sein — die neuen Maschinen dorthin zu bringen, da sie auf Ochsengespannen eine bergige, fast wegloſe Strecke von über zwölfhundert englischen Meilen ... und ebenso hätten leider die chinesischen Kulis, die aus der Jangtsekiang-Ebene stammten, das Höhenklima nicht vertragen. All jene Widerwärtigkeiten und Nackenschläge aber, mit denen jeder Kenner der Verhältnisse leider von vornherein rechnen müsse, hätten im Verein mit dem wie bekannt und gerichtsnotorisch nicht immer soliden Geschäftsgebaren der Börse in Johannisburg die Shares dieses Claims wider Erwarten plötzlich fast völlig entwertet. Was sich natürlich bei denen, die sie nicht, wie er stets geraten,

als Anlage, ſondern als Spekulationspapiere gekauft hätten, ſehr fühlbar machen müſſe.

Wer jedoch klug genug wäre, um durchzuhalten, müßte ſpäteſtens in ein bis zwei Jahren zum mindeſten das Zwölffache des jetzt eingebüßten Betrages wieder eingebracht haben.

Kurz geſagt: noch niemals war ein preußiſcher Staatsanwalt derartig vermöbelt worden. Nun ja, er war etwas ſchneidig, ziemlich jung und nicht ſonderlich geſchickt. Die Materie war zudem wirklich ſehr, ſehr ſchwierig. In Deutſchland kannte ſie eigentlich noch niemand ſo recht, außer dem Angeklagten, der ſie nur zu gut kannte. Und dann waren es vier gegen einen, eigentlich ſechs gegen einen. Drei der geriſſenſten Verteidiger und der Angeklagte, der allein für drei zählte. So etwas von Reinfall hatte die Kammer noch nicht geſehen, und wenn es nicht zu beſchämend geweſen wäre, hätte man die Sache einfach ad calendas graecas vertagt.

Nun ja, ein paar Fälle würden wohl hängenbleiben; aber was tat das?! Und das Schlimmſte, daß dieſer Angeklagte bei der Preſſe geradezu Sympathien hatte. Einige Skandalblätter ließen ſogar durchblicken, daß ja die Manöver der Großbanken dann auch etwas reformbedürftig ſein möchten ... Das Allerſchlimmſte aber war, daß das Publikum, in das Direktor Liebenthal des öfteren gewinnend hineinlächelte, den Kerl geradezu vergötterte. Man erzählte ſich von ganzen Stapeln von roſenfarbigen, parfümierten Briefen, die ihm täglich zuflögen.

Na ja, am Ohr würde man ihn vielleicht ein bißchen zupfen können, aber mit dem Statuieren eines Exempels war die Geschichte Essig geworden. Das sahen selbst die jüngsten Richter — und beinahe der Staatsanwalt. Je länger sich die Sache hinschleppte, durch Wochen und Wochen, desto klarer wurde es. Und etwa Nerventaktik? Keine Spur. Ermüdeten die Herren hinter dem Tisch nicht, er, der Angeklagte hinter der Schranke, hielt es gewiß aus. So gute Nerven wie die hatte er lange.

Der Mann war nämlich weiter als die Gesetzesparagraphen, die sein täglich Brot waren; er war ihnen vorausgeschwommen und fraß dort behaglich die Scharen der Gründlinge, wo die Herren Richter mit ihren altmodisch-großmaschigen, allzukurzen Netzen eben noch nicht hinkonnten. Er hatte geschickt die Gesetze von heute umgangen, nur um ungestraft gegen die von übermorgen freveln zu können. Genial war er ja, das gab selbst der Staatsanwalt in einem unbewachten Augenblick zu, aber ein verdammt gemeingefährlicher Gauner.

Und wirklich, das war mal ein echter und rechter Sommer mit ſchönen warmen Tagen. Kein ſolch grün maskierter Winter, wie er es ſonſt meiſt iſt. Im Frühjahr hatte es ſich ordentlich ausgeregnet, und nun ließ ſich der Sommer heiß und ſtrahlend blau an. Es gab wohl mal ein Gewitter, daß der Wind nur ſo die Bäume kämmte, ein Praſſelregen darniederfuhr und Blitze den Himmel mit feurigen Schwertern von einem Ende zum anderen zerfurchten. Und dann war es für vierundzwanzig Stunden kühler geworden. Aber ſchon übermorgen war wieder die alte ſchöne Glut, die dem Obſt und dem Korn wohltat, und der die Roſen und Glockenblumen, die Nelken und die Malven mit ihren leuchtendſten Farben und ihrer reichſten Fülle dankten. Denn Pflanzen haben es gern recht warm, ſie leben vom Licht, und je heißer und trockener es iſt, deſto mehr Knoſpen und Blumen treiben ſie aus ſich heraus.

Dieſes Jahr war mal ſo ein rechtes Roſenjahr, und die Leute hatten Fritz Eisner nicht zu viel geſagt, wenn ſie meinten, daß der Ort hier wegen ſeiner Roſen ſchon vor einem halben Säkulum berühmt geweſen ſei. Eigentlich liebte Fritz Eisner Roſen nicht ſo ſehr. Sie haben durch die Jahrtauſende, ſchon von den Römern her, zu viel vom Menſchen angenommen, ſind oft leer, geſpreizt und eitel ... überzüchtet. Aber der Doktor Fiſcher hatte wundervolle, ganz einfache Sorten, die ſich auf ſich ſelbſt und ihr erſtes ureigentliches Weſen, auf die homeriſchen Tage an ziegendurchkletterten, ſteilen Felſen über blauer Brandung beſonnen hatten, ganz kleine weiße und ganz kleine gelbe Roſen, gefüllt wie Bällchen'

... und gelbe, ungefüllte, fünfblättrige Heckenroſen, ... und ſolche, die innen dann noch wie mit Wein, wie mit rotem Tiroler übergoſſen waren. Er hatte ſich den Stamm aus Bozen einmal mitgebracht. Oder er hatte dann ganz, ganz hochkultivierte weiße Roſen, Roſen wie aus Blanc-de-Chine-Porzellan, die immer oben geſchloſſen blieben, nie ihre Blüten voll und geil und ganz auftaten, und die von einer eiſeskalten Erotik waren. Fritz Eisner konnte ſich für ſein Annchen davon abſchneiden, ſo viel ihm behagte, jedesmal, wenn er kam, neu ihr die Vaſen füllen. Denn Doktor Fiſcher ſah es gern, wenn etwas von den Sträuchern wegkam. Sie brauchten das, um weiterzublühen.

Sonſt konnte Fritz Eisner aber nicht behaupten, daß dieſer abſonderliche Herr Doktor etwa allzu vertraulich mit ihm geweſen wäre. Den Spaziergang von neulich ſchien er ganz vergeſſen zu haben, und er ſprach keine Silbe mehr zu Fritz Eisner, die in die gleiche Richtung wies.

Ja, er war ſogar recht wortkarg und taute nur ein wenig auf, wenn er auf ſeine Pflanzen zu ſprechen kam oder auf die Flora der Parks und der Umgebung von Potsdam, die Doktor Fiſcher bis ins genaueſte kannte, beſſer vielleicht als Sammler und Profeſſoren. Denn er wußte Fundſtellen von Seltenheiten, die in den gedruckten Floren nicht genannt wurden und auch wohl unbekannt waren. Da er aber die Pflanzen liebte und gar die Namen der ſeltenen, und wenn ihre Träger noch ſo unſcheinbar waren, ſchon wie mit wehmütiger Zärtlichkeit ausſprach, ſo hütete er ſich natürlich, ſeinen

Lieblingen dadurch zu ſchaden, daß er etwa ihr beſcheidenes Domizil verriete, auf daß jeder botaniſierende Volksſchullehrer hingehen konnte und ſich ein Fuder davon für ſein Herbarium einheimſen, bis auch das allerletzte Exemplärlein zwiſchen grauem Löſchpapier geendet hätte.

Schon daß er Fritz Eisner — wie bemerkt: er dilettierte ja auch ſo ein wenig in Botanik — verſprach, ihn einmal mitzunehmen auf einem ſeiner Sammelwege, war ein großes Entgegenkommen, auf das aber Fritz Eisner weniger ſtolz geweſen wäre, wenn er gewußt hätte, daß er es nur der Tatſache verdanke, daß Doktor Fiſcher ſich überzeugt hatte, daß ſein Partner doch botaniſch nicht ernſt zu nehmen ſei und deshalb bei ſeinen geheimen Lieblingen kaum Schaden anrichten könnte.

Aber vorerſt wurde noch gar nichts aus der Exkurſion. Dafür ging Fritz Eisner deſto eifriger mit Annchen die ſchönen kühlen Parkwege und die ſtillen Feldwege und die vergrünten Waldſteige, ſaß in Dorfgaſthäuſern und Sommerlokalen unter Linden und Rüſtern; und beſonders gern huſchten die beiden gegen Abend noch einmal den Weg entlang, wo die Leuchtkäfer um die Holunderbüſche flogen und die Bänke aus Birkenäſten ſtanden.

Nun ja, immer waren ſie ja nicht allein. Oft mußten ſie Frau Luiſe Lindenberg und Tante Trautchen, dieſe Landplage, ſittſam begleiten. Oft mußten ſie Hannchen unter ihre Fittiche nehmen — das heißt, Frau Luiſe Lindenberg hielt eine Gardedame für angebracht; und wenn es Fritz Eisner auch ſehr an-

genehm fand, ſich ſo rechts und links von je einem hübſchen Mädchen eskortieren zu laſſen, ſo kamen doch immer Augenblicke, wo er Egi Meyer herbeiwünſchte, damit er ſie, wie das ſeine Pflicht, von Hannchen für einige Augenblicke befreie und dieſe angemeſſen anders beſchäftige. Aber Egi Meyer ſaß vorausſichtlich gerade fünfunddreißig Kilometer fern von ihnen im Hinterhaus bei Kinder- und Küchengerüchen, zwiſchen die beiden ſkalenübenden Muſikhochſchülerinnen eingekeilt, beim Quartett der Teppichklopferinnen — vier Höfe ſtießen zuſammen — mit Gummipfropfen in den Ohren und baſtelte an ſeiner Doktorarbeit. Denn die mitleidloſe Woge der Zeit trug ihn auf ihrem Rücken, da half kein Zappeln und Sichgegenſtemmen, unfehlbar weiter auf jenen Tag zu, wo ein Schlußpunkt gemacht und die Arbeit eingereicht werden mußte, ſofern er nicht unter Beilegung eines ärztlichen Atteſtes eine nochmalige Friſtverlängerung verlangen wollte. Lange ſchwankte Egi Meyer, ob er nicht der Wiſſenſchaft zuliebe dieſen Weg gehen ſollte, aber Hannchen zuliebe beſchloß er doch, von ihm Abſtand zu nehmen, um noch in dieſem Semeſter den Kopfſprung in das Examen zu wagen.

Aber Donnerstag gebe er die Arbeit ab, und Sonntag könnten ſie dann auch endlich die Dampfertour machen. Er ſehne ſich danach, und er hätte es ſich redlich verdient. Was nicht beſtritten werden kann.

Ja — auch Tante Trautchen freute ſich ſchon ſehr darauf.

Eginhard Meyer und Fritz Eisner erklärten, daß ihnen der Verzicht auf ihre Anweſenheit nicht ſchwer

fallen würde; und ob ſich nicht vielleicht irgendwelche gute Seelen von Anverwandten finden ließen, die glaubten, dieſen Tag ihres Lebens verloren zu haben, wenn ſie Tante Trautchen gerade an beſagtem Sonntag nicht bei ſich zu Mittag ſehen würden?

Aber Frau Luiſe Lindenberg liebte ſolche Reden über ihre Familie durchaus nicht und wurde kratzbürſtig; dann wäre es ja auch nicht nötig, daß ſie mitkäme. Worauf Fritz Eisner und Egi Meyer die eidesſtattliche Verſicherung abgaben, daß von ihr ja niemand geſprochen hätte.

„Ja, aber Kinder," meinte Frau Luiſe Lindenberg — nachtragend war ſie nicht — „ihr braucht nicht erſt herauszukommen. Sondern wir treffen uns beim Bahnhofshotel an der Dampferanlegeſtelle. Was braucht ihr nochmal die zehn Pfennig für die Rückfahrt auszugeben?"

Und als am nächſten Sonntag — es wollte wieder recht warm werden, das ſpürte man ſchon (na, auf dem Waſſer würde man es ja aushalten können) — Fritz Eisner und Eginhard Meyer ſich früh ſchon getroffen hatten und herausfuhren, da war alles, Männlein und Weiblein und die Kinder, hell, dünn und luftig gekleidet und hatte nur wenige zarte Hüllen um das nackte Menſchentum geworfen. In den Abteilen aber war man zuſammengeknäult wie Feigen im Karton. Und wenn einer herauswollte, riß er, gerade wie das bei den Feigen geſchieht, immer noch Teile und Stücke (Hüte, Schirme, Rockärmel) von den nächſtliegenden mit.

Aber was verſing das? Es war ein ſo wundervoller Tag, daß man alles lachend in den Kauf nahm; und

morgen und die ganze nächste Woche lang war doch leider schon wieder Montag.

An der Dampferhaltestelle standen schon Annchen und Hannchen und Frau Luise Lindenberg, alle drei in den gleichen hellen Kleidern, und winkten, sie sollten schnell machen, sie hätten schon Fahrkarten und hätten auch Plätze belegt. Aber vorn, damit der Schornstein die neuen Sommerkleider nicht einruße und man sie gleich wieder waschen müsse.

Fritz Eisner vermißte Tante Trautchen zuerst; Eginhard Meyer mußte nämlich Hannchen noch über das Schlußkapitel seiner Arbeit belehren.

„Na, meinetwegen", sagte Fritz Eisner einlenkend, „hätte Tante Trautchen aber ruhig mitkommen können."

„Es ist besser, wir sprechen nicht über Tante Trautchen," sagte Frau Luise Lindenberg sehr verärgert.

„Aber so war es doch wirklich nicht von uns gemeint."

„Ach," fiel Annchen ein, „laß doch, Fritz! Du regst Muttchen bloß noch mehr auf."

„Nein," meinte Fritz Eisner dickköpfig — denn ein Dickkopf war er, und was für einer! — „ich sehe das gar nicht ein. Man wird doch das Recht haben, ein Mißverständnis aufklären zu können. Wozu sollen wir den ganzen schönen Tag über deswegen verstimmt sein?"

„O," lenkte mit verhaltener Erregung und tränenschimmernder Stimme Frau Luise Lindenberg ein, „über euch habe ich mich gar nicht geärgert" — — — Und nun kam es an den Tag: Also aus Melsungen war zuerst ein anonymer Brief an sie gekommen: sie ver-

ſchwende ihre Güte an eine Unwürdige und nähre eine Schlange an ihrem Buſen.

Worauf Egi Meyer — er neigte zu equivoken Zwiſchenbemerkungen — Fritz Eisner zuflüſterte, daß die Schlange ihm aufrichtig leid täte, was Annchen pruſchend aufſchnappte.

Sie hätte natürlich von derartigen feigen Beſchuldigungen — denn, wenn einer ſo etwas behauptet, muß er es doch mit ſeinem Namen vertreten — gar keine Notiz genommen. Aber am nächſten Tage wäre ein zweiter Brief des Anonymus gekommen mit dem kurzen Bemerk, daß er ſie „tief bedaure", und dieſer Brief hätte als Anlage einen weiteren Brief enthalten von Tante Trautchens eigener Hand, der anſcheinend in Melſungen zirkuliert hätte, denn das Papier wäre ziemlich abgegriffen und fettfleckig ſchon geweſen, trotzdem er erſt vor fünf Tagen abgeſchickt war.

Alſo dieſer Brief wäre das Abgründigſte an Gemeinheit geweſen, das je ausgeheckt worden ſei. Nicht allein, daß Tante Trautchen Annchen und Hannchen Dinge nachgeſagt hätte, die kaum andeutungsweiſe wiedergegeben werden konnten, und von Hannchen, „die über den vorletzten Mittwoch doch bei deiner Mutter draußen geblieben iſt", noch eigens geſchrieben hätte, daß ſie ſich notoriſch die Nächte herumtriebe... nein noch ganz andere, viel ſchlimmere Niederträchtigkeiten hätte ſie ſich geleiſtet. Alſo, es wäre doch geradezu lachhaft. „Ich ließe ſie hungern — hungern etwa die Menſchen bei mir? — und nutze ihre Arbeitskraft aus. Einmal, einen Nachmittag hat ſie mitgeholfen, Mono-

gramme in die Wäſche zu ſticken. Sonſt hat ſie nicht einen Finger gerührt, die ganzen fünf Wochen, ſondern ſich hinten und vorne bedienen laſſen."

Frau Luiſe Lindenberg war ziemlich erregt, und ihre Töchter beſchworen ſie, ſich doch nicht aufzuregen. Das wäre die Sache nicht wert. Aber das hieß einen Blaſebalg treten und dann der Schmiedeeſſe ſagen, ſie möchte nicht brennen.

Ja, ſie brauchten ſich ja nichts daraus zu machen. Aber was die Leute in Melſungen von ihr dächten! Und als ſie Tante Trautchen in aller Freundlichkeit — dieſe Freundlichkeit wurde von Annchen und Hannchen, die drei Zimmer davon entfernt ſich aufgehalten hatten, beſtritten — es vorgehalten hätte, da hätte ſie es erſt geleugnet. Und dann, als ſie ihr den Brief vorgewieſen, geſchrien, daß ſie bedaure, je einen Fuß in ihr Haus geſetzt zu haben. Worauf ein Wort das andere gab und Tante Trautchen unter Proteſt die ungaſtliche Stätte verließ und ſich nun zu einer Freundin nach Berlin begeben hat, von der ſie behauptet, eingeladen zu ſein. Für ſie exiſtiere dieſe Perſon nicht mehr. Sie wäre mit ihr ein für allemal fertig.

Annchen und Hannchen ſagten, ſie hofften das aber nun endlich wirklich, das wäre noch jedesmal ſo geweſen.

Nein, das wäre — ſie ſchwöre es hoch und heilig — der letzte, der allerletzte Verſuch mit dieſer Kanaille geweſen. Was Fritz Eisner dazu ſage?

Fritz Eisner ſagte gar nichts, ſondern ſang nur ſtatt jeder Antwort Tante Trautchens Lieblingslied: „Täubchen, das entflattert iſt".

Ja und dann (mit Tante Trautchen wäre das unmöglich gewesen, sie hätte ja alle Leute vertrieben), dann hätte sie noch die Frau Direktor Liebenthal zu heute aufgefordert, aber sie hätte gesagt, sie ginge Sonntag nicht gern aus. Da wäre ihr zu viel gewöhnliches Volk auf den Füßen. Und weiter käme es ihr doch ein wenig herzlos vor, wenn sie ohne ihren Mann, der zwar leider immer noch im Sanatorium sei, dem es aber gottlob doch in der letzten Zeit schon bedeutend besser ginge, und sei es auch mit noch so lieben Bekannten zusammen, Ausflüge machte. Andere mögen das können, sie könnte das nicht.

„Na ja," meinte Egi Meyer trocken, „es geht dem Direktor Max Liebenthal nach den Bulletins der Presse ja sogar über Erwarten gut. Aber trotzdem wird er auf Wunsch der dirigierenden Ärzte wohl noch sein Halbjährchen in diesem Sanatorium bleiben müssen."

Frau Luise Lindenberg aber, die diese Spitze — sie war zu sehr mit Tante Trautchen innerlich beschäftigt — im Augenblick nur halb gehört und gar nicht verstanden hatte, sagte nur: „Na ja, ein Gesunder hat es leicht, über einen Kranken zu spotten." Eine Bemerkung, die nebenbei irgendeiner der Narren bei Shakespeare schon vor ihr prägnanter gemacht hatte.

Indessen hatte die Dampferglocke schon ein paarmal angeschlagen. Seltsam, der Ton solch einer Dampferglocke. Er ist mit keinem anderen zu verwechseln. Man glaubt immer, er käme aus dem Wasser selbst herauf, trotzdem er doch ganz hell ist. Es kann einmal eine Gabel oder ein Löffel vom Tisch fallen und einen

ähnlichen Klang geben, und ſofort ſieht man einen weißen Dampfer, neben dem das Waſſer grün und blaſig aufbrodelt; ſieht, wie er ſich langſam vom Steg abdreht vor den Ufern von Lugano, mit weißen Häuſern, die an den Bergen emporklettern; oder bei Bingen vor den geſtuften, weinbewachſenen Lehnen; oder irgendwo hinten bei Glienicke und Nedlitz, allwo die weite Fläche der Havel in tauſend wechſelnden Abendfarben erzittert und hinter den ſchwarzgrünen und ſtarren Kiefernwäldern der Himmel in roten und gelben Flammen ſich verzehrt.

Der Dampfer war ſehr voll, denn es war Sonntag. Und was für ein Wetter. Einfach ſtrahlend. Und warm, warm. Die Leute ſahen ſchon um zehn Uhr früh wie die Tomaten aus. Ein Männergeſangverein war auch auf dem Schiff, jedes Mitglied mit einer goldenen Lyra am langen ſchwarzen Gehrock. Geſang muß danach eine ſehr froſtige Kunſt ſein. Der Hauptkräher aber trug eine Fahne, das heißt, es war eigentlich eine Kreuzung zwiſchen einer Fahne und einem Legionsadler, oder richtiger, es war auch kein Legionsadler oben drüber, ſondern eine Lyra aus Goldblech mit einem grünlackierten Eichenkranz ringsherum. Aber der Geſangverein hatte nur noch am Ende des Schiffes Platz gefunden, und da der Schall die erfreuliche Eigenheit hat, mit dem Wind zu gehen und das Schiff — es ſei dafür geprieſen — die Eigenheit hat, meiſt mit dem Heck, mit der Spitze, mit dem Schnabel voran das Waſſerfeld zu furchen, ſo war der Geſangverein, wenn man Glück hatte und vorne ſaß, ziemlich unſchädlich.

Man hörte bloß immer: „Morgens“, „Hähne“, „Wachtelſchlag“, „erſchallt“, „Gott“ — „Wald“. Die hinten ſaßen, waren übler dran; aber die letzten beißen ja ſtets die Hunde.

Und langſam löſte ſich das weiße Schiff. Es war gar nicht ſo klein. Nur echte Seebären belächelten ſeine Größe und ſagten: „Da ſollſt du mal den ‚Johann Auguſt‘ ſehen, mit dem ich nach Helgoland gefahren bin.“ Und es ſtapfte hinaus in die wundervolle blanke Fläche hinein, die, ſich verbreiternd, wie ein mächtiges, blendendes Becken vor ihm lag.

Auf dem Waſſer ging zwar Luft, aber von oben brannte auch dafür doppelt und dreifach die Juliſonne. Wenn man gegen die Sonne ſah, war das Waſſer ganz ſilbrig und ſprühend in hunderttauſend glitzernden Fünkchen; und wenn man die Sonne im Rücken hatte, dann war das Waſſer ganz blau, metalliſch blau. Das heißt nur dort, wo der leiſe Luftzug es n i ch t kräuſelte. Und da der neckiſch mal nach hier und mal nach dort ſprang, ſo gemahnte das weite Waſſer mit ſeinen tiefmetalliſchblauen, ewig an anderen Stellen kommenden und gehenden Flächen an den Flügelglanz eines fliegenden Schillerfalters, der auch aufleuchtet, ſchwindet und wieder aufleuchtet in ewig zauberhaftem Wechſelſpiel.

Sehr belebt war das Waſſer nicht. Irgendwo ganz hinten zog mit wehendem Rauchfähnlein auch ſo ein weißer Waſſerpflüger, der eine Muſikkapelle an Bord zu haben ſchien; denn man hörte eine Walzermuſik ganz dünn und ſilberzart mit dem leiſen Wind heranklingen. Ein paar Segelſchiffe gab es, die faul in der

Flaute lagen, und ein paar mahagonibraune Sportboote, die taktierten und von oben und von fern aussahen mit den langen Auslegern wie dieſe Inſekten, die in den Teichen ſich mit langen Beinen auf dem Waſſer dahinſchnellen. Die jungen Leute in den Booten waren nur bloße braune Arme und bloße braune Knie und Schenkel. Man vergaß vollkommen, daß ſie Kopf oder Leib hatten. Sie waren ganz Arme und ſich beugende und ſtreckende Knie.

Fritz Eisner war begeiſtert und winkte zuſammen mit Aunchen herüber. Er liebte jeden Sport, wenn er auch ſelten Zeit und Geld genug hatte, ſich ihm ſo hinzugeben, wie er es gewünſcht hätte. Es kribbelte ihn ordentlich, wenn er ein Racket oder ein Ruder ſah. Endlich gibt es doch nichts anderes in der Welt, in dem wir unſer Ich ſo wonnevoll empfinden und vergeſſen zugleich, nichts, in dem wir ſo unbewußt und zugleich ſo bewußt dahinleben.

Egi Meyer aber, von der hohen Warte der Gelehrſamkeit aus, auf ſeinem Thron von Druckpapier, war keineswegs für Sportidioten. Die hätten ihr Hirn im Bizeps. Nein, das wäre eine niedere Stufe des Menſchentums.

Und ſtampfend ſchnaufte ſo der Dampfer weiter hinaus, und man ſah erſt, wie groß und mächtig hier die Havel war, nach allen Seiten ſich dehnend. Potsdam mit ſeinen Türmen ſank zurück; oben der Brauhausberg ſchwand, ſchrumpfte ein; Landhäuſer, die man nie geſehen, mit weiten Parks und Booten und Badehäuſern davor tauchten auf und zogen vorbei. Die

Schilfgürtel waren ganz hellgrün und unendlich lebhaft und flirrend im Sonnenglanz. Und hinter ihnen schlich mit leisen Schwankungen im feinen Auf und Nieder die Kontur der Wälder mit dem Dampfer mit.

An freien Stellen und vor den Landhäusern badete man. Überall badete man. Jungen, die planschten, bewarfen sich mit Silberspritzern und juchzten dem Dampfer nach. Männer, nackt und braun, warteten, daß er herankam, um dann von Gerüsten oder vom Dach ihrer Kabinen pitsch ins Wasser hinabzuschießen und in dem klaren Element eine ganze Weile noch, verschleiert und verschwommen, umherzugründeln, bis sie doch auftauchen mußten, pruschend und spuckend wie die Fischottern. Mädchen und Frauen mit festgezogenen Badekappen, in roten Kostümen, wußten nicht recht, ob sie, vom Dampfer überrascht, schamhaft flüchten sollten oder nicht (unsere Geschichte spielt ja 1899). Etwelche von ihnen sah man gern, auf andere hätte man lieber verzichtet, aber allen wurde doch lachend zugejubelt: denen aus reiner Begeisterung, jenen aus Höflichkeit.

Dieses von so vielen Badenden — immer wieder gab's neue — belebte Wasser hatte etwas Urtümliches — man mußte an die Pfahlbauzeit denken.

Und das Dämpferlein schnitt hin- und herüber über die großen Flächen, denn es legte hier und da an, nahm auf und entließ Gäste. Immer gab es andere Ansichten, andere neue kleine Erlebnisse. Drüben stand sogar mal an schilfiger Insel ein Fischreiher und wartete ganz regungslos und philosophisch mit eingezogenem Hals auf die Rotflossen, die da kommen sollten. Den Angler,

der kaum hundert Schritt von ihm mit hochgeſtrichenen Hoſen bis an den Bauch faſt im Waſſer ſtand, nahm er als Konkurrenten nicht ernſt. Im Gegenteil, der ungeſchickte Peter trieb ſie ihm ja mit ſeinem ewigen Angelgeſchlenker direkt in den Schnabel hinein. Siehſt du, da hatte er ſchon wieder einen. Und was für einen. Der Fiſchreiher würgte ordentlich, bis er ihn heruntergehatte. Er verſtand gar nicht, wieſo und aus welchen Gründen ſeine Frau immer ſo auf die Angler ſchimpfte. Auf den Angler da ließ er zum Beiſpiel durchaus nichts kommen.

Und dann tauchte drüben ein Ort auf — das Ganze war im Halbrund vor ein paar kahle Hügel gelagert —, ein Fiſcherdorf mit Lokalen und offenen Hallen am Waſſer, die ſchon jetzt am frühen Vormittag bis auf den letzten Platz faſt voll waren von eſſenden und trinkenden Menſchen, und mit niedern Häuſern dahinter an tiefverſandeten Wegen. Die kleinen Häuschen lagen aber nach dem Waſſer zu im Grün der Obſtbäume, und die winzigſten Gärten waren voll von der Buntheit der Bauernblumen und voll von Himbeerſtauden und Johannisbeerbüſchen, die ſich an die Zäune drängten, und in denen das ſchmackhafte Rot in tauſend Pünktchen glühte. Man konnte es genau ſehen, denn der Fluß verengte ſich hier, ließ nur eine ſchmale Durchfahrt. Man glaubte überhaupt, es wäre zu Ende und ginge dahinter gar nicht mehr weiter.

Hier ſtiegen die meiſten aus. Es wurde ordentlich luftig auf dem Dampfer, und ſelbſt die Sitzreihen zeigten große Lücken. Auch der Geſangverein — ohne

Damen — ſtieg aus im Schmuck ſeiner Gehröcke und ſtellte ſich noch einmal am Ufer unter Kommandogewalt des Hauptkrähers und Standartenträgers im Bogen auf und ſang, dem Schiffe zugewandt, auf eins, zwei, drei: „Weh, daß wir ſcheiden müſſen“ in mehrſtimmigem Chorus ſehr ſchön und ſehr traurig. Dieſe Gefühle waren jedoch einſeitig und wurden auf dem Dampfer nicht geteilt. Da war man froh, daß man den Geſangverein los war.

Und dann brodelte es wieder an den Flanken des Schiffes, und der Dampfer überwand unter vorſichtigem „Vorwärts“ und „Rückwärts“, die der nußbraune Kapitän in einen Trichter hinabſchrie, damit ſie da unten im dunkeln Bauche des Schiffes ſich in Taten umſetzten, die ſchmale Furt, und nun hatte er erſt die richtige Waſſerweite, herrlich breit und blau, vor ſich. Waren doch vorher noch überall Menſchen und Menſchenſiedlungen geweſen, ſo begann hier mit Hügelzügen und ſteigenden Seeufern, mit endloſen Wäldern (Laub- und Nadelwäldern), auch wohl ſeitlich einmal mit einem Blick in angebautes Land hinein, die weite grüne Einſamkeit der Welt, die zwar noch dem Menſchen untertan iſt, aber für ſich lebt und von dem Menſchen nichts wiſſen will.

Annchen und Hannchen ließen ſich warm von der Sonne beſcheinen, lachten glückſelig mit den Augen und ſprachen nicht viel. Denn Worte ſind doch ein ſehr dummer Notbehelf, um das zu geben, was man fühlt; und ſie ſind kaum mehr ausreichend, um das anderen anſchaulich zu machen, was man erblickt.

Selbſt Egi Meyer, der die ganze Zeit über ſich Gewiſſensbiſſe gemacht hatte, ob er den Abſchnitt drei nicht doch noch einmal hätte überarbeiten ſollen, ſchubſte — nunmehr war ja doch nichts mehr zu ändern — in ſeinem Hirn dieſen ſich immer wieder vordrängenden Gedanken zurück und blinzelte ſtillvergnügt durch ſeine Kneifergläſer in Licht, Fluß, Ufer und Wälder hinaus. Die Natur war zwar wohl eine nicht ſehr geiſtreiche und auch etwas eintönige Angelegenheit, aber entbehrte doch als Ferment unſerer Stimmung, oder beſſer: als Element der Betonung unſeres Luſtempfindens, keineswegs der Vorzüge. Nur Frau Luiſe Lindenberg ſaß immer noch vergnittert und verärgert: — über die Sache mit Tante Trautchen, da kam ſie nicht drüber weg. In ganz Melſungen war ſie jetzt jedenfalls unten durch.

Und langſam rückte hinten ein kahler Hügelrücken empor, von wenigen, mächtigen, allſeits weit ausladenden Kiefern und Eichen beſtanden. Wälder ſchloſſen ſich rechts und links im Halbrund an — die märkiſchen Seen haben ſo ſchöne, geſchwungene Uferlinien — und verzitterten im Blau von Luft und Ferne. Auch ein kleiner Einſchnitt wie ein Flußtal führte ins Land hinein mit grünen Wieſen. Man ſah noch wenig Häuſer. Ein paar Fiſcherhäuſer und Bauernkaten mit veritablen Strohdächern guckten über eine Senkung, und zu ihnen gehörten wohl die Netze, die am Ufer aufgeſpannt waren. Ein paar modiſchere Villen waren verſtreut hier und da, weit voneinander, jede für ſich in großen, wenig gepflegten Nutzgärten; und irgendwo

wies das ganz bescheidene Türmchen einer alten Dorfkirche mit kurzem, dickem Finger — es war mehr ein Daumen als ein Zeigefinger — zum blauen Himmel. Dort, wohin der Dampfer aber den Kurs hielt, war der altmodische Bau eines Gasthauses auf erhöhtem Ufer und vor ihm eine breite, ganz und gar laubberankte Terrasse, auf deren Brüstung viele, viele rote Geranien — sie konnten sich keinen besseren Platz gewählt haben — mit ihren roten Blütenbällen in der Sonne brannten.

Hier war es zu Ende, weiter ging's nicht mehr. Und hier wollte man bis zum Abend bleiben. Der Dampfer wurde leer, stellte die Maschinen ab und blieb weiß und ganz still liegen. Für den Vormittag hatte er genug getan, nun sollte er sich ein bißchen verschnaufen, bis er wieder durchs Wasser stampfen mußte. Er hatte sich seine Ruhe verdient, wie der Maschinist, der schwarz herauskletterte, die Augen vor der Sonne einkniff und über Bord spuckte.

Egi Meyer war jetzt ausgelassen, markierte Landpartie, zog sich sofort die Jacke aus, hängte sie über den Spazierstock, piekte den Strohhut oben drauf und schrie: „Jott, hab' ich 'nen Durst! Wo ist denn hier die Wirtschaft?"

Aber Frau Luise Lindenberg liebte solche Scherze nicht, und auch Hannchen hielt sie nicht mit der Würde und der zukünftigen Karriere ihres Bräutigams für vereinbar.

„Wollen wir nicht erst noch etwas gehen?" meinte Annchen, „es ist doch noch so früh."

„Nein," meinte Frau Luiſe Lindenberg, „jedenfalls muß man erſt Plätze belegen und ſich jetzt ſchon etwas zu Mittag beſtellen."

In der Halle, die nach dem Waſſer ging, war es ſchon ziemlich voll, nur noch ein paar Tiſche, und die gefielen Frau Luiſe Lindenberg nicht recht.

„Schön, dann wollen wir in dem Gartenhaus nachſehen." Denn es war noch etwas abſeits ein Gartenhaus aus Borke und Birkenkloben — gotiſch! mit Pfeilern, Krevetten und offenen Fenſtern; und damit wechſelten richtige Fenſter ab aus buntem Glas, rotem, gelbem und blauem Glas: gelb wie Sonnenblumen, rot wie gefärbte Marmelade und blau wie Emailleeimer.

Und die Leute, die davor ſaßen, waren entzückt davon. Immer ſah die Landſchaft anders aus, je nachdem, durch welches Scheibchen ſie ſahen. Sehr ſchön war das, beſonders für die Kinder, die nicht müde wurden, die Naſen dagegenzudrücken und zu ſtaunen. Aber auch die Großen hatten ihren Spaß daran.

Und nur um ſeinem Vortrag über Kunſterziehung — denn das war gerade das letzte Schlagwort, über das Fritz Eisner, wie jeder, der auf ſich hielt, ſich ſpaltenlang in den Zeitungen vernehmen ließ (man vergaß gerade mal wieder, daß die volkstümliche Rolle der Kunſtgüter eben eine gemachte iſt, und daß zum Schluß doch nur eine ſehr kleine Oberſchicht wirklich an ihnen Gefallen findet und Anteil hat) — nur um dem zu entgehen, willigte man ein, zurückzukehren. Denn man wollte eher in der Halle mit einem ſchlechten Platz

vorliebnehmen, als auf einem guten eine halbstündige Belehrung über Kunst und Volk — immerhin zwei ziemlich heterogene Dinge — über sich ergehen lassen.

Unter uns, gestört hätten die bunten Fenster niemand; auch Fritz Eisner nicht sehr. Aber irgendwie mußte er doch zeigen, daß er die Nerven eines Kulturmenschen hätte.

Und richtig, da war ja auch inzwischen ein wundervoller großer Tisch frei geworden, vorn an der Balustrade, gerade hinter den brennenden Geranien ... mit einem Blick an ihnen vorbei auf das blaue Wasser hinaus. Er wurde sofort belegt mit allem, was man mit sich führte. So, der müsse aber bis Mittag gehalten werden.

„Nein, Annchen, nimm nur den Platz," sagte Fritz Eisner. „Ich nehme den. Wenn ich auch nicht auf das Wasser sehe, so habe ich dafür doch die schönste Aussicht von allen." Annchen lächelte erfreut. Sie war schon für das kleinste und ungeschickteste Kompliment von Fritz Eisner, der in so etwas sehr plump war, dankbar. „Und seht mal, da drüben sitzt Doktor Fischer. Entschuldigt, da gehe ich mal hinüber. Er ist immer so freundlich zu uns mit den Rosen."

Frau Luise Lindenberg kiekelte durch das Stielglas. „Ist er das?" sagte sie, „der sieht doch heute so anders aus?"

Ja, da drüben saß ganz allein der Doktor Fischer; und vor ihm auf dem Tisch lag ein Berg von allerhand Blumen, Gräsern und Binsen, richtiges botanisches Grünfutter! Und Doktor Fischer guckte mit seinen großen Leonberger Augen durch eine Lupe auf eine

braune Rispe, in der er mit einem Nädelchen herumstocherte. Er sah nicht gut aus, der Mann. Blutlos, aufgedunsen und abgespannt. Und gut angezogen war er auch nicht, hatte so irgendeinen alten verknautschten, bis zum Hals geschlossenen Sportanzug mit sehr viel aufgesetzten Taschen an und einen großkrempigen Strohhut — wie einen Quäkerhut aus Stroh — auf, ... und dazu dann die strähnigen, langen Haare!

Aber da er eine schwarze Tasche neben sich hatte und man sah, daß er ein Botaniker war, hielt man ihn für irgendeinen berühmten, schrulligen Professor und gab ihm das Recht, komisch auszusehen. Ja, man hätte es ihm übelgenommen, wenn er anders ausgesehen hätte.

„Diese Juncusarten hat der Teufel gefressen," rief Doktor Fischer statt jeder Begrüßung. „Kommen Sie mal her: Halten Sie das nun für neglecta oder für Wildenowii?!"

Fritz Eisner wußte es auch nicht und musterte den Berg Grünzeug, der auf dem Tisch lag. Manches kannte er, das meiste war ihm fremd. Aber daß er manches kannte, das machte schon Doktor Fischer mitteilsam — denn nichts schließt die Menschen so auf, als wenn sie sehen, ihre Puschel, ihre geliebte Narrheit, ihre wissenschaftliche Vorliebe für irgend etwas Abseitiges ist dem anderen nicht gleichgültig, und er kann wenigstens mitreden.

„Ach," sagte er lachend, „das Selterwasser schmeckt multrig und nach Gummi. Wie Pfützenwasser, durch das ein Automobil gefahren ist." Und damit goß

er es im Bogen in einen der Käſten mit Geranien. „Hoffentlich gehen ſie nicht davon ein.“

Ein paar Jungen, die hinten auf einer Bank ſich gerekelt hatten — ſich umhalſend, ſchubſend, knuffend, wie zwei Affen, die ſich lauſen — kamen ſcheu und linkiſch heran, um die Pflanzen anzuſehen. Denn ſie hatten in der Schule Botanik, und außerdem imponierte ihnen dieſer luſtige, langhaarige Herr mit ſeinem abgeſchabten Sportanzug gewaltig: Ferry, der Waldläufer. Wie aus „Lederſtrumpf“!

Ob ſie etwas davon kriegen könnten, ſie möchten es in die Schule mitnehmen; — denn da ſie bei dem gleichen Lehrer Latein wie Naturkunde hatten (in Vertretung), verſuchten ſie auf alle Weiſe, ſich bei ihm Liebkind zu machen.

„Ach was, Jungens,“ ſagte Doktor Fiſcher lachend, „was tut ihr damit? Hier habt ihr 'nen Groſchen jeder, geht 'rüber zum Automaten und zieht euch 'ne Tafel Schokolade heraus! Aber laßt die Finger von der Botanik.“

Die Jungen wußten erſt nicht recht, ob ſie es nehmen ſollten; ſie waren doch Realgymnaſiaſten. Aber endlich iſt ein Stück Schokolade auch nicht zu verachten.

„Man muß die Jungen nämlich warnen.“ Doktor Fiſcher wandte ſich zu Fritz Eisner. „Sie ſehen ja an mir, was dabei herauskommt.“

Die Jungen aber arbeiteten drüben an dem Eiſenkaſten des Automaten, traten mit Füßen gegen ihn, hieben mit ihren Jungenfäuſten gegen ihn ... er hatte zwar ihre Groſchen verſchluckt, fühlte ſich aber durch-

aus nicht zu einer Gegenleiſtung erbötig. Ein Kellner kam hinzu, der behauptete, ſie hätten nichts hineingeworfen, und die Jungen fortjagen wollte.

Da ging Doktor Fiſcher heran: er hätte es geſehen, und der Kellner möchte den Automaten aufſchließen.

Das könne er nicht; das könne nur die Geſellſchaft. Aber er könne ja, wenn er ſich geſchädigt fühle, an die Geſellſchaft ſchreiben.

„Kneſeckes Schokolade, neunundſechzig Ehrenpreiſe, ſiebenundzwanzig Hofdiplome, überall erhältlich," ſtand daran. Da aber die Schokolade nicht erhältlich war, mußten es doch wohl die Hofdiplome und Ehrenpreiſe ſein.

„Na, Jungens," ſagte Doktor Fiſcher lachend, „ihr ſollt keinen Schaden haben. Hier, kauft euch in Berlin welche." Und damit wandte ſich Doktor Fiſcher, um zum Tiſche zurückzugehen, und grüßte zu Frau Luiſe Lindenberg hinüber.

„Solch Automat in ſo einem Sommerlokal, lieber Freund" — der Ton war wieder ſehr müde — „ſolch Automat in einem Sommerlokal iſt, das beobachte ich nun lange, genau wie das Leben. Man kann ſo viel Geld hineinſtecken, wie man will, es kommt nie etwas dabei heraus."

„Das weiß ich nicht," ſagte Fritz Eisner.

„Aber ich," meinte Doktor Fiſcher, indem er ſeine Pflanzen in graues Papier ſchlug und in ſeine Taſche ſchob. „Nun will ich nochmal ſehen, ob da oben immer noch Linnaea borealis wächſt. Vor drei Jahren war ſie noch dort."

Fritz Eisner horchte auf. Er hatte dieſes kleine, feenhaft zierliche, großblumige Pflänzchen noch nie

von Angeſicht zu Angeſicht geſehen. Denn im Grunewald war er längſt ausgerottet, dieſer uralte Gaſt aus der Eiszeit her, der noch oben im Norden bis Spitzbergen hinauf die Steine mit ſeinen Polſtern überzieht, und der hier vielleicht einſt gleich häufig geweſen war, als noch kleinhirnige Menſchen mit Feuerſteinmeißeln die Renntierknochen ſpalteten. Nun aber war Linnaea borealis bis auf wenige dürftige Fleckchen in kalten, kahlen Kiefernheiden von der märkiſchen Erde verſchwunden.

„O," ſagte er, „wenn es nicht ſehr weit iſt, begleite ich Sie, Herr Doktor, denn ich muß bald zurück zum Mittag."

„Ein paar Minuten," meinte Doktor Fiſcher.

„Dürfen die anderen mitkommen?"

„Gern."

Aber Annchen und Hannchen ſollten bei ihrer Mutter bleiben — es wäre auch ſehr heiß; (und außerdem, wem gegenüber ſollte ſie ſonſt ihr Herz wegen Tante Trautchen ausſchütten?) Egi könne jedoch mitgehen.

Egi Meyer kam heran und ſtellte ſich vor, indem er kommentmäßig dabei mit kurzer Handbewegung den Kneifer von der Naſe riß und dann ihn mit gleicher — das heißt mit umgekehrter — Bewegung wieder heraufſchnellte.

Es war ein halb ſandiger, halb harter Fahrweg, den ſie gingen. Ein Habicht hing über ihnen im Blau, und wenn er ſinken wollte, dann nagelte er ſich mit ein paar kurzen Flügelſchlägen am Himmel wieder feſt und blieb von neuem gleich reglos wieder hangen.

Von links ſtrahlte die Havel, das breite Seenbecken herauf. Man ſah durch Gärten und große Himbeerpflanzungen auf ſeine blaue Fläche hinab, die doch etwas Nordiſches hatte und trotz ihrer märchenhaften Farbe nicht an ſüdliche Seen erinnerte, ſondern immer noch etwas von einem alten Gletſcherbecken an ſich trug, Linnaea borealis! Eiszeit! Nein, ſie war nicht ganz verſchwunden hier, die uralte Eiszeit. Sie hatte Muße. Sie wartete ganz ſtill im Hintergrund — wie ein abgeſetzter Herrſcher, der ganz ruhig den Dingen zuſieht, weil er genau weiß, daß der Thron ihm doch wieder einmal zufallen muß.

Der Weg war ſandig und kahl. Nur in den Wagenſpuren wuchs ein Streifen von Kamillen, die ſtark im Sonnenbrand dufteten. Denn die Kamille iſt — das Sprichwort hat recht — wie das ruſſiſche Volk: Je mehr ſie gedrückt und getreten wird, deſto beſſer gedeiht ſie. Nur hat das Sprichwort den Begriff ein wenig zu eng gefaßt.

Und dann bog Doktor Fiſcher ab, auf die Hügel zu, die dürr mit ihren wenigen bizarren, alten Kiefern und Eichen im Licht lagen. Mühſelig und ſchnaufend ſtapfte er herauf. So. Da oben ſollte die Linnaea wachſen. Aber es war nicht eine Spur, nicht ein Blättchen mehr von ihr vorhanden, ſoviel ſie auch ſuchten. Alles ausgerottet mit Wurzel, Stumpf und Stiel, bis auf das letzte Pflänzchen. Vor kurzem aber mußten noch Menſchen hier geweſen ſein. Man ſah deutlich die Spuren ihrer Sammelwut.

Fritz Eisner warf ſich enttäuſcht ins Gras. In das ſtarre, harte, bläuliche Gras. Am Thymian neben ihm

saugten die Kaisermäntel und die Bläulinge, flatterten kurz auf, ließen ihre Buntheit in der Sonne spielen und sanken wieder in ihre herb duftenden Honigweiden hinab. Skabiosen mit blauen Köpfen, Wolfsmilch, gelb und giftig, samtene Katzenpfötchen und die weißrosigen Schmetterlingsblüten des Hauhechels wechselten mit den grellen Flecken des heißen, kahlen Sandes.

Weiter drüben lag ein anderer Hügel, unten kahl, oben dicht von Laubwald bestanden, ein wolliger Kegel, wie eine Herde junger Schafe, die sich zusammendrängt. Rechts herüber aber hatte man durch eine Waldlichtung einen Blick tief in das angebaute Land hinein. Einzelne Bäume standen auf den Karos der Felder wie Steine auf den Karos eines Schachbrettes. Kleine Weiden in Reihen wie die Bauern; Springer hier und da; schlanke Pappeln wie die Läufer; und dann noch zwei runde große Linden (es waren Linden der Form nach), die sich gegenüberstanden — eine die Sonnen- und eine die Schattenseite Fritz Eisner zukehrend — gerade wie die beiden Könige auf dem Schachbrett. Auf dem Feldweg hinten gingen aber schwarze Weiblein mit großen Kopftüchern, die wohl aus der Kirche kamen. Immer eine und zwei hintereinander, wie die Saatkrähen, die durch eine Ackerfurche stolzieren.

„Also, das wäre nichts!“ meinte Doktor Fischer. „Und das war die letzte Stelle, die ich noch hatte. Die allerletzte. Ich glaubte, sie kennt keiner. Die anderen Menschen sind doch immer genau so klug wie wir ... aber sie sind fixer.“

Und damit hatte sich Doktor Fischer, etwas mühselig, auf den Boden gesetzt — ein junger Mensch hat noch keine steifen Knochen, aber ein alter — und streckte sich seitlich im Gras und zwischen den Blumen aus, während er in den vielen Taschen nach seinen Zigarren suchte.

Eginhard Meyer stand ziemlich dumm dabei. Was ging ihn zum Teufel auch Linnaea borealis an! Weder im römischen Recht, noch im altfränkischen oder im Sachsenspiegel ist davon die Rede. Wenn noch wenigstens die Rede gewesen wäre von den Bienen, die mit dem Geräusch eines kochenden Wasserkessels in den Blüten summten, dann hätte er sagen können, daß es im altgermanischen Recht: „die Biene ist ein wilder Wurm" heißt. Und dazu dann noch lauter solche lateinische Namen; wie bei Professor Bork auf dem Pennal! Und so einfach ohne alle Vorbereitung sich auf den Boden werfen! Da mußte man sich nachher doch wieder nur abklopfen. Aber wenn es die anderen taten — ausschließen wollte er sich nicht.

Und so zog er umständlich die langen Beine ein und ließ sich in das Gras fallen.

„Ach," sagte Doktor Fischer und stellte das vergebliche Suchen nach seinen Zigarren ein, „ich möchte doch lieber jetzt keine Zigarre rauchen. Ich möchte gerade eine Zigarre geraucht *haben*. Denn das ist angenehmer. Was sind Sie, junger Herr?" Das galt Egi Meyer.

„Jurist, Herr Doktor."

„Ach so," sagte Doktor Fischer. Und in diesem „Ach

ſo“ lag ſchon, daß er vor Juriſten keineswegs die gleiche Hochachtung hatte, wie ſie zum Beiſpiel Tante Trautchen gehabt hatte. „Sie ſehen ſo aus, als ob für Sie das niedrigſte Lebeweſen, das Sie ſich vorſtellen können, ein Sextaner iſt.“

Egi Meyer lachte. „Nun ja,“ ſagte er, „ich habe jetzt etwas viel geſchuftet in der letzten Zeit.“

„Arbeit hat wenig Sinn, junger Freund. Leiſtung hat ihn. Und vielleicht hat auch Leiſtung keinen Sinn. Denn zum Schluß hat ſie ihn doch nicht für uns, ſondern höchſtens für andere.“

„Ja, aber Arbeit —“ Eginhard Meyer war ein Rabuliſt. Er widerſprach ſtets. Aus Beruf. Auch gegen ſeine Überzeugung. „Arbeit, Herr Doktor, iſt dazu wichtig, um den Geiſt zu gewöhnen, mit geiſtigen Dingen ſich zu beſchäftigen.“

„Nein,“ rief Doktor Fiſcher — „es kommt in der geiſtigen Welt gar nicht auf das Sich-damit-beſchäftigen, nicht mal aufs Erfaſſen, ſondern aufs Beſitzen an. Man kann Kant halb auswendig können und doch ein Eſel ſein.“

„Das iſt nicht meine Meinung, denn man würde ſich ja mit Kant —“

„Nur bei anderen, junger Freund,“ meinte Doktor Fiſcher, ſich halb aufſetzend, „nennen wir die Meinungen Verranntheiten. Ich glaube, Sie nehmen die Wiſſenſchaft noch zu wichtig.“

„O nein,“ ſagte Egi Meyer. „Ich weiß ſchon, Herr Doktor, daß ſie doch nur ein Teil des Lebens iſt, und daß das Leben —“

„O ja.“ Doktor Fiſcher blickte über die weite Waſſerfläche. „O ja, das Leben iſt ſchon eine wundervolle Sache, wenn man die Schönheit liebt, und eine ſchreckliche Sache, wenn man den Kampf haßt. Unter allen erſinnbaren Gefahren iſt das Leben die gefährlichſte. Und vielleicht iſt es doch das beſte, wenn man den Schluß des Buches zuerſt lieſt. Finis. Ich habe in den letzten Tagen viel darüber nachgedacht. Finden Sie nicht auch, daß es eine große Sprachdummheit iſt, zu ſagen: dann bin ich tot? Das Totſein fällt doch gerade mit dem Aufgehörthaben unſeres Ichs zuſammen. Erinnern Sie ſich noch, wie Sie nicht geboren waren? Genau ſo iſt's nachher wieder. Trotzdem — es iſt hier manchmal d o ch ganz ſchön. Aber ſolche Tage wie heute gehen ſeit Urbeginn über die Erde weg. Und man iſt ohne hunderttauſende von ihnen ausgekommen. Man wird es weiter tun müſſen . . . Na“ — er tippte mit ſeiner Hand Fritz Eisner auf die Schulter, der in die Luft ſtarrte und eine Schwebefliege beobachtete, die ſtillſtand, mit ſurrenden Flügelchen, wegſchoß, ſo ſchnell, als wäre ſie ausgelöſcht; man ſah ſie nicht mehr, man ſah ſie nur wieder, wenn ſie in der Luft anhielt und ſtehenblieb — „na — und was machen Sie? Kommen Sie weiter?“

„Nicht recht,“ ſagte Fritz Eisner. Und möglich, daß in ihm die Worte des anderen nachklangen, er begann ganz wider ſeine Art — denn er ſpielte ſtets mit verdeckten Karten — ſein Herz auszuſchütten: wie es ihm gerade nicht gut ginge, ja, ſchlecht ginge, und wie ſchwer es doch wäre, ſich durchzuſetzen und etwas zu

werden. Er hätte keine materielle Hilfe, gar keine. Und er müßte etwas werden. Nicht nur seinethalben, aber er habe doch vor, lieber heute als morgen einen Hausstand zu gründen. Und gerade in seinem Beruf wäre alles so schwierig und ungewiß und wechselnd. Mit allem: mit Erfolg, mit Verdienst; — es ist schwer, etwas zu werden und aus dem Sumpf herauszukommen! Nein, es ginge ihm eigentlich schlecht.

„Ja, ja," meinte Doktor Fischer und warf sich auf die Seite, wieder nach dem Wasser hin — „gewiß, es ist vielleicht angenehmer, von vornherein etwas zu haben und von vornherein etwas zu sein. Denn der Mensch, der emporkommt, lebt wie eine Kaulquappe — in einem ewigen Übergangsstadium. Und gerade, wenn die letzten Beine sich entwickelt haben — und gerade, wenn die Kiemen abgefallen sind, und die Lungen atemfähig geworden sind, und er heraus will aus dem Sumpf, in dem er geboren und bisher sein Dasein verbrachte — dann ist es sehr oft mit ihm zu Ende. Trotzdem — auch wenn's nichts werden sollte: ich tausche mit Ihnen! Sie haben doch einen schönen Beruf, weil er eigentlich kein echter Beruf ist. Denn ein echter Beruf ist langweilig; und Leute, die ihn haben, werden es auch."

„Oho," rief Egi Meyer — er gehörte zur Gilde der Zwischenrufer.

„Aber Sie brauchen sich nicht vom Leben tangieren, unterkriegen, zermalmen zu lassen, weil Sie als Schriftsteller . . . wie soll ich das sagen . . . einfach auf kaltem Wege alle Wesensmöglichkeiten und Glückserfüllungen Ihres Ichs ausnützen können, die in Ihnen liegen.

Darum beneide ich Sie. Und warum ſollen Sie keinen Erfolg haben? Gewiß, es haben ihn ſchon Dümmere gehabt und Klügere nicht gehabt . . . Erfolg iſt verdienter Zufall. Und warum ſoll es Ihnen nicht nochmal ſehr gut gehen im Leben? Es iſt ſogar nicht ganz unwahrſcheinlich. Aber das eine will ich Ihnen ſagen: es wird Ihnen nie wieder in Ihrem Leben ſo gut gehen, nie wieder — wie jetzt, da es Ihnen noch ſchlecht geht. Ich kenne das . . .“

Fritz Eisner, der ganz ſtill die Schwebefliege beobachtet hatte, die immer noch in der niederbrennenden Sonne gaukelte, wandte ſich plötzlich um, weil ihm der Klang der Stimme Doktor Fiſchers ſo ſonderbar vorkam. Und da ſah er, daß ſeine großen, dunklen Leonberger Augen ganz voll Waſſer ſtanden. Die Sonne blendete ihn wohl . . .

Egi Meyer hatte nur gewartet, bis der Doktor Fiſcher ſchwieg. Er wolle nochmal auf etwas zurückkommen. Nein — er meſſe Büchern und Kunſt und denen, die ſie ſchufen, nicht die Wichtigkeit zu. Sie nehmen doch nur irgendeine Stelle außerhalb des großen Lebens ein. Bücher, die ſich in Taten umſetzen, wie die Iherings — ja! Oder Taten wie die Verſuche Lilienthals, oder wie die der beiden Brüder da drüben in Amerika . . . oder der Kongreß, den ſie da jetzt im Haag zuſammenrufen . . . das wären die größten Augenblicke des Jahrhunderts. Aber ein Buch oder ein Bild mehr oder weniger — darauf käm's nicht an.

„Ich glaube immer noch,“ rief Doktor Fiſcher und ſetzte ſich vom Boden hoch — Fritz Eisner und Egi

Meyer rappelten ſich auch auf: es war Zeit — „ich glaube immer noch, der größte Augenblick unſeres Jahrhunderts iſt in einer ganz beiläufigen Bemerkung nur irgendwo mal geſtreift worden: Goethe . . . wiſſen Sie, Goethe? . . . gab dem Doktor Schopenhauer — Sie kennen ihn vielleicht dem Namen nach? — Goethe gab Schopenhauer eine Empfehlung an Lord Byron. Wenn ich das leſe, wenn ich nur daran denke, dann zittre ich innerlich. Acht Worte, die durch die Welt der Seelen donnerten wie tauſend Gewitter!“

„Nein,“ meinte Egi Meyer, „nein, Herr Doktor, es geht eine Scheidung durch die Welt, die Scheidung zwiſchen Wort und Tat. Ich glaube, daß der Tat die Zukunft gehört und nicht mehr dem Wort.“

„Sie haben keine Grenzen untereinander, junger Freund.“ Doktor Fiſcher hatte ſich ganz aufgerappelt und nahm ſeine Taſche. „Meines Wiſſens geht nur eine wirkliche Scheidung, nur eine tiefe Grenze durch die Welt, eine Kluft, die niemand überſpringen kann, und die nie zu überbrücken iſt. Sie ſind ja auch verlobt, Sie wiſſen es noch nicht, Sie glauben's auch wohl nicht, aber Sie werden es noch kennenlernen. Und das iſt die zwiſchen Mann und Frau. Ich hatte mal einen Zahnarzt, an den erinnern mich die Frauen immer. Der hatte nämlich die Eigenſchaft: Wenn er einem die Zähne ausbohrte und man ſich vor Schmerzen wand, dann ſang er immer dabei: ‚Es lief ein Hund in die Küche . . . rrr . . . und ſtahl dem Koch das Fleiſch . . . rrrr . . . da nahm der Koch das Meſſer . . . rrrr . . .‘“

Doktor Fiſcher blieb plötzlich ſtehen, ſchwieg mitten im Satz und ſtarrte auf die Straße, die da unten vor dem Hügel und zwiſchen dem Hügel und dem blauen Waſſer vorbeiging. Ein hübſcher, kleiner, gelber Dogcart, ein Jagdwagen, ſolch federnder Zweiſitzer, gezogen von einem recht feurigen Fuchs, der luſtig die Beine auswarf, kam da herangewippt und machte reichlich Staub, der rot in der Sonne rauchte, und in dem ein Foxterrier auf und nieder ſprang. Mal hinter dem Wäglein, mal bei den Rädern, mal vor dem Pferd. Ganz ſchnell kam er heran, auf dem blauen Hintergrund des Waſſers; ein hübſches, elegantes Bild. Ein Titelblatt.

Thöny hätte es zeichnen können oder Reznicek. Das heißt: Thöny hätte es mehr auf den Offizier geſtimmt, der da ſtockſteif, mit ellenhohem, weißem Kragen, blanken Knöpfen, weißrandiger Mütze über dem langen, ſchmalen Schädel — ein Geſicht, in dem man zuerſt die Mundlinien und die hochgezogenen Naſenlöcher ſah — ſtockſteif daſaß: odi profanum vulgus.

Reznicek jedoch wäre wieder der Dame neben ihm gerechter geworden, mit ihrem ſandfarbenen Reitkleid, den angezogenen Ellenbogen, die Zügel und die wippende Peitſche in den ſämiſchen Lederhandſchuhen, mit ihrer fülligen und doch ſchlanken, in ein franzöſiſches Korſett eingepreßten hohen Figur, mit dem Turmbau kanarienfarbiger Haare, dem Hütchen mit dem kurzen, grauen Schleier und dem leeren, rotwangigen, ſchon ein wenig zurechtgemachten Geſicht eines Seifenplakats. Das hätte wieder Reznicek beſſer im Weſen erfaßt. Es lag ihm mehr.

Doktor Fiſcher war vorgetreten, als wollte er den Weg heruntergehen. Und plötzlich ſchlug er der Länge nach vornüber und kegelte ein paar Schritte (nicht viel) den Abhang hinab.

Fritz Eisner und Egi Meyer ſprangen erſchrocken zu, um ihn aufzurichten. Aber da kam er ſchon wieder von ſelbſt hoch.

„Verdammt!“ ſagte er, „danke, danke Ihnen — ich bin wohl über eine Wurzel geſtolpert. Eigentlich darf ein guter Stolperer nicht fallen.“ Er klopfte ſich die Knie. „Aber ich ſage ſchon immer: Wo ein rechter Pechvogel hinfällt, iſt ſtets Dreck . . . Dreck — Dreck — Dreck,“ knurrte er hinterher.

Hinten ganz klein, in einer Wolke von Staub, fuhr ſchon der Zweiſitzer.

„Na, nu muß ich gehen. Sehen Sie, es war doch nichts mit Linnaea boralis. Adieu, meine jungen Herren. Ich habe heute noch ein ſchweres Stück Wegs vor mir bis nach Haus.“

Und Doktor Fiſcher ſchwankte davon. Er ging wie ein Sack voll Steine.

Fritz Eisner und Egi Meyer ſahen ihm nach. Dieſer müde Ton, nicht erſinnbar müde, lag ihnen noch in den Ohren.

„Na, wir müſſen aber auch zurück,“ meinte Egi Meyer. „Ich mache mir eigentlich nichts aus dem Mann. Das iſt ſo einer, der durch jahrelange Konſequenz ſich das Recht erworben hat, Dummheiten zu ſagen. Die Sorte kenn' ich.“

Fritz Eisner antwortete nicht und ging still in Sand und Sonnenglut neben Egi Meyer her.

„Sage mal, das kam mir doch so vor," meinte Egi Meyer, „als ob das da unsere Kapitänswitwe war, die Dame auf dem Dogcart. Oder habe ich mich geirrt?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Fritz Eisner. Er hätte gegen den Holzzaun da mit den Fäusten trommeln können, bis sie bluteten. So weh war ihm zumute.

Und langsam und mißgestimmt ging Fritz Eisner durch die Sonnenglut — sie war mitleidslos, ohne ein Fleckchen Schatten — zu dem Gasthaus zurück.

Egi Meyer, der pfeifend neben ihm schritt, schien gar nicht bemerkt zu haben, daß soeben der Vorhang nach dem vierten Akt eines Trauerspiels gefallen war, und daß er Zuschauer gewesen war.

Und selbst w e n n er es bemerkt hätte, so hätte ihn das sehr, sehr wenig gerührt. Denn er war zwar keiner von den r o b u s t e n Egoisten, keiner von den Herrenmenschen Nietzsches, aber er war einer von den unrobusten, nervösen Egoisten. Und die sind noch weit rücksichtsloser. Und weit schlimmer. Und sie halten noch weit zäher an der Eigenheit fest, die da Wilhelm Busch in „Plisch und Plumm" von den beiden Jungen berichtet, nämlich an der: sich fremder Leute Seelenschmerzen nicht zu Herzen zu nehmen.

Und Egi Meyer war noch zudem ein ganz besonderer Verehrer von Wilhelm Busch.

Aber wie peinlich: da hatten ja an ihrem schönen Tisch noch andere Platz gefunden. Und Frau Luise

Lindenberg und Annchen und Hannchen waren schon im besten Gespräch mit ihnen. Sie mußten sich auch mit jedem gleich anfreunden!

Irgend solch Sonntagspärchen war das, das sah Fritz Eisner auf den ersten Blick.

Er ging ja wohl noch. Soweit Fritz Eisner von rückwärts her beurteilen konnte. Hatte eine schöne, breite Kehrseite, und in dem roten und eingebrannten Hals lief eine geschwungene Speckfalte wie bei einem hockenden Fettbauchbuddha. Über den schon etwas dünnbehaarten, sehr geschorenen Hinterkopf — der Strohhut hing an der Stuhllehne — zogen sich nebeneinander drei gerade, langgezogene Schmisse herab, ein breiter und zwei schmale. Wie ein Fahrdamm und rechts und links je ein Bürgersteig. Schöne Primen, wie mit dem Lineal gezogen, die ihm in jüngeren Studententagen irgend so ein langer Laban über den Schädel gejagt hatte. Wenn man eben zu klein ist, dachte Fritz Eisner, nützen einem die besten Durchzieher und Tiefquarten nichts.

Jetzt drehte er sich einen Augenblick. Richtig, so und nicht anders durfte er aussehen: ein lachendes, rotes, kreisrundes Gesicht — gerade als ob die rote Billardkugel sich über einen ungeschickten Spieler lustig macht. Gott ja — er ging wohl eigentlich noch an . . .

Aber sie! Sie saß Fritz Eisner zugekehrt. Das war doch eine Dame von recht unfeinem Kaliber, von der man das unabweisliche Gefühl hatte, daß ihr Tag sich sonst aus vielen schwachen Stunden zusammensetzen müsse. Sie war — das sah man auf den ersten

Blick — eine ſehr triebhafte Dame, von kleinen Impulſen bewegt, ohne intellektuelle Hemmungen. Sie war ſehr groß — (ſeltſam, daß ſo kleine Männer immer mit ſo langen Frauenzimmern herumziehen) — nicht jung, keineswegs mehr jung, mit einem Geſicht, das ganz in einer Fläche lag, als ob ſie damit gegen eine Mauer gelaufen wäre; gemalt, breitnaſig, vollippig; mit ſehr gefärbten Haaren unter einem Wagenrad von Hut. Und ſie trug ein ſehr durchbrochenes Tüllkleid. Es hatte Fenſter wie eine gotiſche Kirche. Es gehörte von der vergnügten Billardkugel ſchon ein tüchtiges Stück Mut dazu, mit ſolch einer Dame ſich öffentlich zu zeigen. Denn, wie geſagt, die vergnügte Billardkugel ſchien gar nicht aus ſchlechtem Hauſe.

Außerdem — um der Wahrheit die Ehre zu geben — zeigte er ſich ja gar nicht öffentlich mit ihr, ſondern er war ja ihretwegen — ſeit zwei Jahren kam er nicht von ihr los! — ſchon über die Sonntage hier in dieſe letzte, für Berlin faſt noch unbekannte Einöde geflüchtet. Und er hatte keinen kleinen Schrecken bekommen, als ihn Lindenbergs ſelbſt hier noch aufgeſpürt hatten. Denn er hatte eine Heidenangſt vor ſeiner alten Dame, der es wirklich ſehr wehgetan hätte, wenn ihr dieſe recht fragwürdige Liaiſon zu Ohren gekommen wäre.

„Ach, Fritz, wo bleibſt du denn?“ rief Annchen. „Denke mal, wie nett: wir haben hier einen alten Bekannten getroffen.“

Der „alte Bekannte“ ſprang auf beide Beine mit der Elaſtizität der Dicken.

„Doktor Martini," ſagte er. Sonſt nichts.

„Und das iſt ſeine Schwägerin."

„Nein, du machſt ja alles falſch," rief Hannchen. „Es iſt die Schweſter ſeiner Schwägerin: Fräulein Kuhlmei."

Ach ſo, dachte Fritz Eisner, da hat der Bruder gewiß gegen den Willen der Eltern geheiratet.

Doktor Martini war wohl ein ziemlich trinkfreudiger Herr, und er bemäntelte das mit ſtudentiſchen Sitten. „Komme nach," brüllte er förmlich zu Egi Meyer herüber. „Erlaube mir einen ganz bedeutenden Streifen!" apoſtrophierte er Fritz Eisner. „Über Kreuz!" meinte er zu Annchen. Sie war von vielen Stiftungsfeſten her erfahrungsreich. „Auf Ihr Spezielles, sine, sine!" Und er ſtreckte eine halbe Minute lang das Bierſeidel zu Frau Luiſe Lindenberg hinüber, ehe er es zu feſten Schlucken an die Lippen ſetzte. Innerhalb von fünf Minuten führte er für ſich allein einen ganzen Kommers auf.

Der Kellner ſchenkte ihm erhöhte Aufmerkſamkeit. Solche Leute liebte er.

Ja — Doktor Martini fing ſogar an zu ſingen: „O alte Burſchenherrlichkeit" — in breiten, wie mit braunen Aſphalttinten unterlegten Tönen, und rief: „Ein ſchönes Lied ex, ein Schmollis dem Sänger!" Und trank wieder.

Annchen fand das famos. Sie ſtrahlte. Das lag ihr. War ihre alte Welt.

Hannchen hatte Fräulein Kuhlmei belegt und erzählte ihr von ihren pädagogiſchen Arbeiten. Die

hörte mit beruflicher Freundlichkeit zu, denn sie war gewohnt, daß ihr Leute allerhand Dinge erzählten, von denen sie nichts verstand. Und außerdem hatte ihr Hänschen schon beigebracht, in kritischen Fällen nach Möglichkeit das Maul zu halten. Denn das Mir und Mich saß bei ihr wirklich nicht so ganz fest. Nur einmal warf sie etwas ein: „Ja, ja," sagte sie ernst, „so etwas kann vorkommen, Fräulein, darf aber nicht passieren!"

„Na," meinte Frau Luise Lindenberg, „was ist denn aus eurer herrlichen Exkursion geworden? Habt ihr wenigstens für eure Damen ein paar Blumen mitgebracht?"

„Keine Spur," sagte Egi Meyer, „die beiden haben sich gegenseitig mit den längsten lateinischen Namen beworfen. Das war alles. Nicht einen Grashalm haben sie gefunden."

„Ich habe das gewußt," sagte Frau Luise Lindenberg sibyllinisch. „Du darfst das aber dem Mann nicht übelnehmen, er ist nämlich etwas geistesschwach."

„Na höre mal," rief Egi Meyer erstaunt, „den Eindruck macht er aber nun wirklich nicht."

„Ich weiß es genau." Frau Luise Lindenberg war in Erregung und wurde pathetisch. Wie stets, wenn sie auf Widerspruch stieß. Sie deklamierte ihn sozusagen nieder. „Ich weiß das leider nur zu genau. Aber er ist ganz gutartig. So schickt er zum Beispiel Annchen immer die schönsten Rosen . . ."

„Aber weißt du," sagte Egi Meyer, um das Thema zu wechseln, „weißt du aber denn, wen wir vorhin noch

gesehen haben? Also auf einem Dogcart, das unten vorbeifuhr, todschick, mit einem Gardedukorps-Offizier neben sich, einem Gaul vor sich und einem echten Foxhund hinter sich? — Na? — Deine Kapitänswitwe!"

„O, das wundert mich gar nicht," sagte Frau Luise Lindenberg stolz. „Die hat ja Beziehungen zu den besten Kreisen Potsdams."

„Welcher Art?" fragte Egi Meyer trocken.

Aber Frau Luise Lindenberg überhörte es nicht, sondern sie hörte es wirklich nicht. Sie mußte nämlich Doktor Martini — ein reizender Mensch! (eigentlich begriff sie doch Annchen nicht; sie wäre trotzdem heute noch dafür . . .) — dem Doktor Martini erzählen, wie nett sie es hatten. Und sie begann nun zu erzählen, wie und wo sie wohnten, und wie schön es da wäre.

„O, gnädige Frau," sagte Doktor Martini, „es soll ja sehr, sehr hübsch dort sein. Ich kenne es leider nicht. Ich wollte immer mal herausfahren, bin aber noch nie hingekommen. Ich komme manchmal hier heraus in diese Gegend, zu den Schwiegereltern meines Bruders, die hier gemietet haben — sehr idyllisch! — aber da bin ich noch nie gewesen. So alt ich bin."

In diesem Augenblick aber fiel es Doktor Martini ein, daß er ja Hannchen noch nicht zugetrunken hatte; und daß das doch eine arge Vernachlässigung gerade dieser jungen Dame bedeute und von ihr übel vermerkt werden könnte; und er reckte sich in Positur und brüllte über den Tisch: „Fräulein Hannchen, gestatte mir, Ihnen einen Halben vorzukommen!" und kluckerte dann mit festen Zügen und trefflichem Augenmaß — er irrte

ſich nie nach oben, nur nach unten (das aber darf man!) — den halben Inhalt eines Glaſes in ſich hinein.

„Ja," meinte Frau Luiſe Lindenberg, „und wir haben es ſo reizend dort. Sie ſollten einmal herauskommen. Wir können jetzt ſogar Logierbeſuch aufnehmen. Denn wir haben durch einen merkwürdigen Zufall — es war da ein Arzt, der die Wohnung hatte, deſſen Frau aber Gelenkrheumatismus bekam — unten in einem ſehr lieben Gartenhäuschen noch zwei Zimmer hinzubekommen."

„Ach?" meinte Doktor Martini intereſſiert.

„Ja — unſere Wirtin iſt nämlich eine ſehr ſcharmante und großzügige Frau, eine Kapitänswitwe, wiſſen Sie — direkt eine Dame! Sie hat es eigentlich nicht nötig, zu vermieten."

„Da haben Sie aber bei ihr mehr Glück gehabt," meinte Doktor Martini, „denn ich habe . . ." — Doktor Martini trat ſich ſelbſt innerlich auf den Fuß — „habe gehört: die Schwiegereltern meines Bruders nämlich haben mit der Sommerwohnung hier draußen gar nicht ſehr gute Erfahrungen gemacht. Die Leute ſind dort ſehr hinter dem Geld her."

„Ach Gott," meinte Frau Luiſe Lindenberg, „das iſt wohl bei einfachen Vermietern nicht anders. Ich gebe zu: wie wir es getroffen haben, iſt wirklich eine Ausnahme. Sie müſſen uns mal beſuchen. Sie können ruhig Ihr Fräulein Schwägerin mitbringen."

„Gern, gern, gnädige Frau!"

Doktor Martini ſah ſehr verlegen in ſein Bierglas und erhob es mit plötzlichem Ruck, um Egi Meyer

einen Hochachtungsſchluck zu kommen. Immerhin — er hatte Glück. Er konnte nicht rot werden, weil er rot war. Ein Rot, in dem es keine Steigerung mehr gab. Aber innerlich war er furchtbar verlegen. Denn trotz ſeiner ſtudentiſch aufgetragenen Schneidigkeit und ſeinen Schmiſſen war er doch innerlich ein Junge. Sehr unentſchloſſen, ängſtlich und ein ziemlich ſchwaches und hilfloſes Kerlchen. Nie hätte ihn auch ſonſt die Perſon ſo unterkriegen und ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen können.

„Und er war es d o ch," tuſchelte Annchen, die Fritz Eisner untergefaßt hatte, und ſich an ihn lehnte. „Aber was iſt denn mit dir? Du ſprichſt doch gar nichts?"

„Ach nichts," meinte Fritz Eisner. Er ſah immer noch das Geſicht dieſes Doktors Fiſcher, wie er vorhin da zu Boden geſtürzt war.

„Haſt du was übelgenommen? Biſt du eiferſüchtig? Auf d e n Fettfleck?" Annchen liebte eine etwas burſchikoſe Ausdrucksweiſe. „Weil Muttchen ſo freundlich zu ihm iſt? Ich mache mir gar nichts aus ihm."

Aber da kam die Suppe: Sagoſuppe auf Königinnenart. Wirklich, Königinnen haben nichts zu lachen, wenn ſie immer ſolche Suppe eſſen müſſen. Es war Waſſer mit ein paar Klümperchen wie Froſchlaich.

Und es gab Tauben. Niemals hätte man geglaubt, daß ſo elende und ärmliche Tierchen bei Lebzeiten ſo glänzende Flieger geweſen waren.

Frau Luiſe Lindenberg war entzückt, wie wunderbar die Bauernſchwägerin von Doktor Martini, dieſes Fräulein Kuhlmei, von oben herab mit eingezogenen

Ellenbogen ihre Taube tranchierte und die Bruſtſtückchen auf ſpitzer Gabel zum Mund führte. Auch verſtand ſie, einen Flügel zu knabbern, daß es geradezu ein äſthetiſcher Genuß war, ihr dabei zuzuſehen . . . wie Frau Luiſe Lindenberg ſpäter wortreich feſtſtellte.

Und Frau Luiſe Lindenberg kam zu der Anſicht, daß dieſe Dame aus ſehr gutem Haus ſein müßte. Denn die Art des Eſſens war der einzige Kulturmaßſtab, den ſie an einen Menſchen legte. Frau Luiſe Lindenberg vergaß eben, oder ſie wußte es nicht, daß Eſſenkönnen bei dieſer Dame, wie bei den Diplomaten, mit zu den Vorausſetzungen ihres Berufs gehörte.

„Die Preißelbeeren bieten, mit Kiefernadeln, Blättern und Zweiglein durchſetzt, eine nette gedrängte Überſicht der Flora der Mark Brandenburg," ſagte Fritz Eisner. Er war noch bei Doktor Fiſcher und der Botanik.

„Das iſt doch m e i n e Speiſe," rief Hannchen begeiſtert. Und richtig, ſie ſah aus wie Tuſchwaſſer und ſchmeckte auch ſo.

Ja — und was ſollte man nachmittag machen?!

Hannchen hatte ſich zur Wut Egis ſo an Fräulein Kuhlmei, — die immer noch leidlich die Dehors wahrte und ſich ſagte: Maul halten! — attachiert, daß ſie ſie nicht von der Seite ließ.

Es täte ihm unendlich leid, ſagte Doktor Martini — er hatte nebenbei zur Freude des Kellners den alten Komment wiederaufgenommen —, aber ſie müßten leider zurückwandern. Denn die Eltern von Fräulein Kuhlmei würden ſich ja ängſtigen. Sie hätten ſie ihm

nur für ein paar Vormittagsſtunden anvertraut. Nachher bekämen ſie ſelbſt Beſuch, und da müßte ſie zurück ſein, um mit die Honneurs zu machen.

„Ach — bis zum Kaffee könnten Sie doch noch bleiben,“ bat Frau Luiſe Lindenberg. „Ich koche ſelber und habe reichlich Kuchen mit. Und was für Kuchen! Sie werden ſtaunen.“

„Ach ja, Hänschen, bleib' doch da,“ ſagte Fräulein Kuhlmei. Bisher hatte ſie ſich noch kein einziges Mal verſchnappt, ſondern immer „Herr Doktor“ geſagt.

Drinnen in einem kleinen Saal begann irgendein klappriges Klavier mit einer quietſchenden Geige ſich über den Takt einer Tanzmuſik zu ſtreiten.

„Wiſſen Sie noch von dem Stiftungsfeſt, Herr Doktor?“ ſagte Annchen.

Fritz Eisner wurde es heiß um die Stirn. Er war durchaus gegen Vertraulichkeiten auf der Grundlage gemeinſamer Erinnerungen.

„Ach, wir wollen doch mal tanzen,“ rief Hannchen. „Man verlernt es ganz.“

Wirklich, in ihren beiden ſogenannten Bräutigams hatten ſich Annchen und Hannchen keine Tänzer erworben. Sie mochten ſonſt vielleicht — nach *ihrer* Anſicht — ganz gute Jungen ſein, aber als Tänzer waren ſie verabſcheuungswürdig und verächtlich, blamabel und eine Schmach. Während doch der kleine, dicke Doktor Martini eine gute, überraſchend gute und vielſeitige Schulung verriet.

„Es iſt doch wirklich heute zu heiß zum Tanzen,“ ſagte Doktor Martini angſtvoll und warf einen halb

flehenden, halb beſchwörenden Blick zu ſeiner Schwipp- oder Bauernſchwägerin, Fräulein Leonie Kuhlmei, herüber. Aber es nützte gar nichts. Wenn es Tanzmuſik gab, war ſie nicht zu halten — das wußte er vorher.

„Nee," rief ſie — „ick muß ſcherbeln!"

(Frau Luiſe Lindenberg, die den Ausdruck „ſcherbeln" nie gehört hatte, fand ihn zwar etwas originell, aber ſehr luſtig.)

Und damit hüpfte Fräulein Kuhlmei — das Wort iſt nicht richtig, es gibt das Bild nicht wieder; der Berliner würde ſagen: ſie „ſcheeſte im Polkatakt", alſo ſie „ſcheeſte im Polkatakt" quer über die Terraſſe weg auf den Tanzſaal zu, während ſie Doktor Martini hinter ſich herzerrte.

Frau Luiſe Lindenberg erſchien ihr Benehmen doch jetzt etwas eigentümlich.

„Ja," riefen Annchen und Hannchen, „wir wollen auch tanzen." Und ſie nahmen Fritz und Egi unter den Arm und zogen ſie lachend mit ſich.

In der Tür verſuchte — Fritz Eisner ſtellte das mit Genugtuung feſt — Doktor Martini ſeine Bauernſchwägerin, Fräulein Leonie Kuhlmei, nochmals zurückzuhalten und ihr ins Gewiſſen zu reden. Es mußte ja eine Kataſtrophe geben, rettungslos.

„Ach wat!" ſchrie Fräulein Kuhlmei, faßte Doktor Martini um und begann ihn herumzuwerfen. Umſonſt verſuchte er, Einhalt zu tun, die Führung an ſich zu reißen — es nützte nichts.

Donnerwetter — die tanzte. Da war ja noch Annchen ſelbſt eine lahmgeſchoſſene Krähe dagegen. Und wie

ulkig: ſie tanzte geradezu mit Schikanen; Touren, die es gar nicht gab. Sie ſchmiegte ſich ganz feſt an Doktor Martini, daß einem ſchon beim Zuſehen heiß wurde. Und dann ließ ſie ihn etwas los, ſtampfte und ſchmiß die Beine, daß eine Tüllwolke von Deſſous aufſtäubte. Sie ſtreckte den rechten Arm weit vor und taktierte mit ihm, die Hand halb hoch, mit abgeſpreiztem kleinem Finger. Sie ſang Textworte zu dem Walzer, Textworte, aus denen ein Forſcher wie Kraus für ſeine Anthropophyteia hätte ſehen können, daß nicht allein die Südſlawen in dieſer Hinſicht intereſſante Kulturdokumente bieten. Und ſie brüllte zu dem Klavierſpieler 'rüber: „Schneller! — Menſch, ſchlaf' doch nicht in!"

Alſo es war unmöglich. Kataſtrophal. Keiner tanzte mehr. Alle — es waren nur wenige Paare geweſen — hatten aufgehört. Und alle blickten, halb beluſtigt und unter Gelächter und halb geärgert, zu den beiden hin, zu dem dicken Herrn, dem der helle Angſtſchweiß auf der Stirn ſtand, und jener wohl ſehr wenig feinen Dame, die hochſtolz war, daß ihre Künſte ſo viel Bewunderer fanden.

Selbſt in der Tür drängte ſich eine lachende Mauer von Gäſten, die aufgeſtanden waren, nur um das mitanzuſehen.

Alles kehrt wieder. Und was ſich hier auf Erden vollzogen hatte, war eigentlich gar nichts anderes geweſen als die Sage von der Uſume, der japaniſchen Göttin der Unzucht mit dem breiten, laſziven Kindergeſicht. Die Sonne — ſo erzählen die Japs — hätte ſich mi

den Göttern verzankt, zog ſich in eine Höhle zurück und beſchloß, die Erde nicht mehr zu beſcheinen. Aber da tanzte Uſume, die Schützerin der Unzucht, einen Tanz vor, der ſo wild und gemein war, daß die Götter ſich einfach vor Lachen ſchüttelten. Die Sonne aber, neugierig wie Frauen ſind, wollte natürlich auch ſehen, was es da zu lachen gäbe, kam aus ihrer Höhle heraus . . . und nun ſcheint ſie wieder.

Die Muſik ſchwieg. Doktor Martini nahm ſeine Bauernſchwägerin beim Arm und ſchob ſie kategoriſch auf die Gruppe Annchen, Hannchen, Egi und Fritz Eisner zu.

„Entſchuldigen Sie, Herr Kollege," ſagte er zitternd und leichenblaß, „entſchuldigen Sie mich dann bei Ihrer Frau Schwiegermutter, aber wir können nicht mehr zum Kaffee bleiben. Wir müſſen gehen. Wir werden erwartet." Und damit ſtülpte er ſeinen Strohhut über ſeine Schmiſſe, riß ſeine Bauernſchwägerin, Fräulein Leonie Kuhlmei, unſanft herum und marſchierte mit ihr zur anderen Tür des Saals heraus, begleitet vom Gejohle einer ziemlich ungehaltenen Menge.

„Wo iſt denn Doktor Martini mit ſeiner reizenden Bauernſchwägerin geblieben?" rief ihnen Frau Lindenberg entgegen. Sie trug eine mächtige Kaffeekanne, denn den Kaffee mußte man ſich ſelbſt holen. „Habt ihr vorhin beobachtet, wie ſie die Taube aß? Es war wirklich hübſch anzuſehen."

„Ja," ſagte Fritz Eisner, „wir haben auch eben beobachtet, wie ſie tanzte, das war ſogar n o ch hübſcher anzuſehen."

„Na ja," versetzte Frau Luise Lindenberg, „ich glaube schon, daß sie Grazie hat."

„Sie lassen sich nebenbei dir empfehlen," meinte Egi Meyer.

„Hör' mal," sagte Annchen, „ich finde es doch eigentlich eine Frechheit von diesem Doktor Martini, uns so etwas vorzustellen."

„Na, ich fand sie doch ganz nett," meinte Frau Luise Lindenberg, wie aus den Wolken fallend. „Wie fandest du sie denn, Egi?"

„Achtungsbedürftig," sagte Egi Meyer.

Und während man sich zum Kaffee setzte und sich doch eigentlich freute, den ganzen Kuchen für sich zu haben, begann Hannchen die Szene von eben ihrer Mutter zu erzählen. Und sie machte so etwas ganz reizend, so daß sogar die Nebentische lachten.

Aber das eine blieb doch: Doktor Martini war unmöglich geworden, und Fritz Eisner atmete auf.

Die sogenannte Bauernschwägerin, Fräulein Leonie Kuhlmei, pflegte nebenbei später, als er einmal krank war, den Doktor Martini treu und hingebend, wich nicht von seinem Bett, wochenlang. Und aus Dankbarkeit hat er sie dann geheiratet. Und das hat ihn Glück, Vermögen, Karriere, gesellschaftliche Stellung und endlich das Leben gekostet. Man soll eben nicht dankbar sein, und zum mindesten nicht so weitgehend.

Der Nachmittag floß ziemlich still dahin. Man guckte in die alte, gemalte Dorfkirche hinein, die an eine der reizenden Sizilianen von Liliencron gemahnte; sah richtige Bauernkinder — selbst in Potsdam und Teltow

und Barnim gibt es die noch nicht — in karierten Kattunkleidern, ganz weißhaarig, mit dicken Kämmen, auf denen in Goldbuchstaben „Gott schütze dich“ stand, in den halblangen Strähnen; apfelbäckig und mit den blauen, scheuen, seit Jahrhunderten kulturfernen Augen. Man sah Schwalben zu, die über den Wasserspiegel flogen — zwei Stück, immer kreisend und stets an einer Stelle sich treffend — zwei Schwalben, die einen Augenblick nur, sich in den Flügeln aufrichtend, wie zu einem Kuß in der Luft zusammenhingen, und die sich einzig wieder lösten, um das Spiel verliebter Kurven von neuem zu beginnen. Man lagerte sich im Wald, inmitten hoher Farnwedel — nicht so nah voneinander, daß man sich gegenseitig nicht sehen konnte. Im Moos steckten kleine gelbe Pilze, wie Teppichnägel, die eine vorsichtige Hand dort eingeschlagen, damit nicht ein Windstoß einen Zipfel der grünen Decke etwas in Verwirrung brächte und aufrollte. Man sprach nicht viel. Wozu muß auch immer geredet werden? Und man war sehr glücklich. Und als die Dampferglocke wieder ihre Gäste zusammenrief, wäre man noch gern geblieben. Aber das ging nicht: wie sollte man nach Haus kommen?

O, war das schön! Über dem Wasser türmten sich Gewitterköpfe hinten hoch, mit ihren runden, weißen Ballen, die ganz feuerfarbene Ränder hatten von der untergehenden Sonne. Und die Sonne selbst legte sich groß und rund und gelbrot und feurig im Westen auf das farbige Wasser und schlug als Spiegelbild eine lange, glühende Brücke darüber fort.

„Sieh doch mal, Hannchen, wie recht die Bakairi-Indianer haben," ſagte Fritz Eisner, „die glauben, daß die Sonne ein Ball von den Federn des roten Arara und des gelben Tukanvogel iſt."

Egi hielt das für eine poetiſche Freiheit Fritz Eisners und beſtritt überhaupt die Exiſtenz der Bakairi-Indianer.

„O nein," ſagte Fritz Eisner, „du kannſt darüber im Steinen nachleſen. Sie ſind auch ein politiſch ſehr fortgeſchrittenes Volk. Wenn ſie zum Beiſpiel mit ihrem Häuptling unzufrieden ſind, dann zieht der ganze Stamm einfach aus und bedeutet dem Häuptling, er möchte freundlichſt ohne ſie weiterregieren."

Und langſam, mit ſchönen Farben, ging der Abend in die warme, tiefblaue Julinacht über. Der Wald ſtieg in breiten Baumreihen die ſanften Hügel am See empor, wie eine geſchloſſene ſchwarze Maſſe, wie ein Feſtungsgürtel, dem Auge undurchdringlich. Aber — ſeltſam genug — im Spiegelbild der Waſſerfläche glühte doch in ſonnenroten Streifen das Abbild des Abendhimmels zwiſchen den ſchwarzen Strichen der Stämme. Dort nur eine einzige dunkle Mauer, war der Wald hier im Waſſerbild ein Gitter, ein Zaun, hinter dem man die Eſſe eines Hochofens glühen ſah.

Hinten aber, nach Berlin zu, lagen ſchwere Gewitter, und die Blitze zuckten unaufhörlich über den Himmelsrand. Donner hörte man nicht. Es war zu weit fort.

Auf dem Bahnhof, im Gewühl, nahm man Abſchied. Die einen fuhren in die Ruhe, Kühle, den Duft von Heu, Blumen und Park, in Grillengezirp und das Geflüſter der leiſe ſich regenden Zweige hinaus. Und

die anderen riß der Zug dem Lärm, Staub, Dunſt, dem Jagen, den noch immer trotz leichten Gewitterregens glühenden Felſenſchluchten der Stadt zu.

Fritz Eisner ſah ſtill vor ſich hin. Er hatte einen Eckplatz. Starrte auf das Fenſter des Abteils, an dem die erſten dicken Gewitterregentropfen beim Rütteln des Wagens entlangliefen wie Kaulquappen, die mit dicken Köpfen und ſchlenkernden Schwänzchen in einem flachen Sumpfwaſſer nach der Tiefe ſuchen, ſobald ſie die Erſchütterung nahender Schritte ſpüren.

Und er mußte an ſich denken, an all das Ungewiſſe ſeiner Zukunft, an den Vergleich von der Kaulquappe, den Doktor Fiſcher heute von dem werdenden und emporkommenden Menſchen gebraucht hatte. Und er mußte an Doktor Fiſcher denken, und der Gedanke an ihn ſchnürte ihm plötzlich tief beängſtigend und preſſend die Bruſt zuſammen.

Das war um halb Elf nachts; alſo zur gleichen Zeit, da ſich Doktor Fiſcher — dreißig Kilometer von da entfernt — eine Kugel durch den Kopf jagte.

Egi Meyer aber ſaß ganz ruhig drüben in ſeiner Ecke und war eingeſchlafen. Und nichts ſieht dümmer aus als ein ſchlafender Menſch mit einem Kneifer auf.

Einer der mir liebſten Schriftſteller, der Ire George Moore — er war erſt Maler und ein Freund Manets, und dadurch hat er im Sehen einen großen Vorſprung vor den Nurſchriftſtellern, und er iſt als Sohn einer blonden Raſſe durch das romaniſche Frankreich des Impreſſionismus hindurchgegangen und hat dadurch einen großen Vorſprung vor beiden Kulturen — er iſt übrigens kein Schriftſteller für den Leſer, er iſt ganz Detail, er iſt mehr ein Schriftſteller für den Schriftſteller — dieſer George Moore ſagt einmal irgendwo, daß er ſich aus dem Auguſt unter allen Monaten des Jahres am wenigſten mache, weil er keine Bewegung, kein Vorwärtsſchreiten, keine Entwickelung habe, ſondern einen Stillſtand bedeute. Das iſt nicht ganz richtig. Die Bäume, gewiß die Bäume

sind im August etwas langweilig und gleichförmig. Das Laub ist blaugrün und schwer. Auch das Licht ist weniger amüsant als sonst, als ob es nicht von der Sonne käme, sondern erst noch einmal von einem großen Blechschild zurückgeworfen würde. Die Natur ist auch ein wenig müde des Gebärens. Sie sagt: Wachst heran, vollendet euch, geht euren Weg! Ich kann nichts mehr für euch tun. So, Kinder: bis hierher habe ich euch gebracht, nun helft euch selber weiter!

Aber da sie alle eine gute Kinderstube haben und tüchtig von Haus her sind, so besinnen sie sich nicht lange und machen allein ihren Weg weiter. Die Apfelbäume senken von Tag zu Tag ihre Zweige mehr unter der Fruchtlast, die Pflaumenbäumchen werden blauschimmernd. Die vergilbten Kornfelder rascheln deutlich: Wir sind müde, bringt uns zur Ruhe. Die Astern, die Dahlien, die Georginen, die Sonnenblumen rufen den Rosen zu: Platz da, abdanken, jetzt kommen wir, und sie recken sich immer höher in Rot, Blau, Gelb und Lila!

Die Vögel haben jetzt mehr zu tun als zu singen. Die ersten Kinder sind schon in die Welt entlassen. Mit denen hatte man's leicht. Da gab's Raupen, grüne Raupen und alles mögliche — die Hülle und Fülle. Man brauchte nur einfach sie aufzupicken und sie ihnen in die Schnäbel zu stopfen, und die Kinder, sie gediehen wie von allein. Aber jetzt haben diese Raupen lange schnelle Beine und schwirrende Flügel bekommen, müssen gejagt werden, und für unzählige von ihnen hat sich schon das Rad ihres kurzen Daseins einmal

um ſich ſelbſt gedreht, um auf ein Jahr ſtill in ſich wieder zu ruhen. Nein, es iſt wirklich nicht ſo leicht mehr, die Kinder großzukriegen, und wenn es etwa vorzeitig Herbſt wird — und das iſt möglich, denn das Heidekraut fängt ſchon an zu blühen — dann muß man einfach fort und ſie hier in Hunger und Kälte im Stich laſſen. Der große gelbe Vogel, der immer „Bülow, Bülow“ ſchrie — er war ein politiſcher Vogel und machte allenthalben von früh an Propaganda für den kommenden Kanzler — war ſchon ſeit einer Woche fort. Und der andere, der immer „Kuckuck“ ſchrie — man war in Vogelkreiſen nicht gut auf ihn zu ſprechen, es gab da ſo gewiſſe dunkle, jedenfalls nicht ganz geklärte Punkte im Leben dieſes Kavaliers — ging auch demnächſt. Und die Raubritter und Wegelagerer, von denen es erſt nur ein paar gegeben hatte, hatten ſich erſchrecklich vermehrt. Täglich berichteten die Schwalben — die waren ſchneller als ſie, die fürchteten ſie nicht — von erſchlagenen Finken und Droſſeln und von ganzen Neſtern, die zerſtört und auseinandergeriſſen waren, und von deren friedfertigen Bewohnern keiner mit dem Leben davongekommen war.

Man hatte ſchon ſeine Sorgen. Wie ſollte man da ſingen!

Annchen und Fritz Eisner aber hatten keine Sorgen oder wollten keine haben. Sie nahmen ihre Wege wieder auf und vergaßen auch nicht den mit den Bänken aus Birkenäſten, in dem nicht mehr die Leuchtkäfer über die runden weißen Teller der Holunderblüten flogen, ſondern an deren reifenden Beeren des Abends

noch einmal, ehe sie ihren Schlafplatz suchte, die Drossel zupfte, um sich zu überzeugen, wie weit sie wären, und wann sie denn mit der Ernte beginnen könnte ... so wie ein Landmann, der des Abends vom Feld heimkommt, im Vorbeigehen eine Rübe aus dem Boden zupft, sie durchbricht, ansieht und fallen läßt.

Nun ja, Doktor Fischer war gestorben, und er hatte, wie er es vorausgesagt hatte, seine letzte Reise nach Hamburg angetreten, um den Rest seines Daseins in einer Art Konservenbüchse zu verbringen, nicht viel größer als eine solide Zweipfundpackung von Stangenspargel. „Sein Herz ist wohl so nicht das beste gewesen, und da hatte er es an dem heißen Sonntag durch die weite Wanderung noch überanstrengt. Ich habe ihn immer beschworen, es nicht zu tun, aber er hat nicht auf mich hören wollen," sagte die Kapitänswitwe zu Frau Luise Lindenberg. „Ich verliere in ihm einen väterlichen Freund, um den ich nicht nur mit der Kleidung, sondern mit dem Herzen traure. Aber meinen Kindern war er beinahe mehr als das."

Etwas, das die Kapitänswitwe in dieser allgemeinen Form und so weitgehend keineswegs behaupten konnte.

Und dann ging die Kapitänswitwe mit Lieschen, dem Südseetyp — es sah in seinem Trauerkleidchen und mit dem dunklen Gesicht wie eine junge Dohle aus — an der Hand fort, weil sie drin in Potsdam etwas bei einem Notar zu tun hätte und nicht zu spät dort sein wollte. Von ihrem großen wundervollen — er war das Mittelstück, die Hauptzierde, der Stolz des ganzen Witwenkongresses gewesen —, von ihrem

Trauermarsch von Witwenhut aber flatterte lang und breit der schwarze wehende Schleier hinter ihr her. Und er bewies oder richtiger demonstrierte — denn Grundsätze sind ja nicht beweisbar —, also er demonstrierte wieder einmal den unumstößlichen mathematischen Grundsatz: „Die Tiefe der Trauer einer Frau verhält sich umgekehrt proportional zur Länge ihres Schleiers."

Frau Lindenberg aber stand und sah den beiden nach und sagte: „Ach Gott, es ist wohl für den armen Irren so das Beste gewesen. Wer weiß, was ihm noch alles bevor gestanden hätte! Von der Frau aber finde ich es geradezu ergreifend."

Immerhin hoffte Frau Luise Lindenberg, daß die Kapitänswitwe mit der Zeit — und sie heilt ja jede Wunde — darüber hinwegkommen würde. Denn so ist ja doch einmal das Leben des einzelnen beschaffen, daß es, durch Fremdes noch so sehr aus dem Gleichgewicht gestoßen, immer wieder zu sich und zu seinem eigenen Schwerpunkt zurück muß. Das heißt, mit diesen Worten sagte sich Frau Luise Lindenberg das nicht. Aber dem Sinn nach empfand sie das Gleiche. Und es war sicher ein ganz richtiger Schluß. Nur die Voraussetzungen waren hier unzutreffend.

Annchen aber war recht traurig. Sie hatte doch so wundervolle Blumen durch Fritz Eisner aus Doktor Fischers Gärtnerei bekommen. Und damit war es jetzt aus. Denn die Gewächshäuser wurden ausgeräumt, in ganzen Karren und Wagen fuhren die Leute Töpfe und Kübel mit Kamelien, Azaleen und Rhododendren weg; und die schönen Rosenstöcke

wurden auch fortgenommen. Es ſah wüſt und traurig aus. Ein paar Beete mit Nelken hatte man gelaſſen und ein paar Georginen, die am Zaun wuchſen. Aber da ſie niemand mehr zuſammenband, fielen ſie nach allen Seiten zu einem wirren Geſtrüpp auseinander.

Annchen hätte noch gern davon ein paar Blumen gehabt, denn ſie liebte Blumen ſehr. Es lag tief in der muſikaliſchen Grundbetonung ihres Weſens, daß ſie an den hübſchen, kleinen, bunten Liedern der Natur ſo hing. Nun ja, draußen gab es ja auch noch immer genug, und ſie mußte dann eben ſich Feldſträuße binden, an Wegrainen irgendein paar Gräſer und Margeriten und Glockenblumen zuſammenſuchen, um die Vaſen irgendwie zu füllen. Das war ja auch nett genug, aber es glühte, leuchtete, prunkte und duftete doch nicht ſo wie die Sträuße von vordem.

Wenn aber Annchen und Fritz Eisner, wie oben bemerkt, ſich keine Sorgen machten, ſo kann man es von Hannchen und Egi Meyer nicht behaupten. Im Gegenteil, trotzdem Egi ſich jetzt ſehr rar machte, brachte ihnen jeder Tag, ob ſie ſich ſahen oder nicht, neue Hoffnungen, Kämpfe und neue grauſame Schwierigkeiten.

Es gibt Leute, die gern Examina bauen. Sie müſſen Examina machen. Und wenn ſie eins fertig haben, dann machen ſie ſchnell noch zwei, drei hinterher. Sie ſind dann über und über abgeſtempelt zum Schluß, wie Briefe, die einen Adreſſaten vier Wochen lang geſucht haben, und deren Umſchläge man ſich aufhebt, weil da Kötzſchenbroda, Neuſtrelitz, Pillkallen, Kaufbeuren, Neckargerach, Schlierſee, Danzig, Waldenburg

in Schleſien und ſonſt noch ein paar Orte, die weit getrennt ſind, dicht nebeneinander und halb übereinander ſtehen. Der Inhalt war genau wie hier, meiſt gleichgültig und alltäglich, aber der Umſchlag bildet ein Poſtkurioſum.

Dann gibt's Leute, die jedes Examen erſt ins Unreine machen müſſen. Das zweitemal geht's glatt. Und andere, die überhaupt am Examen ſcheitern. Es ſind nicht immer die Unbefähigtſten.

Es gibt Leute, die vor einem Examen verſchwunden ſind, ſich einſchließen und büffeln Tag und Nacht. Andere, die ſcheinbar leichtſinnig ſind und weiterbummeln und nach durchſchwärmter Nacht ſich in den Frack werfen, um, ohne daß einer davon vorher etwas ahnte, summa cum laude zu promovieren. Sie laſſen ſich beglückwünſchen und bummeln weiter.

Es gibt auch Leute, die Angſt, Zuverſicht oder Gleichgültigkeit zur Schau tragen.

Aber endlich, endlich gibt's welche, deren ganze nähere und fernere Umgebung, bis hinab zur Schweſter der Waſchfrau, ſämtliche Phaſen, ſämtliche Hebungen und Senkungen ihrer geprüften Seelen in vergrößerter Form mitmachen muß. Sie werden zur Landplage. Sie denken nichts anderes, ſie reden nichts anderes. Sie wiſſen nichts anderes. Sie beläſtigen jeden und ziehen alles in den weltbewegenden Strudel ihrer Doktorprüfung mit hinein.

Und zu dieſer letzten Sorte gehörte Eginhard Meyer. An jedem Abend ſchrieb er noch vier Seiten voll Überſchwang und Verzweiflungsausbrüchen an Hannchen.

Man wird ſagen, daß da Hannchen wirklich tief zu bedauern war. Aber man vergißt ganz, daß ſo etwas ja Hannchens Element war, daß das eine neue Märtyrerkrone war, die ſie ſich wortreich auf ihre ſchönen kaſtanienbraunen Flechten ſtülpen konnte (die letzte war ſowieſo ſchon etwas verbraucht), die ſie vier Wochen lang mal nach rechts und mal nach links drehen konnte, die ſie ſchief oder gerade ſetzen konnte, ſo daß ſie jedem ins Auge fallen mußte — im Gegenteil, Hannchen war froh darüber. Sie konnte jetzt jedem ſagen: nicht mein Bräutigam macht das Examen, wir machen das Examen. Ich mache es mit ihm. Oder wenigſtens, es iſt faſt ſo gut, als ob ich es mache. Ja, wenn ich es recht und genau betrachte, ſo mache ich es eigentlich.

Kurz und rund: es war noch nie ein Doktorexamen unter ſo ſchwierigen Umſtänden und von ſolcher Bedeutung für die Wiſſenſchaft Deutſchlands gemacht worden. Und wenn zum Schluß die Prüfenden ſich nur auf eine beſcheidenere Geſamtnote einigten, ſo war das einfach die Notwehr der verbrieften und verjährten Unfähigkeit, dem emporbrängenden und ſie gefährdenden Genie gegenüber. Na ja, mit dem Schriftlichen, da hatte was nicht geklappt. Der Beurteilende, die Mumie mit dementia senilis, tadelte beſonders, daß von Eginhard Meyer ſeine grundlegenden Ausführungen über die gleiche Materie nicht genügend berückſichtigt worden wären; während der Doktorand auf den phantaſtiſchen Belangloſigkeiten des wirklich frenetiſch unbegabten jüngeren Kollegen Adolf Kochenheimer-Tübingen (nicht der bedeutende Ernſt Kochen-

heimer-Greifswald!) weitergebaut hatte, die ja schon seinerzeit durch ihr Erscheinen im A. f. a. R. (Archiv für Allgemeine Rechtswissenschaft), diesem Tummelplatz aufgeblähter Talentlosigkeit, dem allgemeinen Gelächter anheimgefallen wären. Immerhin wären großer Fleiß und eine vielversprechende Eigenart der Arbeit nicht abzusprechen usw. usw., und so könne man dem Prüfling usw. usw.

Ungefähr, ja eigentlich um die gleiche Zeit stand jedoch Direktor Max Liebenthal vor dem schwersten Examen seines Lebens — das heißt, er hatte unten in Johannisburg vor zwölf Jahren als Mister Lovelace schon einmal eine ziemlich ähnliche Prüfung zu bestehen gehabt.

Aber Direktor Max Liebenthal gehörte zu einer anderen Art, zu denen, die oben beschrieben. Er war einer, dem kein Mensch, kaum die nächsten, anmerken, daß er ins Examen steigen will, die sich in den Frack werfen und summa cum laude promovieren.

Es war eine Weile recht still um Direktor Max Liebenthal geworden. Die Presse behandelte ihn kurz. Prozeß Liebenthal langweilt, war von den Verlegern dekretiert worden. Nicht mehr bringen als nötig. Dreißig bis vierzig Zeilen täglich genügen vollkommen. Wenn's mal wegen Raummangel ausbleibt, macht's nichts. Sport ist wichtiger. Denn die Presse ist undankbar und lebt nur von Aktualitäten und vergißt ihre Helden schnell. Außerdem jedoch begann in ihrer Peripherie gerade ein sehr amüsanter Lustmörder aufzutauchen, und das schädigte Direktor Max Liebenthal.

Als aber jetzt die Plaidoyers begannen, horchte die Presse doch wieder sehr auf. Also sie waren glänzend: die Richter, der Staatsanwalt wurden einfach so von oben herunter behandelt. Aber das Publikum und die Geschworenen wurden dafür in rosa Kantenpapier eingewickelt von Kopf bis Fuß, ehe sie's auch nur merkten.

Wenn der Direktor Max Liebenthal sie nicht schon gehabt hätte, er hätte geradezu vor sich selbst Hochachtung bekommen müssen, so vorteilhaft fiel sein Bild aus: Leute von solchem geschäftlichem Weitblick fehlen hier. Deutschland ist ihm zu Dank verpflichtet. In dem Spiegel des Staatsanwalts sah er ja ein ganz klein wenig anders aus... aber das war ein Zerrspiegel, und der Staatsanwalt vertrat einfach seine geschäftlichen Interessen. Wenn er einmal ein Verfahren eröffnen läßt, so will er auch, daß der Mann verurteilt wird, und mag er noch so unschuldig sein.

Und dann hatte Direktor Max Liebenthal das Schlußwort. Der Angeklagte hat das Schlußwort. Die anderen, die Verteidiger, hatten klug, fein, sarkastisch, sophistisch, logisch, beharrlich, überzeugsam gesprochen. Er sprach schlicht, rührend, einfach, in Herzenstönen! Unser Mann war nicht nur unschuldig, er m u ß t e es einfach sein, weil ein Mensch wie er der ihm zur Last gelegten Handlungen überhaupt nicht fähig war... Als in einer großen Versammlung einmal Turgenjew sprach, da jubelte das Volk und war begeistert, als aber nach ihm Dostojewski sprach, da weinte es. Waren seine Verteidiger Turgenjews gewesen, er, Direktor Max Liebenthal, war Dostojewski.

Es gab einen Riesenreinfall für den Gerichtshof. Die Geschworenen verneinten fast alles. Irgendein Eckchen blieb. Lumpige drei Monate sprangen 'raus. Und die mußte man ihm auf die Untersuchungshaft anrechnen. Der Vorsitzende donnerte ins Publikum — es war kaum zu bändigen. Es fehlte nur noch, daß es dem Direktor Max Liebenthal Triumphpforten baute und die Pferde ausspannte.

Also der Cand. jur. Eginhard Meyer war Dr. jur. Eginhard Meyer geworden und damit seinen Zielen ein bedeutendes Stück nähergerückt. Und der Direktor Max Liebenthal war nach eingehendster Untersuchung und nach endgültigem Konsilium der Herren Ärzte als vorerst geheilt aus dem Sanatorium entlassen worden. Immerhin, ganz sicher war es nicht, ob er nicht durch einen Rückfall seiner Krankheit gezwungen würde, dieses Sanatorium noch einmal aufzusuchen.

Egi Meyer hatte sofort den Erfolg seines Examens an Hannchen telephoniert, so lange, bis das Fräulein vom Amt mit mitleidloser Hand die Verbindung unterbrochen hatte. Endlich wollte im Laufe des Tages doch mal ein anderer Mensch nach Potsdam sprechen. So viel war aber doch festgestellt worden, daß man morgen ein Glas Bowle draußen trinken wollte. Er sollte Fritz benachrichtigen, und sie sollten schon etwas früher kommen. Und Hannchen würde noch ein paar Bekannte bitten; welche, war durch die Rücksichtslosigkeit des Telephonfräuleins — alle Welt beklagt sich ja darüber — nicht mehr festzustellen gewesen.

Fritz Eisner und Egi Meyer trafen sich auf dem Bahnhof.

„Hör' mal, lieber Doktor. Ich sehe, du hast dir ein Billett dritter Klasse gekauft. Das geht nicht mehr. Das ist nicht mehr standesgemäß für dich."

Und Fritz Eisner nahm eines zweiter Klasse und eine Zuschlagkarte. Eigentlich hatte Fritz Eisner ja zwei Billetts erster Klasse nehmen wollen, denn er hatte schon ganz in der Frühe aus Essen eine Postanweisung über zweiundzwanzig Mark und fünfundneunzig Pfennige (hundertdreiundfünfzig Zeilen à fünfzehn Pfennig) bekommen. Auch führte der Zug, trotzdem er ein Vorortzug war, zwei Abteile erster Klasse; denn er war ein Zug, der bekanntlich in ein sehr vornehmes Gelände fährt.

In einem Wagen zweiter Klasse waren zwei Abteile nebeneinander mit einem breiten goldenen Strich umrandet, und da stand: „I. Klasse" dran. Und da stiegen dann entweder ein paar Offiziere ein, die sich mit dem „Simplicissimus" sagten: „Wir werden doch nicht zweiter Klasse fahren, da kriegt man ja Lause", oder eine ältere dürre Hofdame; irgend etwas exotisch Aussehendes an Diplomat; oder ein spießiger Herr in einem schlechtsitzenden Gehrock mit einer Aktenmappe, der zu einem Vortrag befohlen war. In diesen beiden Abteilen fing schon das Königliche Potsdam an. Nebenbei, die wenigsten wußten, daß der Zug sie führte. Fritz Eisner hätte ja zu gern sich das Vergnügen gemacht, den Doktor Eginhard Meyer standesgemäß zu befördern. Aber das hätte ihm doch ein gar zu

großes Loch in die zweiundzwanzig Mark fünfundneunzig gerissen — sie waren ihm gerade wie gerufen gekommen, denn er war ganz blank gewesen —, und außerdem hatte er schon für Annchen Blumen gekauft. Derartige Dinge, beiläufig, hielt der Doktor Egi Meyer für seiner unwürdig. Ihm genügte es, eine Frau mit seiner Gegenwart und der Fülle seines Geistes zu beschenken.

Die erste Klasse, die improvisierte, goldumzogene erste Klasse, war nebenbei fast ganz leer. Nur ein Herr ging vor ihr langsam, vornehm und gelangweilt auf und nieder mit gestreiften, sehr wohlgebügelten Beinkleidern, einem sehr köstlichen Cutaway, einem Zylinder ... tadellose, unauffällige, gediegene Eleganz. Er hatte ein kleines, amerikanisch zugestutztes Schnurrbärtchen in dem rosigen Gesicht und einen goldumrandeten Kneifer auf dem Nasenrücken, hinter dem er das linke Auge ab und zu sarkastisch blinzelnd etwas einkniff. Er trug eine sehr elegante Aktenmappe von rotem Saffianleder unter dem Arm und kaufte noch kurz vor Abgang des Zuges ein paar größere deutsche und englische Blätter. An der Geschäftigkeit, mit der der Zeitungsverkäufer versuchte, ihm noch mehr aufzuhängen, sah man, daß er sie generös überzahlt hatte. Er ließ sich von dem Stationsbeamten, der gewohnt war, die Herren der ersten Klasse dieses Vorortzuges sehr höflich zu behandeln — mußte der Zug doch oft genug eigens auf sie warten — noch einmal ersuchen, doch Platz zu nehmen, ehe er ganz langsam einstieg und es dem Stationsvorsteher überließ, die Tür hinter ihm zu schließen.

„Höre mal, Doktor Eginhard Meyer," sagte Fritz Eisner. „Hier habe ich zehn Zigaretten. Davon rauche ich fünf und du fünf. Alle acht Minuten eine, dann reichen sie. Ich übernehme die Verwaltung. Und jedesmal, wenn du das Wort Examen aussprichst oder auch nur umschreibst oder andeutungsweise irgend etwas, was damit zusammenhängt, erwähnst, konfisziere ich eine von deinen Zigaretten wieder. Richte dich bitte danach. Sind die fünf Zigaretten konfisziert, so gehe ich zu Handgreiflichkeiten über. Denn mit Verlaub zu bemerken: d e i n Examen wächst m i r zum Halse heraus."

Und der Zug sauste wieder an Hinterhäusern und Vororten vorbei.

„Der Geheimrat Viereck, dieser Trottel," sagte Egi Meyer, „war der Meinung, daß der Absatz 3 b —"

„E i n e Zigarette," sagte Fritz Eisner und tat sie in seinem Etui von links nach rechts hinüber.

„Was war das wohl für ein Herr, der dort in die erste Klasse stieg?" meinte Doktor Eginhard Meyer. „Er sah ganz gut aus. Wie ein Handelsattaché. Einer, der zur Wahrung und Beurteilung kaufmännischer Interessen irgendeiner Gesandtschaft beigegeben ist. Da war zum Beispiel der Geheimrat Schneckenburger, der mich im Privatrecht —"

„Z w e i Zigaretten," sagte Fritz Eisner und tat die zweite in seinem Etui von links nach rechts hinüber.

„Hör' mal," sagte Doktor Eginhard Meyer, „ich kenne den Mann. Ich muß sein Bild schon in irgendeinem illustrierten Blatt gesehen haben. Ich glaube,

es war ein großes Massenbild, wo er in der Mitte war. Vielleicht — halt — ja — warte mal, vielleicht von einem Wohltätigkeitsfest im Garten des Reichskanzlerpalais. Oder war es auf dem nächsten Blatt bei dem Prozeß... Da haben Sie zum Beispiel neulich auch den Professor Kohler..."

„Drei Zigaretten," sagte Fritz Eisner und griff nach seinem Etui.

„Bitte," rief Doktor Eginhard Meyer lachend, „höchstens zwei und eine halbe Zigarette. Ich habe ja noch gar nichts gesagt."

Und er ging auf Hannchen über und kam auf seine Zukunftspläne zu sprechen. Und da hatte er genug zu reden. Bis über Neubabelsberg hinaus war er voll beschäftigt.

Fritz Eisner war so insgeheim doch ein wenig neidisch auf diesen Glückspjungen da ihm gegenüber. Nicht auf den Titel, den er so früh schon sich erworben. Denn Egi Meyer war ja noch beschämlich jung. Aber er dachte an die ganze wilde Ungewißheit seines Lebens jenseits der von Welt und Staat geebneten Lebenschausseen und sah so die glatte, sichere Heerstraße des Lebens hinab, die vor dem anderen nunmehr lag. Ruhiger Weg; erst die Absicht, Ungewöhnliches zu leisten, wie bei fast allen; langsames Sichbescheiden; reiche Eltern; eigene angenehme Wohlhabenheit; Eheglück; ein Dasein ohne übergroße Erfolge, aber eine angenehme Wald- und Wiesen-Sache in still-selbstzufriedener, selbstsicherer Behaglichkeit, ohne viel Probleme. Nach Alterserscheinungen mit Professor oder

Juſtizrat, doppelte Anzeige in der dritten Beilage und vielleicht noch Nekrolog in der erſten Beilage: Der hier in weiten Kreiſen beliebte ... Auch ſeine wiſſenſchaftliche Bedeutung als Mitarbeiter der „Deutſchen Juriſtenzeitung“ ...

Und als dann ſpäter alles ſo anders, ſo ganz und gar anders kam, als er, Fritz Eisner, es damals vor ſich geſehen hatte, und als das Schickſal nach reichen Enttäuſchungen, verdienten und unverdienten, den Doktor Eginhard Meyer durch ſehr viel Schmutz und durch ſehr viel kranke Verbitterung lange Jahre willenlos hinter ſich herſchleifte — alles brach natürlich dabei zuſammen, nicht nur er ſelbſt — bis es ihm endlich wieder, als ſchon jede Hoffnung geſchwunden, plötzlich irgendwie auf die Beine half ... oft, ſehr oft in ſpäteren Jahren mußte Fritz Eisner an den ſchönen Auguſttag denken, da er in den ihm damals ſo ungewohnten weichen und behaglichen Polſtern eines Abteils zweiter Klaſſe dem neugebackenen Doctor utriusque juris Eginhard Meyer gegenüberſaß, der ſo ſelbſtſicher ſprach und ſo zukunftsfroh in die Welt ſah.

Annchen und Hannchen waren nicht auf dem Bahnhof. Sie dachten wohl, Fritz und Egi kämen erſt mit dem nächſten Zug. Aber der Herr aus der erſten Klaſſe, der Handelsattaché, war bis hier mit herausgefahren. Er hatte vielleicht hier irgendein Referat zu halten. Und langſam, die Saffianmappe unter dem Arm, ging er durch die Sperre und warf dem Knipsmann mit kurzer Bewegung das rote Fahrkärtchen zu. Aber das fiel dem nicht weiter auf; denn er war ge-

wohnt, von Leuten mit roten Fahrkarten überſehen und geringſchätzig behandelt zu werden.

„Donnerwetter," rief Doktor Eginhard Meyer, „ich habe mir doch die ganze Zeit überlegt, wer das iſt. Das iſt ja der Direktor Max Liebenthal. Das Bild in der ‚Illuſtrirten' war ſogar ſehr ähnlich."

Und unter anregendem Geſpräch über den Prozeß Liebenthal — Doktor Eginhard Meyer wußte juriſtiſche Intima — gingen die beiden langſam zum Bahnhof hinaus. Und weder Fritz Eisner noch Egi Meyer achteten dabei auf den blonden jungen Menſchen, der dort vor den Stufen — ſie waren ſtets ſo ominös — auf und nieder ging und jedem, der heraustrat, wie ein Detektiv ins Geſicht blickte und verſuchte, unbefangen dabei zu erſcheinen. Aber er benahm ſich genau wie jene ſehr auffallend und ungeſchickt.

Er ſah aus, als ob er aus einem ſchlechten Roman mit oder ohne Erdgeruch entſprungen wäre: alſo groß, etwas ſchlakſig, aber der blonde Lockenſchüttler mit dem ſtrahlenden Blauauge, dem geleimten Plaſtron, der Kavaliersuhr und dem verſchnittenen braunen Maſſenkonfektionsanzug. Trotz ſeiner Schmiſſe mußte er im Studentenalmanach „Neue Jugend" faſt melancholiſche, aber ſehr zarte Gedichte gemacht haben:

„Mädchen, Mädchen, ſtill am Söller,
Sonnengolden überglüht,
Warum ſchlägt mein Herze ſchneller" uſw.

Der Reim „Söller" — „ſchneller" war zwar nicht ganz ſauber, aber Goethe reimte doch ſogar „Menſch" und „iſt".

Er mußte eine Arbeit über Schillers Äſthetik planen; und einem in vorgeſchrittener Stunde erklären, daß er Idealiſt wäre. Er mußte chroniſch Hände ſchütteln, — man konnte ſogar annehmen, daß das eine der Hauptbeſchäftigungen von ihm wäre; er mußte das Glas erheben und dem Freund in das treue Auge ſchauen. Er war geſchaffen dazu, daß ein blondes Mädchen ſtill auf ihn wartete, während er einem Tugendbund angehörte und den Verſuchungen einer ſündigen Welt, die gerade ihm allenthalben nachſtellte und ihn umgarnen wollte, trotzte oder zu trotzen vorgab.

In drei Jahren mußte er als Hilfslehrer die Jungen verprügeln, aber mit ihnen Turnfahrten machen. In zwölf Jahren hatte er einen Stammtiſch, einen Bauch und einen Geſangverein ſich zugelegt und begann langſam einzuſinken in den Stumpfſinn des Berufs und des Philiſteriums. Jetzt glaubte er noch an Schiller, hielt ſich für einen Feuerkopf, einen Dichter, eine Kraftnatur, die einfach durch die Wände ging. Es gab keine Dummheit, deren er nicht fähig geweſen wäre. Nietzſche war noch nicht bis zu ihm vorgedrungen, hätte aber Verheerungen in ihm anrichten können.

Das alles ſagte ſich Fritz Eisner, das heißt, er ſagte es ſich nicht, er empfand es, als dieſer junge Herr plötzlich vor ihnen ſtand.

„Herr Eginhard Meyer?“ ſagte er.

„Doktor Meyer,“ gab Egi beſcheiden zurück und nahm den Kneifer ab.

„Klein, Wilhelm Klein.“ Der Nachname paßte nicht recht, der Vorname ſchon eher.

„Ich war heute vormittag ſchon in Ihrer Wohnung, Herr Doktor.“

„Oh,“ ſagte Egi Meyer freundlich und ſetzte den Kneifer wieder auf. „Ich bedauere, daß Sie mich nicht getroffen haben.“ Denn Eginhard Meyer galt in Studentenkreiſen als ein gelehrtes Haus und als eine Hoffnung, und jüngere Semeſter kamen öfter zu ihm, um ſich Rats zu holen.

„Ja, wir hätten das dort ruhiger beſprechen können, was wir beide miteinander abzumachen haben,“ ſagte Wilhelm Klein mit tiefem, aber etwas öligem Ernſt und wilder Entſchloſſenheit in den blitzenden Blauaugen.

„Ach,“ meinte Doktor Eginhard Meyer, der gar nicht ahnte, wo der andere hinauswollte, „es iſt wohl ein Irrtum ... aber wir können es auch hier beſprechen.“

„Nicht in Gegenwart Dritter,“ ſagte Wilhelm Klein mit dem Streben zu faſzinieren.

„An meinem Schwert gemeſſen, kaum größer als ein Salm,
Der Schmoller, der Groller, der Willehalm“

zitierte Fritz Eisner gerade laut genug vor ſich hin. Er war in jüngeren Tagen ein berüchtigtes Raubbein geweſen; aber nach Fünfundzwanzig gibt ſich ſo etwas.

„Einer von uns beiden iſt zu viel auf dieſer Welt.“ Das klang ja recht hübſch, war aber weder neu noch originell. „Für einen von uns beiden iſt zu wenig Raum auf dieſer Erde, entweder für mich oder für Sie!“ rief Wilhelm Klein erregt und zog ſeine Kavalieruhr, als ob er ſagen wollte: In fünf Minuten iſt einer von uns eine Leiche.

„Oh," ſagte Eginhard Meyer mit mehr Ruhe und Gelaſſenheit, als ihm Fritz Eisner zugetraut hätte — er benahm ſich überhaupt tadellos in dieſer Affäre — „meinethalben können Sie ruhig drauf bleiben auf dieſer Erde. Ich lege ſo wenig Gewicht darauf, daß Sie weggehen, wie ich Gewicht darauf lege, daß Sie da ſind. Von mir aus iſt es Ihnen alſo durchaus unbenommen, zu tun und zu laſſen, was Sie wünſchen. Mir haben Sie nichts getan ..."

„Aber Sie mir," rief Wilhelm Klein mit Ritterſtiefelpathos. „Perſönlich habe ich ja nichts gegen Sie, außer daß ich Sie haſſe."

Und nun kam es heraus: Er war ein Jugendfreund von Hannchen. Das ſagte alles. Rektorsſohn von geradeüber. Und ſie hatte ihm verſprochen, als er mit dem Stipendium nach Marburg ... auf die Univerſität nach Marburg ging, auf ihn zu warten. Und er glaubte ſich dadurch beſonders bevorzugt und beſonders ... Und er ahnte gar nicht, daß dieſes Verſprechen Hannchens doch nur ſo eine Art allgemeines Ehrenzeichen war, das zum Schluß jeder ihrer Freunde einfach bekommen mußte. Sie hatte ihm fleißig geſchrieben, denn Hannchen ſchrieb ja unentwegt Briefe. Liſelotte von der Pfalz, die Sévigné und Rahel waren unproduktiv gegen ſie. Es ſtand zwar nie viel in ihren Briefen drin, aber ſie ſagte ſich: Die Menge muß es bringen. Und eines ſchönen Tages zu Anfang des Semeſters hatte Hannchen ihm ganz glücklich geſchrieben, daß ſie ſich nun richtig verlobt hätte, und hatte noch geglaubt, daß ihn das beſonders er-

freue. Alſo: er hatte furchtbar gelitten. Und nun wäre er gekommen, um von Eginhard Meyer das zurückzufordern, was i h m gehöre. Er könnte nicht leben, wenn ein anderer Hannchen Lindenberg „beſitze“.

„Verzeihen Sie,“ ſagte Fritz Eisner, „daß ich mich in Ihr Geſpräch miſche. Dieſer junge Herr hier iſt verlobt und wird es vorausſichtlich noch die nächſten Jahre ſein. Sie ſollten ſolche Worte wie ‚beſitzen‘ nicht vor ſeinen keuſchen Ohren brauchen. Es wirft auch ein übles Licht auf die Dame.“

Wilhelm Klein blitzte Fritz Eisner mit ſtrahlenden Blauaugen an, als ob er ſagen wollte: Erſt freſſ' ich den, dann kommſt du! Und dann ſprach er etwas von „Gottesurteil“. Er hielt anſcheinend noch von Marburg und von der Zeit der Heiligen Eliſabeth her am altfränkiſchen Recht feſt.

„Verzeihen Sie,“ ſagte Fritz Eisner, „daß ich mich ſchon wieder in Ihr Geſpräch miſche; aber wenn die Probleme des Lebens, der Liebe und der Geſellſchaft ſo einfach wären, daß man ſie endgültig mit einer Piſtolenkugel regulieren könnte, würde man Ohrenſchmerzen von der Knallerei ringsum bekommen.“

Wilhelm Klein warf wieder einen Wotansblick aus ſeinen Stahlaugen auf Fritz Eisner: dieſer Mann war ein Zyniker ohne Ideale, der ihn anſcheinend nicht ernſt nahm und nur zu verwirren ſuchte. Doch er ſollte ihn nicht von ſeinem Vorſatz abbringen.

Bisher hatte man ſich ja nur in akademiſchen Erörterungen bewegt, um dem anderen Zeit zu geben, freiwillig zurückzutreten und „ſein Mädchen“ wieder

freizugeben. Jetzt war der Moment gekommen, sich mit einem gutgebrüllten: „Sie werden noch von mir hören, Herr Doktor!“ stolz umzudrehen und die beiden verdutzt stehen zu lassen.

Aber dieser Augenblick kam nicht. Denn plötzlich ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Etwas, mit dem Wilhelm Klein gar nicht gerechnet hatte.

Man kennt ja aus der Geschichte die Sache mit dem Raub der Sabinerinnen. Sie ist, wie noch manches, ja das meiste der Geschichtsüberlieferung, viel angezweifelt worden, und zwar mit Recht. Denn die alten Römer waren ein viel zu nüchtern denkendes Volk, um mit so romantischen Angelegenheiten ihre Energien zu verzetteln. Aber daß die Frauen die Kämpfenden nachher getrennt und geschieden haben, das ist durchaus nicht unmöglich und sehr glaubhaft. Die Sache wird sich ungefähr so verhalten wie das bekannte Urteil, das der Sachverständige für altes Porzellan in einem Fälscherprozeß über ein Meißner Figürchen abgab. Die Porzellanmasse, sagte er, wäre ganz neu, geradezu noch warm. Man verbrenne sich beinahe die Finger, wenn man sie anfasse. Aber die Bemalung wäre sicher alt und aus der Zeit.

Annchen und Hannchen hatten nämlich über die Vorbereitungen zur Bowle zwar den Zug versäumt, aber sie waren schnell heruntergelaufen, um Fritz und Egi wenigstens entgegenzugehen. Und als Hannchen die drei da stehen sah, schwante ihr nichts Gutes. Und resolut wie sie war, hatte sie sich, ohne daß sie es merkten, plötzlich zwischen sie gedrängt, und zuerst fiel sie ohne

jegliche Vorrede Doktor Eginhard Meyer um den Hals und küßte ihn rechts und links ab, daß es nur so schallte. Sie freue sich so über sein Examen, über i h r Examen, und nun würde sie doch wohl bald Frau Doktor werden. Sie wand damit Wilhelm Klein die Pistole aus der Hand, ehe er sie überhaupt in die Hand genommen hatte. Sie war einfach demonstrativ glücklich. Diese Küsse sprachen ohne Kommentare. Denn Hannchen war zum Schluß doch wie alle Frauen eine raffinierte Kanaille (aber das ist ja gerade das Spaßhafte; es wäre zum Sterben öde, wenn sie auch so langweilig wie die Männer wären).

Dann erst schien Hannchen Wilhelm Klein zu sehen. „Ach, Wilhelm," rief sie, „das ist ja reizend, daß du zu uns hier herausgekommen bist." Und schüttelte ihm lange die Hand. Aber für Händeschütteln war Wilhelm Klein sehr empfänglich. „Wilhelm Klein ist nämlich ein Jugendfreund von mir, Egi."

„Das habe ich bemerkt," sagte Doktor Eginhard Meyer.

„Steinmetzstraße," sagte Fritz Eisner zu Annchen. Kein Wort sonst. In diesen vier Silben lag alles, aber auch alles, was über die Sache zu sagen war: Romantik, Spießertum, sich abnutzende Vergoldung, Inselleben, selbstzufriedene, kleinbürgerliche Behaglichkeit und fünfundsiebzig Prozent falscher Sentimentalität.

Auch Annchen freute sich überaus, auffallend und ausgiebig mit Wilhelm Klein (er war immer so ein guter, treuer Junge gewesen, und sein Vater war nun auch gestorben; und sein Mütterlein deckte schon lange

der grüne Rasen. Genau wie in einem schlechten Roman mit oder ohne Erdgeruch!). Und er solle nur heraufkommen. Ihre Mutter würde sich sehr freuen: sie hätte noch gestern von ihm gesprochen.

„Also kommen Sie mit herauf?“ sagte Fritz Eisner, und dann leiser: „Und ich denke, unser kleiner Zwischenfall hat sich indes von selbst erledigt.“

„Also kommen Sie,“ sagte Doktor Eginhard Meyer. „Bei wem haben Sie eigentlich in Marburg gehört? Waren Sie einmal bei dem neuen Privatdozenten Stresemeier?“

Wilhelm Klein überlegte noch einen kurzen Augenblick, ob er weiter den Trotzigen spielen sollte; dann ergriff er Egis Hand, schüttelte sie und sah ihm treu in die Augen. „Ich hoffe, Sie werden sich Ihres Glückes wert zeigen,“ sagte er mit männlich verhaltener Rührung.

„Also gehen wir, Herr Klein,“ sagte Fritz Eisner. „Frau Lindenberg wird sonst ungnädig, wenn der Kaffee zu lange auf dem Herd steht.“

In seinem Herzen aber dachte Fritz Eisner mit den Chinesen: In welchem Lande bist du geboren oder erzogen, daß du, wenn ich so höflich bin, dich einzuladen, so unhöflich bist, es anzunehmen?

„Ach,“ rief Egi Meyer fast gerührt und kniff seine Augen zu ganz winzigen Spalten hinter den Kneifergläsern zusammen, „das ist ja entzückend von euch. Aber Kinder, ihr tut doch gerade, als ob noch nie einer zum Doktor promoviert hätte!“

Die ganze Haustür, ja oben sogar die Umrandung des Glasdachs waren nämlich mit einer köstlichen

Girlande umzogen und umrahmt, einer dicken Eichengirlande, mit Dahlien durchflochten, und rechts und links ſtanden in Kübeln je drei Lorbeerbäume vor den Treppenſtufen, auf die ſogar noch Käſten mit Hortenſien geſetzt waren. Es war geradezu eine kleine gärtneriſche Anlage geſchaffen worden.

„Ja," ſagte Hannchen und kicherte mit den Augenwinkeln, „wie ſind wir zu dir?"

Als Doktor Eginhard Meyer aber ein paar Schritte weiter war, da ſah er, daß es doch nicht für ihn ſein konnte. Denn das Treppenhaus war ebenſo in einen Garten verwandelt. Selbſt der Gasarm war mit einer grünen Ranke umwickelt worden. Und über Liebenthals umrahmter Tür prangten in Streifchen aus blauen und roten Aſtern die Worte „Herzlich willkommen".

„Ich glaube," ſagte Hannchen, „er iſt jetzt aus dem Sanatorium entlaſſen worden. Er muß doch wohl recht krank geweſen ſein."

„Sie hätten ihn ſogar gern noch länger dabehalten," meinte Fritz Eisner.

„Wir haben ihn ſchon geſehen," meinte Doktor Eginhard Meyer.

„Ach, wie ſieht er aus?" rief Annchen, die ſich für alle etwas ungewöhnlichen Menſchen aus weiblichem Inſtinkt heraus — und wenn auch nur der Nimbus des Sanatoriums um ſie ſchwebte — intereſſierte.

„Vorzüglich," ſagte Doktor Eginhard Meyer.

„Meinſt du denn wirklich, daß das der iſt?" rief Hannchen.

„Wie ſollte er!“ ſagte Fritz Eisner.

Alſo Frau Luiſe Lindenberg freute ſich ſehr mit Wilhelm Klein. Wollte Gott, daß ſie zu Fritz Eisner oder Doktor Eginhard Meyer je ſo freundlich geweſen wäre. Und Annchen und Hannchen tuſchelten, lachten und erzählten: „Weißt du noch?“ und „Erinnerſt du dich?“ Er war Hahn im Korbe, und die anderen waren ausgeſchaltet. Denn Wilhelm Klein war eben „Steinmetzſtraße“; aber die beiden da waren ſo ein paar ſpätere Eindringlinge, die man vielleicht ganz gern hatte, die man auch wohl heiraten würde — denn es ſähe jetzt doch ſchon ſehr ſchlecht aus, wenn man es nicht täte — aber die doch aus einer ganz anderen Welt kamen und einem eigentlich durchaus fremd waren.

„Nett finde ich das, wie die ſich unten freut, die Frau Direktor, daß ſie ihren Mann endlich geſund wiederhat,“ ſagte Frau Luiſe Lindenberg, „man kann es der Frau ja nachfühlen. Ich habe ihn vorhin ſogar kommen ſehen. Ein ſchöner, eleganter Menſch. Ich hätte ihn mir ſo nicht vorgeſtellt.“

„Ich ſchon,“ ſagte Doktor Eginhard Meyer, „denn er ſieht genau wie ſein Bild in der ‚Illuſtrirten‘ aus.“

„Nun ja, das iſt immerhin möglich,“ rief Frau Luiſe Lindenberg pathetiſch. „Meine Wirtin ſagte mir noch geſtern wieder, daß dieſer andere Liebenthal ein Vetter von ihm wäre. Das iſt eben Familienähnlichkeit. Da hatte ich zum Beiſpiel zwei Vettern ...“

„Wer kommt denn alles?“ fragte Fritz Eisner.

„Ach, nur ein paar Leute,“ meinte Hannchen. „Weißt du, Lucie und Selma. Ich habe ihr doch geſchrieben“

— (denn Selma gegenüber hatte Hannchen ein böſes Gewiſſen, da ſie doch — und ſie wußte gar nicht mehr, wo überall — das Märchen mit den Strümpfen verbreitet hatte, die nachher in Berlin ruhig in der Schublade gelegen hatten) — „und Johannes Hanſen, der iſt doch jetzt wieder hier. Und dann haben wir noch — die mußten wir ſowieſo bald mal einladen — es Paul Gumpert mit ſeiner Braut geſagt.“

„Wer iſt Paul Gumpert?“ fragte Fritz Eisner erſtaunt.

„Ein Jugendfreund von uns,“ ſagte Hannchen.

„Jugendfreund,“ wiederholt Fritz Eisner.

„Steinmetzſtraße,“ ſagte Doktor Eginhard Meyer.

„Na, ich erzählte dir doch,“ meinte Annchen, „er hat ſich neulich mit Emmchen Liebmann verlobt.“

„Ach ſo,“ ſagte Fritz Eisner, „der . . . Heinrich Heine redivivus. Jetzt bin ich im Bilde.“

„Und denkt mal,“ rief Hannchen, „Mutter ſchwankte ſogar, ob nicht Tante Trautchen auch kommen ſollte.“

Denn Tante Trautchen hatte einen de- und wehmütigen Brief geſchrieben (es gefiel ihr bei der Freundin nicht).

Und Frau Luiſe Lindenberg hatte, wie ſie ſagte, ihr daraufhin vergeben, aber nicht vergeſſen. Aber als Frau Luiſe Lindenberg ſie heute wieder bitten wollte, gleichſam zu einem Verſöhnungstrunk, da hatten Annchen und Hannchen doch gegen ihre Art — denn die Mutter beherrſchte ſie unter dem Vorgeben, daß ſie ſich für ſie geopfert habe, opfere und opfern werde, ziemlich rückſichtslos —, gegen ihre

Art doch so lärmend Einspruch erhoben, daß es unterblieb.

„Schade, daß ihr Mohrchen nicht mehr einladen könnt," sagte Doktor Eginhard Meyer.

„Aber nun erzähle doch von deinem Examen, Herr Doktor," sagte Frau Luise Lindenberg. „Nebenbei, Kinder, der Kuchen ist heute vorzüglich."

Das fand Wilhelm Klein auch. Er strahlte ihn mit Wotansaugen an und griff mit beiden Händen danach.

„Ich gehe etwas auf den Balkon," sagte Fritz Eisner. Denn er konnte nicht zum achtzehntenmal hören, daß Egi Meyer eigentlich recht gehabt habe und diese Mumie mit dementia senilis unrecht. Es war nämlich auch ziemlich gleichgültig, letzten Endes.

Annchen folgte ihm.

„Du bist so eigentümlich gegen Wilhelm Klein," sagte sie.

„Ich finde ihn überaus schätzenswert."

„Ja, ein hübscher Junge und so ein guter treuer Mensch."

„Gewiß, aber ich wollte ihn nicht im Kucheneſſen stören."

„Du bist häßlich," sagte Annchen. (Auf ihre alten Freunde ließ sie nichts kommen.)

Aber Fritz Eisners Züge hellten sich auf.

„Höre mal, das finde ich aber sehr überflüssig von euch." (Und das sagt man bekanntlich stets, wenn man eine Sache nicht überflüssig findet.) Unten hielt nämlich das Geschäftsauto eines großen Berliner Delikateſſenhauſes, schön rot angemalt. Und die Führer waren

herabgesprungen, hatten es aufgerissen, und der eine hatte vorsichtig eine mächtige Schüssel mit Hummern genommen, eine Prunkschüssel in Dimensionen wie auf einem Stilleben Makarts. Eine ganze Hummernkolonie, ein roter Berg, kunstvoll getürmt. Und der andere zog einen Korb Sekt heraus. „Donnerwetter, da hat aber deine Mutter sich angestrengt!“

Annchen sah auch herunter.

„Nein,“ sagte sie mit langem Gesicht, „zu uns kommt das nicht, Fritz. Das wird wohl zu Liebenthals kommen.“

Für die Schüsseln mit kaltem Geflügel und kaltem Braten, bunt dekoriert wie eine Blumenwiese mit Kompotten und Gemüsen, die folgten, zeigte Fritz Eisner lange nicht mehr die gleiche Anteilnahme. Und er sah in die Laubwand des Parks drüben. Was gingen ihn eigentlich diese Dinerjobbers da an? Überhaupt diese ganze saturierte und selbstzufriedene Welt. Zum Schluß war es doch gleich, ob das im ersten oder zweiten Stock wohnte, Frau Direktor Liebenthal oder Frau Luise Lindenberg hieß. Das waren nur Gradunterschiede. Was hatte er denn damit zu tun? Er haßte alle Gesicherten, die nichts vor sich hatten und morgen das gleiche sein werden, wie sie gestern waren . . . Ja, sie war noch ganz grün, die Laubwand, aber ein Ast eines Ahorns war schon gelb geworden, ein erstes graues Haar.

„Hallo,“ rief es von unten, „hallo, Annchen.“ Das war Lucie in hellem Tüllkleid mit einem schönen, flatternden Shawl, und Augen und Löckchen von einer Art von Schute umrahmt. Anziehen konnte sie sich.

Und neben ihr wandelte Johannes Hanſen, einen Stock drehend, in einem zimmetbraunen Seidenanzug und von Strümpfen über Wäſche bis zum Hutband auf gelbbraun mit lila Streifen geſtimmt.

„Herrgott," ſagte ſich Fritz Eisner, wie er ſo die beiden nebeneinander hergehen ſah, den kleinen, queckſilbrigen Johannes Hanſen und die kleine Lucie ſamt Augen und Löckchen und ihren Geſprächen Nummer I bis VI, „Herrgott, wenn Lucie ein Mann wäre, hieße er alias Johannes Hanſen, und wenn alias Johannes Hanſen eine Frau wäre, hieße ſie Lucie." Sie waren einfach Urbild und Spiegelbild, Kupferplatte und Druck, Schrift und Gegenſchrift. Was hier rechts war, war dort links. Aber ſonſt waren ſie vollkommen gleich, geradezu ein Naturſpiel an Ähnlichkeit.

Und in kleinem Abſtand folgte — ſie wußten wohl noch gar nicht, daß ſie dasſelbe Ziel hatten — Selma mit ihrem Sandalenſchritt in einem violetten Hänger, einem Reformkleid, das um die Schultern und um die Arme mit gelben Roſenblüten beſtickt war. Sie hatte lange geſchwankt, ob ſie nicht die Roſen durch ſchlichte gelbe Vierecke erſetzen ſollte, aber indes hatte ſie wieder ſich von dem reinen mathematiſchen Puritanismus des Ornaments zur Naturform, wie ſie es nannte, halb zurückgefunden. Und ſo war es bei den Chriſtianſenſchen Roſen geblieben, in denen nebenbei niemand auch nur annähernd die Form der Blume entdecken konnte. Deshalb nannte man ſie ja „ſtiliſiert".

Auf dem Kopf trug Selma — anderes verſchmähte ſie — nur ihr Haar oder richtiger: auf den Ohren . . . in Schneckenform. Und da Selmas Kopf an ſich ſchon breit war, ſo ſah er darin wie der einer Wildkatze aus. Sie winkte aber mit großer Geſte, denn all ihre Bewegungen waren groß, ungezügelt und kraftvoll.

Donnerwetter, ſagte ſich Fritz Eisner, an wen erinnert mich denn dieſe Selma? Ganz einfach an Wilhelm Klein. Das iſt Wilhelm Klein ins Weibliche überſetzt. Genau. Und wenn man wieder Selma ins Männliche überſetzen würde, dann könnte ſie auch nicht anders heißen als Wilhelm Klein. Die zwei beide paſſen zuſammen.

Und hinter Selma kam noch — wieder nichts ahnend, daß die andern den gleichen Weg hatten — ein Brautpaar, ſehr würdig und ſehr untergefaßt. Ganz offiziell. Eins, das man ſich nicht anders vorſtellen konnte als Möbel ausſuchend: „Moderne Schlafzimmer in Vogelahorn, gnädiges Fräulein, ſind augenblicklich das Letzte. Oder wünſchen Sie lieber Empire? Auch ſehr zu empfehlen. Wird heute viel und gern genommen.“ „Was meinſt du, Schatz? Röschen Pinkus, die Donnerstag heiratet, hat auch ein Empireſchlafzimmer genommen.“

Schon wie ſie nebeneinander hergingen, ohne nach rechts und links zu ſchauen, — nach zweimonatlicher Brautzeit, — das war der ſelbſtbewußte Stumpfſinn einer zehnjährigen Ehe — ſie brauchten ja gar nicht zu heiraten.

„O, das ist Paul Gumpert und Emmchen Liebmann," rief Annchen und machte, daß sie hereinkam, um die anderen in Kenntnis zu setzen, daß alle anrückten.

Oben das Zimmer füllte sich mit Menschen, und von unten summte es auch herauf. Da war gleichfalls Besuch.

Ja, erst wollte man hier noch Kaffee trinken und dann hinunter in den Garten gehen.

Wilhelm Klein wurde vorgestellt. Frau Luise Lindenberg hatte ihn besonders unter ihre Fittiche genommen, und auch Hannchen war sehr um ihn herum. Egi hatte man zum Schluß alle Tage und in Zukunft noch lange genug.

Aber wie Wilhelm Klein Selmas ansichtig wurde, erstrahlten seine Züge in blauer Jugendlichkeit. Sein blondes Haupthaar sträubte sich zur Mähne. Sein Plastron wurde ordentlich noch glänzender. Sein idealistischer Geist schlug ein Pfauenrad und zeigte alle seine Spiegel. Wilhelm Klein sah nichts auf der Welt mehr als Selma. Und Hannchen war kaltgestellt, soviel sie auch mit ihren großen Augen angab und stets von neuem versuchte, das Gespräch an sich zu reißen und Selma auszuschalten.

Fritz Eisner, der die Eigenheit hatte, unter vielen Menschen sehr still zu werden, belustigte das höchlichst. Und er dachte: Wie wundervoll die Natur es eingerichtet hat, daß das Männchen von Saturnia piri, dem Wiener Nachtpfauenauge, dem Riesen unter den Schmetterlingen Europas, über meilenweite Strecken, selbst mitten in Städten, das Weibchen wittert und

in nicht zu hemmendem Flug zu ihm ſtreben muß! Fritz Eisner ſah ſchon die Wohnung; das Schlafzimmer in rot und grün, und im guten Zimmer die Decke auf dem Tiſch: violett mit gelbem Karo.

Auch Lucie und Johannes Hanſen waren miteinander vertraut geworden. Und da Johannes Hanſen doch als Redakteur ſeines verfloſſenen Blattes in verſchiedenen Sätteln gerecht ſein mußte, ſo attackierte ihn Lucie nacheinander mit Geſpräch I, III, IV, V (Literatur, Sezeſſion, Frührenaiſſance: Pietro Lombardi; Terminhandel — denn eine Zeitſchrift bringt, ſo ſie etwas auf ſich halten will, auch Handelsartikel). Und wie Fritz Eisner ſich an Lucie heranmachte — ſie hatte doch noch vor ſechs, acht Wochen den überragenden männlichen Geiſt in ihm geſehen —, da fiel er glatt ab. Er exiſtierte neben Johannes Hanſen nicht für ſie. Das aber war Fritz Eisner wieder durchaus nicht recht. Denn es läßt ſich nicht leugnen: der Mann iſt nun einmal, was Frauen anbetrifft, polyglott veranlagt; ſelbſt wenn er gerade ſein Annchen noch ſo gern hat. Und als Hannchen mit dem ſchönſten ihrer Seitenblicke ſich nun an Johannes Hanſen heranmachte, da behandelte Johannes ſie mit jener freundlichen Förmlichkeit, die ſagt: Aber ſiehſt du denn nicht, daß ich gerade anders beſchäftigt bin?

„O, Herr Eisner," rief Johannes Hanſen von einer Ecke des Zimmers zur anderen, „ich vergaß ganz, ich habe Ihnen etwas mitgebracht." Und er überreichte Fritz Eisner mit kollegialer Geſte eines ſeiner grünen Heftchen. Das letzte. Denn vorn ſtand ein

rührender Abſchied an den Leſer, der mit einem „Auf Wiederſehen in ſtolzeren Tagen!“ ſchloß. Wie nett! Da war eine lange Kritik über ihn. Sogar von Johannes Hanſen ſelbſt. Fritz Eisner ſetzte ſich in einen der Seſſel mit den Vergangenheiten. Ob da wohl ſchon einer Kritiken über ſeine Bücher drin geleſen hatte? — Und er las: es war keine Kritik, es war ein Hymnus. Es war kein Hymnus, es war ein Dithyrambus. Es war kein Dithyrambus, es war eine Bachſche Orgelfuge.

Und je weiter Fritz Eisner las, deſto unglücklicher wurde er. In ihm weinte es beinahe. Denn es gibt lobende Kritiken, die ſo dumm ſind, ſo überwältigendverſtändnislos, daß man an ſich verzweifeln möchte und den ganzen Krempel zuſammenſchmeißen und Schuſter werden.

Einzig Paul Gumpert ſpielte immer noch den Heinrich Heine redivivus. Das heißt, das ſtimmt nicht ganz: er ſpielte im Gegenteil den Jüngling, der das erſte beſte Mädchen aus Ärger genommen hatte. Nur war das Mädchen weder das erſte noch das beſte; es war Durchſchnitt, völliger Durchſchnitt; behagliche Gleichgültigkeit. Und außerdem hieße es auch überaus ſchlecht von den kaufmänniſchen Fähigkeiten Paul Gumperts denken, wenn wir glauben wollten, er — Paul Gumpert — hätte wirklich die erſte beſte, die ihm in den Weg gelaufen war, einfach genommen. Durchaus nicht. Er hatte unter Beirat verſchiedener, hierfür zuſtändiger, wohlunterrichteter Stellen über die Gemütsanlage der verſchiedenen

Damen, auf die er nach Familie und zukünftiger Lebensstellung Anſpruch erheben konnte, ſich erſt einmal ſehr, ſehr genau und wohl informieren laſſen. Und dann hatte er ſich für die entſchloſſen, deren goldiges Gemüt ihm am meiſten geprieſen wurde und außer allem Zweifel ſtand. Sein Herz und ſeine Seele aber gehörten, wie er glaubte, immer noch Hannchen.

Und trotzdem — wenn man Hannchen und Paul Gumpert ſah und dann an Fräulein Liebmann und Paul Gumpert dachte, ſo war niemand im Zweifel, wo Paul Gumpert hingehörte. Er war einfach aus derſelben Form gegoſſen, aus der gleichen Fabrik bezogen wie ſeine Braut. Man dachte ſchon an Kinder und Enkel, wenn man beide ſah, erblickte Generationen vor ſich von der gleichen kulturloſen Geſchäftstüchtigkeit.

Und niemand war im Zweifel, wo Hannchen hingehörte: zu Egi, zu Doktor Eginhard Meyer. Alles andere waren bei ihr Vorbereitungen, Vorſtufen geweſen, Etappen einer unvollkommenen Seelenwanderung.

Man hätte von ihnen beiden das Gleiche ſagen können wie von Lucie und Johannes Hanſen, von Selma und Wilhelm Klein. Sie waren Bild und Gegenbild, ſie waren von Urbeginn füreinander beſtimmt; vielleicht nur beſtimmt, einander zu zerreiben — denn wer ſagt, daß wir immer für unſer Glück beſtimmt ſind? — aber beſtimmt füreinander waren ſie.

Und dann ging man paarweiſe hinunter in den Garten, feierlich durch das blumengeſchmückte Haus. Es war ein wundervoller Tag draußen, gar nicht mehr ſo warm. Der Himmel glühte ſchon zwiſchen

den Bäumen in vielen Farben, wie ein altes Kirchenfenſter.

Man wollte eigentlich in Doktor Martinis Gartenhaus Butterbrote und Salate eſſen und pokulieren. Wozu? Das war ja weit ſchöner draußen. Man zog Tiſche aus den Lauben, ſchob ſie zu einer Tafel zuſammen, brachte die Stühle heraus. So — hier hinten unter den Kaſtanien. Da konnte man ſie nicht von der Straße ſehen und war ungeſtört. Und lärmen konnte man, ſoviel es einem behagte.

In der großen Laube von Direktor Liebenthal vorn hatte man auch gedeckt. Für acht Perſonen, nicht mehr. Frau Liebenthal kam ſogar eigens herunter in einem blauſeidenen Geſellſchaftskleid und mit der Auslage eines Juwelengeſchäftes der Rue de Rivoli an Hals, Ohren, Armen und Händen. Ob nicht Frau Luiſe Lindenberg mit ihnen ſpeiſen möchte? — sans façon, à la fortune du pot — und das junge Volk ſich ſelbſt überlaſſen wolle, das ſich ſicher wohler fühle, wenn es unbeaufſichtigt wäre. Und als Frau Luiſe Lindenberg meinte, das ginge nun doch nicht, ſie müſſe ſchon bei ihnen bleiben, es würde ſonſt übelgenommen, und ſie möchte ſie auch gern unter Augen haben, da bat Frau Direktor Liebenthal, ſie möchte doch wenigſtens dieſe zwei Flaſchen Sekt den jungen Leuten für ihre Doktorbowle ſpenden dürfen, und ſie hoffe, Frau Luiſe Lindenberg, die die ganze Zeit ſo überaus freundlich zu ihr geweſen ſei, dann noch oft in Berlin zu ſehen. Denn ihrem Mann könne ſie es natürlich nicht zumuten, daß er hier draußen bliebe.

Es wäre ihm doch etwas zu unkomfortabel — nicht einmal tägliche Badegelegenheit. Sie würden wohl in den nächsten Tagen schon nach Sankt Moritz gehen, sie hätten depeschiert, und ihre alten Zimmer würden ihnen freigemacht. Natürlich hätte sie in Berlin noch viel zu tun und auch die Garderobe nachsehen zu lassen. Die Französin entließe sie. Sie hätte immer gesagt, sie wäre eine Pariserin, und dabei wäre sie eine Vaudoiserin und spräche Bonnen-Französisch. Sie nähme sich lieber oben für Blanche und Anatole eine Gouverneß, denn ihr Mann meinte, es wäre nun Zeit, daß die Kinder eine Engländerin bekämen. Sie sehe sich hier gar nicht danach um; oben würde sie schon eine finden. Denn Sankt Moritz wäre ja so gut wie rein englisch.

Und auch Herr Direktor Liebenthal, der mit den Gästen — ein paar Herren im Smoking, ein paar Damen mit Diamantagraffen im Haar — herunterkam, begrüßte Frau Luise Lindenberg, stellte sich vor, schüttelte ihr die Hand, bat noch einmal pro forma und sprach etwas von der Jugend da drüben, die er beneide. Sein Haar war nebenbei doch ziemlich dünn schon und nach dem Defizitsystem geordnet: immer um ein Loch zuzumachen, war eins wo anders aufgerissen. Auch hier wieder bewies Direktor Max Liebenthal seine geniale geschäftliche Begabung.

Als Frau Luise Lindenberg mit den beiden Sektflaschen ankam, da erhob Fritz Eisner Einspruch. Aber er wurde überstimmt, und sein Protest war auch nur sehr unbedeutend. Denn bei Geld und Sekt fragt

ja auf die Dauer doch keiner, wo es herkommt. Und die beiden derben Flaschen Pommery machten sich ganz gut neben dem Surius von Mosel und den Kopfschmerzen in Flaschenform, die sich da irgendwie mit stolzem Namen Sekt schimpften („wird gerade zu Bowle sehr gern genommen, gnädige Frau!").

Und an der langen Tafel nahm man Platz. Genau so, wie es sich gehörte, wie es jedem zukam: Johannes Hansen — Lucie, Wilhelm Klein — Selma, Paul Gumpert und Braut, Fritz und Annchen, Egi und Hannchen. Und Frau Luise Lindenberg, die alle bemutterte.

Drüben trugen die Mädchen den Hummerberg heran. Und wenn in späteren Jahrtausenden einmal Geologen feststellen sollten, daß ungefähr um das Jahr 1900 herum ein vorübergehendes Vordringen des Meeres bis in die Potsdamer Gegend stattgefunden hat — man sehe das noch jetzt an den reichlichen Kalkablagerungen und an den häufigen Funden der Panzer großer, durchaus der Nordsee eigentümlicher Krustazeen — so werden wir, falls wir noch vorhanden sein sollten, diese Hypothese einfach belächeln und uns d e s Tages erinnern, da Direktor Max Liebenthal aus dem Sanatorium entlassen wurde.

Am Tisch wurde man laut. Wilhelm Klein und Johannes Hansen gerieten mächtig zusammen über Schiller.

Johannes Hansen rief, er gehöre gottlob! nicht zu denen, die in Versammlungen brüllten: „Heute vor neunzig Jahren schloß Schiller seine strahlenden Dichter-

augen.“ Schiller! Ein Menſch, der ſolche Dummheiten geſchrieben hätte, wie: „Wo ſich die Völker ſelbſt befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n,“ oder: „Das Leben iſt der Güter höchſtes n i ch t!“ Er, Johannes Hanſen, beſtreite es und erwarte den Gegenbeweis . . . Dem geſchehe es ſchon ganz recht, wenn er der Nationaldichter des deutſchen Liberalismus wäre, und er hätte es nicht anders verdient.

Lucie ſtand ganz auf der Seite von Johannes Hanſen.

Selma ſchlug ſich auf die von Wilhelm Klein.

Paul Gumpert ſchwankte.

Fritz Eisner enthielt ſich der Stimme. Ihm ging ſo allerhand durch den Kopf.

Egi war mit Hannchen bei ſeinen Ausſichten: jetzt beginne erſt die wirkliche Ausarbeitung des Themas, anderthalb Jahre rechne er noch.

Wer weiß, wo dieſer Streit noch hingeführt hätte, wenn Wilhelm Klein nicht eine Schwäche für Eierbrötchen gehabt hätte? Und man kann ſehr ſchwer zugleich reden und zugleich Eierbrötchen eſſen. Bei Schinkenbroten zum Beiſpiel geht es weit beſſer. Aber was konnte Wilhelm Klein dafür? Er hatte nun einmal eine vielleicht angeborene Schwäche für Eierbrötchen. Und außerdem hatte ſich dank Direktor Liebenthals Pommery das Niveau der Pfirſichbowle wirklich gehoben. Die Mädchen wurden luſtig, lachten, und es fehlte wenig, ſo hätte man hie und da am Tiſch Küſſe gewechſelt. Die Nacht war indeſſen ganz hereingebrochen, die Windkerzen warfen nicht allzu große Kreiſe. Aus der Laubdämmerung ſchwirrte hin und

wieder eine Motte heran, und ein schönes, großes, rotes Ordensband mit dem Karmin seiner Unterflügel setzte sich einen Augenblick auf das helle Tischtuch, angelockt wohl durch den Duft von Wein und Früchten, und schoß dann wieder in die Dunkelheit hinaus. Durch die schwarze Masse der Bäume sah der Himmel, der klare Augusthimmel mit seinen unzähligen Sternen und dem langen silberflirrigen Streifen der Milchstraße, der sich vom Zenit fast bis zum Horizont hinunterzog.

Doktor Eginhard Meyer klopfte ans Glas. Er war in Studentenkreisen kein gefürchteter, sondern ein berühmter Bierredner gewesen, der sehr langsam sprach, sehr ruhig, scheinbar die Worte suchend, aber reich an Einfällen war. Denn Witz hatte er.

Und Eginhard Meyer bewies wieder mal die Wahrheit des netten Wortes, daß nicht alle schlafen, die die Augen zuhaben. Er hatte alles gefühlt, geahnt, gewußt, was hier hinter den Kulissen spielte, ohne daß ihm jemand eine Silbe davon gesagt hätte. Und sein Witz schwebte nun, lustig und fast allzu abgeklärt für einen so jungen Menschen, darüber. Er senkte sich hin und wieder zu einem nadelfeinen Stich auf Hannchen, Johannes Hansen, Wilhelm Klein, Paul Gumpert herab. aber im nächsten Augenblick schwirrte er schon wieder oben, als ob er nur so für sich ganz allein einen kleinen Lustflug durch diese komische Welt mache, weil es ihm Spaß bereite.

Man mußte hören, wie er das Wort „Steinmetzstraße" aussprach, von einem ganzen Konzert kichernder

Untertöne ſchwingend. Endlich war er ſchon ein Menſch von eigenen Gaben. Und zum Schluß kam er auf Frau Luiſe Lindenberg und ſang ihr Lob hell in Dur. Dieſe Frau, die von nichts Böſem wußte, und für die alle Menſchen ſo ſchön, edel und großzügig wären, wie ſie ſein könnten, wenn ſie anders wären! Und mit einem Hoch auf ihren heutigen fünfzigſten Geburtstag — und dabei hatte ſie faſt noch acht Jahre bis zu ihm Zeit — klang die Rede luſtig aus.

Frau Luiſe Lindenberg, trotzdem ſie ſelbſt für eine Frau ungewöhnlich wenig Sinn für Humor hatte, verwahrte ſich lachend, und Hannchen himmelte von nun an für den Reſt des Abends nur noch zu Egi hinüber. Erſtens hatte es bei den andern heute gar keinen Sinn, und zweitens reichte Egi doch niemand von denen da das Waſſer.

Und wieder wurden die Gläſer gefüllt und die Bowle abgeſchmeckt. Sie fand noch Beifall. Drüben in der Laube hörte man zwiſchendurch die Piſtolenſchüſſe der knallenden Pfropfen.

Wilhelm Klein ſprang auf. Es fehlte nur, daß er mit einem Schläger auf den Tiſch ſchlug und „Silentium“ rief. Er warf mit einer Bewegung des Kopfes ſein Blondhaar aus der Stirn. In Wein und Begeiſterung ließ er ſeine Augen funkeln. Johannes Hanſen hatte richtig prophezeit: „Heute vor neunzig Jahren ſchloß Schiller ſeine ſtrahlenden Dichteraugen.“ Er war d e r Redner. Er ſprach jetzt ſchon im Bruſtton der Überzeugung, als ob er die Sedanrede in der Aula des Henriettengymnaſiums hielte.

Er dröhnte, er war voll Überschwang, er hörte sich selbst, er strafte seinen Dichter Lügen, der da sagte: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.“ Er hatte nicht das Wort, das Wort hatte ihn. Die Stunde war vorgerückt genug, er sprach von „Idealen“; er sprach von blonden Jungfrauen mit Veilchenaugen — und Selma erstrahlte; — er sprach von der Liebe in falschen Geibeltönen, wie eine verstaubte Anthologie aus dem Jahre 1880 — und Selma errötete.

Und dann zog er all seine Truppen zusammen, um den letzten Schlag zu führen. Was wäre ihre Gegenwart? Nichts! Was wären sie heute? Nichts! Werdend, kommend, noch schwankend, unstet ihres Weges kaum bewußt, bekümmert, bedrückt, heute voll Hoffnung und morgen voll Hoffnungslosigkeit. Aber sie pochten an die Türe der Welt, und die Welt w ü r d e sich ihnen öffnen, sonst würden sie die Türen einschlagen. Ihnen gehörte die Zukunft, die Liebe der Frauen und das Glück der Ehe, alles, wonach sie sich sehnten, Ruhm, Reichtum, alles würde ihnen, den Siegern, zufallen. Auf die Zukunft, ihrer aller Zukunft leere er das Glas.

Man fand das sehr schön. Selbst drüben aus der Laube des Direktors Liebenthal wurde geklatscht. Direktor Max Liebenthal schätzte Idealisten. Das waren seine besten Kunden. Die Mädchen jubelten hell ein Hoch. Wirklich er hatte ergriffen, dieser blonde, lange, lockenschüttelnde Wilhelm Klein. Und die Nacht, der Duft des Laubs, des Weins, die warme, von rötlichem Licht erfüllte Dämmerung, all das gab den

Worten mehr Resonanz, als sie es sonst gehabt hätten, wenn man sie in kühlerer Stimmung über sich hätte ergehen lassen müssen.

Und als draußen über den dunklen Nachthimmel noch ein paar Sternschnuppen herabschossen, wundervoll groß, Lichtstreifen nach sich ziehend, da war es einem ordentlich feierlich zumut.

„Die Zeit der Leonidenschwärme," sagte Doktor Eginhard Meyer.

„Die Tränen des Heiligen Laurentius," sagte Fritz Eisner.

„Hast du dir etwas gewünscht?" fragte Annchen. „Ich hab's getan. Aber hör' mal, du mußt nun auch reden."

Muß das sein?"

„Ja."

„Nun gut, Annchen, aber es komme auf dein Haupt!"

Fritz Eisner wußte genau, er war das Gegenteil von dem, was man einen Redner nennt. Er würde ins Stottern kommen, sich verheddern, seinen eigenen Sätzen auf den Schwanz treten. Aber die Nacht ringsum in ihrer sternklaren Feierlichkeit, vielleicht auch die Wirkung des Weins liehen bessere Worte, als er sie sonst gerade fand. Denn das Wort stand ihm eigentlich nur zur Verfügung, wenn er sich mit dem weißen Blatt Papier, das vor ihm lag, unterhielt.

„Ich hebe mein Glas," sagte Fritz Eisner, „und ich gedenke eines, der vielleicht doch heute bei uns gewesen wäre, der uns Rosen um den Wein hätte winden können, und der — schon wunderlich, ältlich und

grau — doch zu uns gehörte. Er ſtahl ſich aus dem Leben fort, weil er die grinſende Maske der Uſume nicht mehr ertragen konnte.

Ich denke eines kleinen unflüggen Vogels, der aus dem Neſt fiel und zertreten wurde. Der Faden riß von ſelbſt, ehe Atropos auch nur Zeit gewonnen, einmal die Schere für ihn zu ſchleifen.

Ich denke einer, die von hier in Nacht, Schmach und Schmutz des Lebens hinausging.

Ich denke ihrer, die Abſchied nahmen, während wir, die Jugend, lachten, und, Eros, der kleine, neckiſche Gott, uns Erde und Himmel mit bunten Farben malte.

Noch lacht er uns, noch winkt er uns, noch grüßt er uns, Eros. Aber heimlich hält er ſchon die grinſende Maske auf dem Rücken, mit der er uns einſt erſchrecken wird, die Maske der Uſume. Und dann wird nicht mehr Himmel und Erde mit bunten Farben gemalt ſein, ſondern ein brandiges Rot wird uns in die Augen beißen.

Wir ſind jung, und wir haben uns noch nicht einmal am Start mitaufgeſtellt, wir Männer, zum großen Wettlauf um das bißchen Geld, um das bißchen Stellung, um das bißchen papiernen Zeitungsruhm und um den Troſtpreis eines Nekrologs.

Wir ſind noch nichts, bedeuten nichts, unſere Namen kennt niemand. Wir ſind oft bange, wovon wir leben ſollen, ſind voll Sorgen und Ungewißheit — aber die Zukunft, aber die Zukunft!

Alle werden wir noch hin- und hergeworfen, kaum daß einer von uns ſchon weiß, wohin er wandern will.

Oft, wie oft ſind wir ſchon müde und verzweifelt geweſen, auch wenn wir noch ſo trotzig dareinſahen. Aber die Zukunft, aber die Zukunft!

Doch ich weiß es: ob ſie hinauf- oder hinabführt, ganz gleich, ſie wird uns hämmern und ſchmieden, über ſtürmiſche Höhen und durch ſchlammige Tiefen zerren, durch Glück und Unglück mit der Hetzpeitſche jagen.

Und die Liebe, von der wir glauben, daß ſie feſt wie ein Baum in unſeren Herzen wurzle, ſie wird kommen und gehen, gehen und kommen, als ob Vögel durch einen Dornſtrauch flattern, und kaum ein Federchen wird dran hängen bleiben.

Heute werden wir eine Welt aus den Angeln heben wollen, und wir werden dann ſchon morgen vorzeitig verzweifelnd die Hände in den Schoß legen, bis wir immer leiſer und bänglicher unſere Fragen ſtellen, uns beſcheiden und die Dinge gehen laſſen, wie ſie gehen.

Vielleicht wird der von uns einmal zu Reichtum kommen, dieſer zu Ruhm, jener zu Stellung, der andere zu Einfluß, — vielleicht?! Und man wird doch nichts anderes werden im beſten Fall als ein alter Knurrhahn von Literat, eine profeſſorale Mumie mit dementia senilis, ein bösartiger Greis von Schulleiter — es kommt gar nicht darauf an, daß er alt iſt, er muß nur ein Greis und bösartig ſein —, ein Verleger, der um jeden Preis verdienen will, wenn es nicht mit der Kunſt geht, ſo gegen die Kunſt, oder ein Kaufmann, der langſam, aber ſicher zu der Überzeugung kommt, daß der geſtreifte Kattun der Angelpunkt der Welt

iſt, unendlich viel wichtiger als Heines ‚Buch der Lieder‘.

Und ihr, Annchen, Hannchen, Lucie, Selma, Emmchen, ihr, darf ich ein Wort zu euch ſprechen?! Ich wohne an der Liſiere draußen in einem Vorort. Und wenn ich des Abends mit dem letzten Zug nach Haus komme, dann geht es erſt eine Treppe herunter, und dann weiter durch eine lange, lange Unterführung. Und ich kenne ſchon faſt alle Ehepaare, die mit dieſem letzten Zug fahren. Sie kommen heim aus Geſellſchaften, von Vergnügungen, aus Reſtaurants, aus Theatern, aus Konzerten, wohin ſie zuſammen vor ſich ſelbſt und voreinander geflohen ſind. Es ſind jüngere Ehepaare und ältere. Ich könnte eine Statiſtik über ſie aufſtellen. Achtzig von hundert reden nichts und gähnen; zehn von hundert reden Gleichgültiges; neun von hundert zanken ſich in ſtummer Verbiſſenheit; — die anderen laſſen das wohl bis nachher oder ſie haben ſchon eingeſehen, daß auch das ſinnlos iſt; — fünfzig von hundert gehen ganz getrennt; dreißig von hundert gehen nebeneinander; fünfzehn von hundert Männern faſſen ihre Frauen unter; und fünf von hundert Frauen den Mann, ſowie ſie die letzte Stufe hinter ſich haben. Nur ein Ehepaar plaudert und lacht immer und ſtrahlt ſich an . . . Es iſt der Skandal der Gegend, denn es iſt unverheiratet.

Stellt es an, wie ihr wollt, Annchen, Hannchen, Lucie, Selma und Emmchen, ihr werdet dem gleichen Schickſal nicht entgehen. Und ihr werdet zuſammen mit euern Mädchenkleidern alsbald von ſelbſt tauſend

Dinge, ohne die ihr glaubt heute nicht leben zu können, in den Schrank hängen.

Vielleicht werdet ihr Kinder haben, und ihr werdet alles Glück und alle Angst durchkosten, die euch diese lebendige Zukunft geben wird, an die sich unser Herz mehr klammern soll als an irgend etwas in dieser Welt. Ihr werdet eure eigenen Herrinnen und eure eigenen Mägde sein. Ihr werdet langsam in tausend immer wiederkehrenden Mühseligkeiten zerrieben werden und endlich euch willig dem fügen.

Vielleicht wird euch das Leben auch dort hinaufführen, wo man dem Reichtum seine Hummerschüsseln aufträgt, und ihr werdet selbst euch mit zur Tafel setzen und" — (Fritz Eisner senkte seine Stimme) — „nicht fragen, mit wessen Geld man sie bezahlt. Ihr werdet hier euch niederlegen, um am nächsten Tage irgendwo zu erwachen, wo die Welt reicher in Farbe steht und man sich auf Liegestühlen flezt, um durch Palmen über das azurne Meer zu blinzeln.

Aber nichts, nichts, ihr Mädchen, nichts, nichts ihr Freunde, wird einen Tag, eine Stunde, eine Minute dieser Nacht hier unter dem Schein der Sterne uns wiedergeben, die wir lachen und küssen, trunken von Wein und Jugend, während ringsum die Schlacht des Lebens Opfer auf Opfer häuft.

Hier, ich habe achtzehn Mark dreißig in der Tasche" — (Fritz Eisner hob seinen Geldbeutel und warf ihn auf den Tisch nieder) — „das ist mein ganzer Reichtum. Ich ahne noch nicht, wo das nächste Goldstück herkommen soll. Und ich trinke auf das Heute, das mir

keine Zukunft der Welt je erſetzen kann. Eingedenk des Wortes, das vor wenigen Wochen ein Mann zu mir ſprach, der ſich am gleichen Abend eine Kugel durch den Kopf jagte:

Es kann mir nie wieder ſo gut gehen wie heute, da es mir noch ſchlecht geht!"

Man rief: „Hoch, hoch, hoch!" Auch aus Liebenthals Laube klang es herüber.

Fritz Eisner fühlte, daß die Rede doch eigentlich etwas jungenhaft geweſen war, und ſchämte ſich.

Annchen war ziemlich empört: „Was geht das die anderen Leute an, daß du kein Geld haſt! Und immer machſt du uns Frauen ſchlecht! Und manches habe ich gar nicht verſtanden: Wer hat ſich denn 'ne Kugel durch den Kopf gejagt? Und was war das für 'ne Sache mit der Maske?"

„Schade," ſagte Johannes Hanſen, „daß ich die Zeitſchrift nicht mehr habe. Die Rede hätten wir bringen müſſen an erſter Stelle."

Doktor Eginhard Meyer war über die profeſſorale Mumie mit dementia senilis etwas verſchnupft.

Wilhelm Klein — ob des bösartigen Greiſes.

Aber das gab ſich bald wieder, denn Wilhelm Klein hatte doch Selma. Und er ſprach mit ihr über modernes Kunſtgewerbe, das er auch dem alten vorzöge. Er hätte ebenſo gut ſagen können, daß er Borneo Java vorzöge, denn beides lag ihm gleich weltenfern.

Lucie und Johannes Hanſen hatten anſcheinend lebensentſcheidende Dinge zu beſprechen, denn ſie zogen ſich

in eine der Lauben zurück, nicht ohne ihre Gläser fürsichtig mitzunehmen.

Paul Gumpert und Emmchen Liebmann gerieten über das Schlafzimmer aneinander. Er war jetzt für Empire und sie für Vogelahorn modern. Empire, sagte Paul Gumpert, wäre ein Muster, das immer geht. Er dachte eben kaufmännisch und weiter.

Selma sprang bei. Sie war für modern. Empire wäre kein Stil, sondern eine Krankheit. Was man zwar durchaus nicht so schroff und allgemein sagen kann, was aber auf das präsumptive Gumpertsche Schlafzimmer gar nicht so übel paßte.

Außerdem war Paul Gumpert noch sehr bei Heinrich Heine. Denn wenn er trank, wurde er melancholisch, und er sah zu Hannchen, die sich ganz Egi widmete, mit großen, halb stieren und halb tränenschimmernden Augen hinüber.

Lucie und Johannes Hansen kamen aus der Laube. Lucies Löckchen waren ein wenig ramponiert, aber ihre Augen hatten nicht gelitten: sie waren sehr munter.

„Ich habe lange mit mir gekämpft," sagte Johannes Hansen, „ich kann es zu Hause nicht mehr aushalten. Gar nicht äußerlich, man nimmt ja alle Rücksicht; aber man ist seelisch zu sehr beengt . . . Ich werde doch in eine Pension ziehen."

Allmählich fing man an, den Grund des Bowlengefäßes zu sehen, und die letzten drei Eierbrötchen waren auch hinter dem Gehege der Zähne Wilhelm Kleins verschwunden. Ein Wind kam auf, fuhr durch die Bäume, riß ein Kastanienblatt ab, das langsam her-

unterſegelte und ſich mit ſeinen breiten grünen Fingern flach auf die weiße Tiſchdecke legte.

Ja, nun wolle man gehen. Nein mit dieſem Zug . . . nicht mit dem letzten! Paul Gumpert müſſe noch ſeine Braut nach Hauſe bringen, Johannes Hanſen Lucie, Wilhelm Klein Selma, und wie ſollten ſie dann heimkommen? Frau Luiſe Lindenberg freue ſich gewiß auch, wenn ſie ſie alle los wäre.

Man ging noch etwas im Garten auf und nieder, paarweiſe und zärtlich, ſetzte ſich auch wohl einen Augenblick in die Laube, wo es nicht allzu hell war, und verharrte im Dämmer der Kaſtanien hinten an der Gärtnerei.

Annchen ſagte zu Fritz Eisner: „Eigentlich bin ich noch böſe auf dich wegen der Rede.“

Aber ſie war es dann ganz und gar nicht.

Als man im Fortgehen an der Laube Liebenthal vorüberkam, hatten die Damen ſich ſchon zurückgezogen. Aber die Herren ſaßen noch mit Augen wie Hyänen um den Tiſch und pokerten, daß die Goldſtücke nur ſo durch den Garten ſpritzten.

Und in den Nächten darauf begann Tau wieder zu fallen. Und der Nebel von der Havel zog weit herüber in das Land hinein an den Abenden. Es kamen die ersten Nachmittage mit ganz feinem sprühigem Regen. Nicht mehr das Tropfengepladder des Sommers auf den Blättern, nein, das Raſcheln im Laub und das Prickeln und Kniſtern und Stäuben, und die Stämme wurden ganz feucht und grünſchleimig davon.

Die Sonne hatte dann ſchon wieder Mühe, es aufzutrocknen, und im Wald kam ſie überhaupt nicht damit zuwege. Das aber war den gelben und braunen und rotgepunkteten Köpfen der Pilze gerade ſo recht.

Es gab ja noch ſehr ſchöne, ganz klare, weißklare Tage draußen, aber ſie wurden von den anderen überſtimmt, wie ſtets in der Welt die überſtimmt werden, die Recht haben und Gutes wollen. Und deshalb waren ſie wohl auch ſchon ſo ganz leicht traurig, dieſe Tage, und wurden wie von einem melancholiſchen Schauer geſchüttelt, wenn ſie des Abends — früh genug ſchon — Abſchied nahmen.

Das Haus war auch ſehr ſtill geworden. Die Baumeiſtersleute ließen ſich gar nicht mehr ſehen. Die älteſte der Kapitänswitwe (Mittelmeerraſſe) war mit einer adeligen Freundin in Binz. Liebenthals waren alsbald nach Sankt Moritz verſchwunden, ſamt Blanche und Anatole; — ſie hatten blaue Seidenröckchen bekommen, bleu-blau, bleu électrique, und ſahen, wenn ſie darin herumhüpften und jubelten, daß es fortginge, wie die Erdflöhe aus, die bekanntlich keine Flöhe,

ſondern Käfer ſind, und nicht braun ſind, wie ein ehrlicher Floh ſein muß, ſondern ſtahlblau, bleu-blau, bleu électrique. Aber ſie hüpfen genau ſo, und wenn ſie auch nicht beißen, ſie ſind doch jeder Kultur ſehr ſchädlich. Und daß es ohne „Mademoiſelle“ und „va vite“ fortgegangen war, hatte ſie noch beſonders froh geſtimmt.

Mademoiſelle aber hatte eine neue ſchöne Stelle gefunden. Und es koſtete ſie gar kein Geld, ihren Korb zu ſpedieren. Ja, ſie konnte ihn ſogar einfach in der Wohnung ſtehen laſſen. Sie kam nämlich zur Kapitänswitwe, vor allem vorerſt zu Lieschen, dem Südſeetyp. Es wäre Zeit, daß man dem Kind eine Franzöſin gäbe. Die anderen würden ja auch von ihr profitieren. Ja, ſie hoffe ſelbſt, ihre franzöſiſchen Kenntniſſe wieder mal aufzufriſchen. Da die aber nicht über „nong musjeh“ bisher hinausgegangen waren, ſo brauchte man von vornherein die Hoffnung nicht aufzugeben, daß das der Kapitänswitwe gelingen würde. Jetzt wäre es ja etwas beſchränkt mit dem Raum, aber in ihrer neuen Wohnung in dem ſchönen Viertel am Jungfernſee — wo anders kann man doch nicht wohnen in Potsdam, die Häuſer mögen von außen ja gehen, von innen wären ſie aber zu primitiv — da hätten ſie ja mehr Raum. Denn die Mädchen müßten doch zum mindeſten jedes ihr Zimmer haben — nicht wahr?

Und langſam bekam ein Baum nach dem andern buntes Laub, Kaſtanien, Ahorn, Linden, Rüſtern. Eichen und Buchen fingen nun auch ſchon an. Es fiel noch nicht ſtark, das Laub, aber jeden Morgen waren die Wege von ſeiner roten und braunen und

gelben Buntheit neu geſprenkelt. Auch die Blumen ſchwanden draußen. Man mußte ordentlich ſuchen, um noch einen Blumenſtrauß zuſammenzukriegen.

Und morgen ſollte der Möbelwagen kommen. Fritz Eisner fuhr hinaus, um zu helfen: männlicher Schutz, drei Damen. Doktor Eginhard Meyer konnte leider nicht, da bekanntlich die Morgenſtunden doch ſeine beſte Arbeitszeit waren und jetzt ihn die Drucklegung ſeiner Promotion voll in Anſpruch nahm.

Es ſah wüſt aus, recht wüſt. Und Fritz Eisner, der von ſeiner Mutter her beſcheidene, aber ſtreng ſaubere Hausführung gewöhnt war, bekam einen ziemlichen Schreck: er ſah Perſpektiven. Die beiden Alben, das einfache und jenes mit dem Muſikwerk, das nicht ging, und der Kaſten voll Photographien mit der kunſtvollen Laubſägearbeit wurden auch verſtaut. Auch die Berliner Vaſe mit dem Loch im Königlichen Schloß.

Frau Luiſe Lindenberg zählte das Silber und jammerte: eine Gabel fehle. Aber ſie hatte ſich nur verzählt. Hannchen plättete noch draußen ihre Röcke auf, und Annchen ſtubſte ihre Bluſen einfach wie ſie kamen in den Karton: nun wäre ſie fertig.

Was mit den Blumen werden ſollte.

Ach, die müſſe man wegwerfen.

Auf dem Tiſch ſtand in einer Vaſe ein Strauß von Margeriten, den letzten Kornblumen — ſie hatten ſich irgendwo auf einen Wegſtreifen gerettet und waren ſo der Senſe entgangen — und dazwiſchen glühten ein paar Flecken grellen Mohns. Und als Fritz Eisner auf ſie hinunterſtarrte, da hatte er noch einmal die

Suggeſtion von Wieſen, Feldern, Wegen am Rande der Büſche und von einem Sommerhimmel, ſo ſtrahlend blau, daß er wußte, ſo würde er ihn nie mehr ſehen.

Aber Hannchen war für Ordnung. Sie nahm die Blumen und beförderte ſie in den Mülleimer.

„Komm', Annchen, wir gehen noch ein bißchen ſpazieren, der Möbelwagen iſt doch unpünktlich."

Und Fritz Eisner und Annchen gingen bekannte Wege. Aber der kommende Herbſt hatte ſie ſchon verändert. Es waren nicht mehr die Wege ihres Frühlings und Sommers. Doch der Leuchtkäferweg mit den Bänken aus Birkenäſten, der würde ganz der alte ſein.

Aber wie ſie hinkamen, war da eine Latte vorgenagelt, und es ſtand groß und breit auf einer Tafel: „Verboten!" und darunter ein langer Sums: Fünfzehn Jahre Zuchthaus, wenn nach der ganzen Sachlage keine ſchlimmere Strafe verwirkt war, oder ſo ähnlich hieß es.

Die Anlieger, glaube ich, hatten eine Eingabe gemacht. Sie ſagten: man merke ſonſt gar nicht, daß man in Preußen iſt.

Und Fritz und Annchen gingen deshalb außen herum, am Waldrand entlang, legten ſich noch einmal vor Brombeergeſtrüpp in die Sonne, ſahen den Wolkenſchatten zu, die über die Landſchaft zogen, und hörten von drüben aus den Gattern das Röhren der Hirſche dumpf und in Abſtänden. Ein großes, welkes Blatt löſte ſich über ihnen vom Baum, hüpfte von Aſt zu Aſt wie ein Eichhörnchen, immer wieder einen kurzen

Augenblick raſtend, ehe es ſich zu neuem Sprung ſammelte, und blieb endlich vor ihren Füßen liegen.

„Komm', Annchen, wir wollen gehen."

Der Möbelwagen ſtand ſchon vor der Tür, groß und grün.

„Jott, haben Sie 'ne ſchöne neue Glocke jekauft for det Stück," meinte der baumlange Möbelmann. Ob das letzte aber auf die alte Glocke oder auf die Kapitänswitwe ging, war nicht erſichtlich. Und er nahm mit einem Ruck die ſchwere Notenkiſte auf den Rücken: „Jetzt werde ich mir aber mit ſie in acht nehmen."

Die Kapitänswitwe kam heraufgerauſcht, viſitierte die Wohnung und ſagte, daß ein Ofenſchlüſſel nicht da wäre. Der müſſe erſetzt werden.

Lindenbergs hätten nie geheizt.

Das mache nichts, er fehle, ſie hätte ihn mit übergeben, und er müſſe erſetzt werden. Und dann bekäme ſie noch etwas für die Abnutzung der Möbel.

„Schön," ſagte Frau Luiſe Lindenberg.

Lehmann arbeitete wieder mal vorzüglich. „Ich ſage immer, man kann mit niemand anderem ziehen als mit Friedrich Lehmann."

Und in einer halben Stunde rückte der Wagen ab.

Der Spielzeughund ſtand mitten auf der Straße mit ſeinen wie angenähten Ohren, mucksmäuschenſtill. Man glaubte, er hätte Räder unter den Füßen oder wäre auf ein Brett genagelt.

Der letzte Blick ſeines Lebens aber, den Fritz Eisner in die Wohnung zurückwarf, der fiel gerade auf den Lar, auf das ausgeſtopfte Äffchen, das da immer

noch oben auf der Konsole stand und mit seinen Engländerzähnen an der Haselnuß herumknackte, die doch sicher hohl war.

Wie dumm der Affe war ... fast wie ein Mensch.

Am Abend setzte wieder der sprühige Regen ein; und der ist in der Stadt weit häßlicher als da draußen. Er macht alles, Häuser, Pflaster, Bürgersteige, Menschen, Pferde, Bahnen und Schirme, blank und glitschig, prickelt einem mit Nadelstichen in das Gesicht. Und als Fritz Eisner nach Elf von Lindenbergs kam — er mußte doch fragen, wie ihnen der Umzug bekommen war — und nach Hause strebte durch all diese schuddrige Nässe, da ging plötzlich eine große, schlanke Frauensperson mit einem Federhut an ihm vorbei, solch einem Federhut, wie ihn seinerzeit die richtige Baumeistersfrau getragen hatte.

Aber es war nicht die richtige Baumeistersfrau, es war die falsche, die erste, die kleine mit dem Boucherköpfchen, die Madonna, das Seerosenblatt. Sie sah noch fast so aus wie vorher, nicht sehr verändert, immer noch scheu und zaghaft.

Fritz Eisner sprach sie an: wie es ihr ginge.

So gut wie draußen, sagte sie, hätte sie es nicht mehr. Auch nicht mehr gehabt. Der Baumeister hätte sich schlecht gegen sie benommen und auf ihre Briefe nicht geantwortet. Aber die Männer wären ja wohl nun mal nicht anders.

Und damit nahm sie Abschied von Fritz Eisner, sagte, sie müsse noch weiter und ging ganz langsamen Schrittes nach dem Innern der Stadt zu.

Ein Mädchen aber, das um zwölf Uhr nachts allein nach dem Innern der Stadt geht, mit dem iſt nicht mehr viel los.

Schade, ſagte ſich Fritz Eisner nach einer ganzen Weile nachdenklich, ich hätte ſie doch fragen ſollen, wie der richtige Text zu dem Lied hieß, das ſie da immer ſang. Schade! Wer weiß, ob man ſie in dieſem Leben noch einmal wiederſieht?

In der Sammlung der
Ullstein-Bücher
erschien von

Georg Hermann

Kubinke

*

Nur in Berlin konnte ein Roman „Kubinke" spielen, in der riesengroßen Stadt an der Spree, und kaum ein anderer vermochte ihn so zu schreiben wie Georg Hermann. Aus dem Millionengewimmel holt er sich seinen Helden, den bescheidenen Friseurgehilfen Emil Kubinke. Der lockende Frühling narrt den armen Kerl, die Liebe stellt ihm Fallen, und als ihn die dicke Hedwig und die lange Emma dem Glückstraum mit der rotblonden Pauline, seiner regulären Braut, schnöde entreißen, geht er still aus dem Leben. Mit überwältigender, dichterischer Tragikomik hat Georg Hermann diese Handlung gestaltet. Der „Kubinke" zählt zu den paar im höchsten Sinne humoristischen Romanen der deutschen Literatur.

*

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.